This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

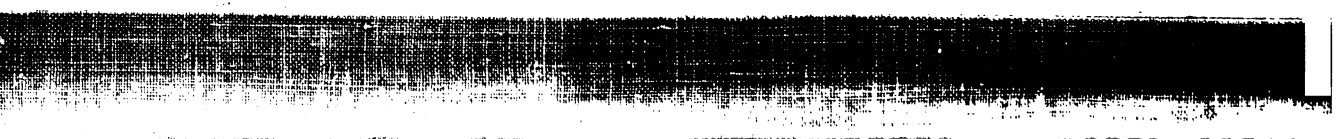
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Katharin

RKELEY
RARY
VERSITY OF
LIFORNIA



Katharina II

Korovina, Daria ?

Katharina II.

Kaiserin von Rußland

Denkwürdigkeiten der Gräfin Korowin
geb. Denissow herausgegeben von
Reinhold Ortmann

Druck und Verlag von A. Weichert, Berlin

Sämtliche Rechte vom Verleger vorbehalten.

Copyright 1912 by A. Weichert, Berlin.

PRESERVATION
COPY MADE
ORIGINAL TO BE
RETAINED

DK170
K67
1912

1995

Vorwort des Herausgebers.

Das achtzehnte Jahrhundert ist das Zeitalter der interessanten Memoirenwerke. Wie sie die Kunst des Briefschreibens mit einer Feinheit und Grazie zu üben verstanden, die unserer hastenden Zeit völlig verloren gegangen scheint, so verfügten die schöngeistigen Damen und Herren der Aufklärungsepoche oft auch über ein erstaunliches Talent, ihre persönlichen Erlebnisse, ihre Beobachtungen und alle die unzähligen pikanten Klatschgeschichten, die damals nicht weniger als heute die Würze des gesellschaftlichen Lebens ausmachten, in unterhaltendster Form mit der Feder festzuhalten. Viele dieser aus bloßer Liebhaberei und ohne allen literarischen Ehrgeiz geschriebenen Denkwürdigkeiten sind als kostbare Kulturdokumente zu hoher Berühmtheit gelangt und bilden trotz der Vorsicht, mit der manche ihrer tatsächlichen Angaben und ihrer persönlichen Urteile aufgenommen werden müssen, eine unschätzbare Fundgrube für den Historiker.

Auch das Charakterbild der vielgerühmten und vielgeschmähten „Semiramis des Nordens", Katharina II.

von Rußland, würde heute viel weniger plastisch und scharf umrissen vor uns stehen, wenn es nicht durch viele zeitgenössische Memoirenschreiber in den verschiedensten Beleuchtungen gezeigt worden wäre. So groß ist die Zahl der von Personen ihrer nächsten Umgebung hinterlassenen Denkwürdigkeiten, die sich fast ausschließlich mit der überragenden Gestalt der außerordentlichen Frau beschäftigen, daß ihre Vermehrung durch die Herausgabe des vorliegenden Buches nur durch den besonderen Charakter dieser Aufzeichnungen gerechtfertigt werden kann. Ihre Verfasserin gehört nicht zu jenen Zeitgenossen Katharinas, die in den Büchern der Geschichte einen Platz gefunden haben. Sie ist im Dunkel geblieben, weil sie niemals gleich anderen Vertrauten der Kaiserin den Ehrgeiz gehabt hat, sich als treibende Kraft bei politischen Intrigen oder großen Staatsaktionen zu betätigen. Vielleicht hat sie recht, wenn sie von sich selber sagt, daß es ihr immer ebenso sehr an Interesse wie an Verständnis für diese Dinge gefehlt habe und daß sie sicherlich nur deshalb von den verschiedensten Personen in alle möglichen Geheimnisse eingeweiht worden sei, weil man sie für zu unbedeutend gehalten habe, um daraus zum Schaden der Vertrauensseligen Nutzen für ihre eigene Person zu ziehen.

Ueberraschende historische Enthüllungen würden wir darum in diesen Denkwürdigkeiten vergeblich suchen. Sie wollen viel weniger als ein Beitrag zur Weltgeschichte

aufgenommen sein, denn als ein aus Tatsachen aufgebauter Roman, der uns die geschichtlichen Persönlichkeiten des Katharina-Zeitalters, ihre Handlungen und Erlebnisse, die Komödie ihrer Torheiten und die Tragik ihrer selbstverschuldeten Schicksale in rein menschlicher Betrachtung zeigt. Wie die Verfasserin selbst nicht für einen einzigen Augenblick ihre weibliche Natur verleugnen kann, so bleibt auch die Heldin ihrer Darstellung für sie immer in erster Linie die allen Empfindungen und Impulsen des Weibes unterworfene Geschlechtsgenossin.

Mit der Schwärmerei eines frühreifen Backfisches vergöttert sie die unglücklich verheiratete Großfürstin, der sie mit kaum sechzehn Jahren als demoiselle d'honneur, das ist als ein Mittelding zwischen Hofdame und Kammerfrau, zugeteilt worden ist. Mit wachsendem Erstaunen und Mißtrauen beobachtet sie die Handlungen der jungen Kaiserin, deren brennenden Ehrgeiz und deren skrupellose Herrschsucht sie ihrer ganzen Naturanlage nach nicht verstehen kann, bis eines Tages die Rivalität im Kampfe um den Besitz eines geliebten Mannes in ihrem Herzen einen echt weiblichen Haß gegen die mächtigere und glücklichere Nebenbuhlerin auflodern läßt. Von da an ist sie als Beurteilerin Katharinas vielleicht ebensowenig gerecht, wie sie es anfangs in ihrer blinden Verehrung gewesen ist. Aber ihr durch die Eifersucht geschärfter Blick entdeckt doch ohne Zweifel in dem Charakter der Kaiserin manchen Zug, der auch

uns vieles ſcheinbar Unbegreifliche und Widerſpruchsvolle in Katharinas Leben verſtändlicher macht.

Durch die Ungnade ihrer einſtigen Gönnerin nicht nur zeitweilig vom Hofe verbannt, ſondern auch zur Ehe mit einem ungeliebten Manne, dem Typus eines rohen ſoldatiſchen Emporkömmlings, gezwungen, iſt ſie verurteilt, am Schauplatz der Ereigniſſe alle Schrecken und Greuel des Pugatſchewſchen Aufſtandes zu durchleben. Und die Tiefe ihres Gemüts, ihre Herzensgüte und die echte Weiblichkeit ihres Empfindens offenbaren ſich da, wo ſie uns von den grauſamen Leiden der ruſſiſchen Leibeigenen erzählt. ebenſo wohltuend, wie in ihrem durchaus romanhaft anmutenden Bericht über das tragiſche Schickſal der ſogenannten Prinzeſſin Tarakanow, jener unſeligen Frau, die von der ſpäteren Geſchichtsſchreibung kurzerhand, wenn auch mit ſehr zweifelhafter Berechtigung, als Hochſtaplerin abgetan worden iſt.

Es iſt das eigenartige Verhängnis der Verfaſſerin, daß ſie ohne ihr Zutun und meiſt gegen ihren Willen in die düſterſten Tragödien verwickelt wird, die das höfiſche Intrigenſpiel heraufbeſchwört. Wie bei dem Komplott zur Ermordung des bejammernswerten entthronten Zaren Iwan Antonowitſch der Ahnungsloſen eine von ihr tief ſchmerzlich empfundene Rolle zufällt, ſo wird ſie auch, ohne es zu wiſſen, ein Werkzeug von Katharinas und Alexis Orlows Plänen zur Vernichtung der gefürchteten Prätendentin. Als Belohnung grüßt ſie die wieder

aufgehende Sonne der kaiserlichen Huld. Und Darja Korowin, durch den gewaltsamen Tod ihres Gatten aus dem Joch der verhaßten Zwangsehe befreit, kehrt in der Tat noch einmal an den Petersburger Hof zurück, der jetzt ein so ganz anderes Gesicht zeigt als zu den halb barbarischen Zeiten der Kaiserin Elisabeth. Aber das alte vertraute Verhältnis zu Katharina lebt nicht wieder auf. Mehr als stille und scharfblickende Beobachterin, denn als aktive Teilnehmerin an den aufregenden Vorgängen um sie her, verbringt die Gräfin ihre letzten Lebensjahre inmitten des höfischen Treibens. Es ist ihr vergönnt, ein spätes, kurzes Glück in den Armen des ebenfalls schon alternden Mannes zu finden, dem in der Jugend Maientagen die einzige große Leidenschaft ihres Lebens gegolten. Und als die Kunde sie erreicht, daß dieser Mann — sein Name ist Gregor Potemkin — am Grabenrand auf offener Landstraße seinen letzten Atemzug getan, da betrachtet auch sie ihr Leben als abgeschlossen und legt die erzählende Feder aus der Hand.

In der Tat hat sie den einst allmächtigen Günstling ihrer kaiserlichen Rivalin, den titanenhaften Taurier, nur um wenige Monate überlebt. Und so ist es ihr wenigstens erspart geblieben, zu sehen, wie man auf Kaiser Pauls Befehl seine Ueberreste gleich denen eines gerichteten Verbrechers auf den Schindanger warf.

R. O.

Dem Zaren nahe, nah dem Tod.
Ruſſiſches Sprichwort.

1. Kapitel.

Zu den Glücklichen, die im ſpäten Alter mit Rührung und Entzücken an das Paradies ihrer Kindheit zurückdenken dürfen, gehöre ich nicht. Denn meine Kinderjahre erſcheinen mir in der Erinnerung als alles andere eher, denn als eine paradieſiſche Zeit. Arm an Liebe und leer von jenen Freuden, die oft auch in der dürftigſten Hütte die Jugend eines knoſpenden Menſchenweſens vergolden, ſtehen ſie vor meiner Seele als eine unendliche Kette grauer, einförmiger Tage, ſelten durch einen flüchtigen Sonnenblick erhellt, aber oftmals für lange Zeit verdüſtert durch die Schatten grauſamer Aengſte und furchtbarer Erlebniſſe. Noch jetzt, wenn ich meine Gedanken in jene ferne Vergangenheit zurückſchweifen laſſe, fühle ich etwas von den gräßlichen Schauern, die mich damals ſo oft mit gellendem Schrei aus dem Schlafe emporfahren ließen. Und mehr als einmal in den karg gezählten Glückstagen meines Lebens iſt es mir widerfahren, daß plötzlich erwachte Kindheitserinnerungen meine lachenden Augen mit Tränen füllten und wie mit einem häßlichen, ſchmutzigen Nebel alles Helle und Leuchtende um mich her verhüllten.

Von der irdiſchen Erſcheinung meiner unglücklichen Eltern iſt mir nicht einmal eine ſchattenhafte Vorſtellung

geblieben. Die Frau, die mich am 13. April des Jahres 1736 gebar, wurde schon am 20. April des nämlichen Jahres — ihrem neunzehnten Geburtstage — zur letzten Ruhe gebettet. Sie hieß mit ihrem Mädchennamen Maria Paulowna Balk und war als kaum Siebzehnjährige die Gattin des Obersten Feodor Iwanowitsch Denissow geworden. Nach allem, was man mir später von ihm erzählt hat, muß mein Vater ein schöner und glänzender Offizier gewesen sein, der sich am Hofe der Kaiserin Anna besonderer Beliebtheit erfreute. Aber ich suche in meinem Gedächtnis vergeblich nach einer Erinnerung an sein Antlitz und seine Gestalt. Noch war meine Seele eines tieferen Empfindens nicht fähig, als der unerforschliche Wille der Vorsehung mich für immer von ihm trennte. Hatte ich doch eben erst mein zweites Lebensjahr vollendet, als das Schreckliche geschah.

Demoiselle Juliette Latour, meine französische Erzieherin, von der ich sogleich ausführlicher werde sprechen müssen, hat mir vier Jahre später die Geschichte seines Unglücks erzählt — ausführlich und mit grauenhaften Einzelheiten, von denen mein kindlicher Geist glücklicherweise nur einige wenige zu fassen und zu bewahren vermochte. Ich weiß nicht, inwieweit ihre ausschweifende Phantasie und das unbegreifliche Bedürfnis, die wehrlose Seele ihres armen jungen Zöglings zu peinigen und zu vergiften, die Wahrhaftigkeit ihrer Darstellung beeinträchtigt haben mögen; denn eine unüberwindliche Scheu hat mich später immer abgehalten, nach den näheren Umständen jenes traurigen Ereignisses zu forschen. Aber da ich nicht jederzeit verhindern konnte, daß man mir hier und da gegen meinen Willen Andeutungen über das Ende meines Vaters machte, mußte ich wohl die

Ueberzeugung gewinnen, daß die Erzählung der Demoiselle Latour wenigstens in der Hauptsache den wirklichen Vorgängen entsprach.

Danach hatte Oberst Denissow, den die Soldaten als einen strengen Vorgesetzten fürchteten, über einen Sergeanten seines Regiments die Strafe des Spießrutenlaufens verhängt. Und die Exekution sollte eben ihren Anfang nehmen, als der Delinquent, auf meinen Vater deutend, die inhaltsschweren Worte ausrief:

„Slowo i djelo!“*)

Das war die von dem Gesetze Peters I. vorgeschriebene Form für die Anklage des Hochverrats, wie sie nach jenem Gesetz auch der Niedrigste gegen den Höchstgestellten, der Leibeigene gegen seinen Herrn, der Soldat gegen seinen Vorgesetzten, ja, selbst der schuldig gesprochene Mörder gegen den Richter erheben durfte, der ihn verurteilte. Und wie unsinnig auch immer die Anklage scheinen mochte, dies einzige Wort eines Rachsüchtigen war doch in jener grausamen Zeit hinreichend, ein Menschenleben zu vernichten. Mein Vater wurde auf der Stelle verhaftet und die von ihm über den Sergeanten verhängte Strafe wurde nicht vollstreckt. Für den Elenden selbst freilich zunächst nur ein kärglicher Gewinn. Denn da er weder Zeugen noch andere Beweise beizubringen vermochte für seine abenteuerliche Behauptung, Oberst Denissow habe ihn für einen Anschlag gegen das Leben der Kaiserin Anna gewinnen wollen, wurde er nach der Vorschrift des Gesetzes dreimal geknutet, um durch seine Standhaftigkeit die Wahrheit der Anklage zu erweisen. Und erst als er die Probe ausgehalten

*) „Wort und Tat!“

hatte, als er seine Anschuldigung beharrlich wiederholte, während das Blut in Strömen von seinem zerfleischten Rücken herablief, machte man meinem Vater den Prozeß. So wie man eben einem des Hochverrats Verdächtigen den Prozeß zu machen pflegt. Der Mann, der noch gestern ein Liebling des kaiserlichen Hofes gewesen war, der glänzende Offizier, dem die Kaiserin lachend die freimütigsten Scherze gestattet hatte, wurde, da er mit Entschiedenheit jedes Verschulden leugnete, der Tortur unterworfen — nicht einmal, sondern dreimal und viermal, bis seine starke Natur den unerhörten Qualen erlag. Man fand ihn tot in seiner Kerkerzelle, noch ehe die Richter ihren Spruch über ihn gefällt. Die strenge Beobachtung eines Gesetzes, über dessen Weisheit und Gerechtigkeit zu urteilen mir nicht zukommt, hatte mich mit zwei Jahren zur elternlosen Waise gemacht.

Lange nach diesem Zeitpunkt erst gestalten sich mir die dämmrig verschwommenen Eindrücke meiner frühen Kinderzeit zu festen und bestimmten Erinnerungen. Ich sehe mich in einer Umgebung, die nach den damaligen Begriffen sicherlich eine sehr vornehme gewesen sein muß — in einem Hause, das viele Zimmer und einen großen Saal hatte, inmitten einer zahlreichen Dienerschaft, und oftmals geängstigt durch das Getöse ausgelassener Festlichkeiten, deren wüster Lärm in abgerissenen Mißtönen durch die hölzernen Wände bis in mein abgelegenes Kinderstübchen dringt.

Das Haus ist der Palast des Generals Lopuchin, und seine Herrin ist Natalia Paulowna, eine beträchtlich ältere Schwester meiner früh verewigten Mutter.

Ich habe am Kaiserhofe, wo ihr Name in späteren Jahrzehnten viel häufiger genannt wurde als der meines

schnell vergessenen Vaters, von ihr niemals anders sprechen hören als von der „schönen Lopuchin“. Und es war darum wohl mehr als die Einfalt eines unerfahrenen Kindes, wenn sie mir als das herrlichste aller menschlichen Wesen erschien, als eine schier überirdische Lichtgestalt, derengleichen es für mich nur auf bunten Heiligenbildern gab. Ihr gehörte meine erste, anbetende Liebe, und ich möchte fast daran zweifeln, daß irgendeine der zärtlichsten Empfindungen meines späteren Lebens an Tiefe und Innigkeit sich mit dieser kindlichen Liebesglut hätte vergleichen können. Hätte sie mir jemals einen Beweis mütterlicher Zuneigung gegeben, hätte sie mich nur ein einziges Mal mit Wärme an sich gedrückt oder mich wirklich geküßt, statt mit flüchtig kühlem Lippenhauch meine Stirn zu streifen, ich wäre sicherlich das glückseligste Geschöpf auf Erden gewesen. Aber durch derartige Liebkosungen wurde ich nicht verwöhnt. Die Freundlichkeiten, die meine schöne Tante mir erwies, waren von einer Art, die mir unmöglich Mut machen konnte, mich ihr in kindlichem Zutrauen zu nähern. Auch sah ich sie so selten, daß die Begegnungen mit ihr für mich die großen und festlichen Ereignisse meiner Jugendzeit bedeuteten. Sie war dann beinahe immer in großer Toilette, mit Diamanten und anderen Juwelen geschmückt wie ein wundertätiges Kirchenbild, und um nichts in der Welt würde ich es über mich gewonnen haben, diese strahlende Herrlichkeit mit meinen Händen anzurühren. Auch zeigte sie im engen Familienkreise durchaus nicht zu jeder Zeit die gütige und lächelnde Miene, die ihrem Gesicht etwas so engelhaft Weiches und Sanftes verlieh. Namentlich im Gespräch mit meinem Onkel, dessen Bild sich in meiner Erinnerung fast

bis zur Unkenntlichkeit verwischt hat, konnte sie auch recht böse und zornig blicken, und ich weiß, daß es mich jedesmal auf Stunden und Tage hinaus tief unglücklich machte, wenn ich zufällig Bruchstücke eines solchen Gespräches erhaschte, deren Inhalt mein unreifer Verstand wohl kaum zu deuten wußte, deren Tonfall aber stets die schrecklichsten Vorstellungen in meiner Seele wachrief.

Außer der vergötterten Tante und ihrem Gatten bestand die Familie Lopuchin aus einer Tochter, die damals wohl sechzehn oder siebzehn Jahre alt sein mochte, und einem wenig älteren Sohne, dessen ich nur in langen Zwischenräumen ansichtig wurde, weil er als Page am kaiserlichen Hofe diente. Auch meine Cousine kümmerte sich um mich sehr wenig. Sie war ein großes und schönes Mädchen, aber von unfreundlichem, herrischem Wesen, und immer damit beschäftigt, sich zu putzen, weil sie bereits an allen gesellschaftlichen Vergnügungen teilnahm, sowohl bei Hofe wie im väterlichen Hause. Aus irgendeinem Grunde mochte sie mich nicht leiden, und weil ich mich vor ihren stechenden Augen fürchtete, ging ich ihr aus dem Wege, soviel ich nur konnte.

Die einzige Person im Hause, die sich vom Morgen bis zum Abend mit mir beschäftigte, weil man meine Erziehung ganz in ihre Hände gelegt hatte, war Demoiselle Juliette Latour, eine schlanke, bewegliche Französin mit kohlschwarzem Haar, bräunlichem Teint und Augen, die — wenigstens nach meiner festen Ueberzeugung — im Dunkeln leuchteten wie die einer Katze. Sie war zwischen zwanzig und dreißig Jahre alt, und da sie den größeren Teil ihrer Zeit vor dem Spiegel zubrachte, muß ich wohl annehmen, daß sie sich für sehr hübsch hielt. Inwieweit sie es wirklich war, vermag ich nicht anzu-

geben. Der Abſcheu, den ſie mir durch ihr Verhalten gegen mich einflößte, und die beſtändige Angſt vor ihr, in der ich dahinlebte, haben mich zu einer ohne Zweifel ſehr voreingenommenen Richterin auch bezüglich ihrer äußeren Erſcheinung gemacht. So vollkommen iſt ſie für meine Phantaſie zur Verkörperung alles Böſen geworden, daß ich mich mein ganzes Leben hindurch ſofort von unüberwindlicher Abneigung ergriffen fühlte gegen jede weibliche Perſon, an der ich etwas von einer flüchtigen Aehnlichkeit mit meiner erſten Erzieherin zu entdecken glaubte.

Ich weiß nicht, nach welchen Grundſätzen ſie mich erzog oder ob dabei von Grundſätzen überhaupt die Rede ſein konnte; aber ich vermute, daß ſie ſehr ſchlecht geeignet war, die Entwickelung einer kindlichen Seele zu leiten. Da ſie in Augenblicken, wo ihre Tyrannenlaunen ſchlummerten, die Gewohnheit hatte, mich zur Vertrauten ihrer intimſten Angelegenheiten zu machen, hatte ich aus ihrem eigenen Munde erfahren, daß ſie vor Jahren mit einer Komödiantentruppe nach Petersburg gekommen war und ſich zeitweilig der Freundſchaft einer ſehr hochſtehenden Perſönlichkeit — ich glaube, es war der Herzog von Kurland — erfreut hatte. Die ruſſiſche Sprache hatte ſie nur ſehr unvollkommen erlernt, und nach allem, was mir von ihren Belehrungen und Unterweiſungen im Gedächtnis geblieben iſt, müſſen auch ihre allgemeinen Kenntniſſe von der kümmerlichſten Art geweſen ſein. Aber ſie legte großes Gewicht auf die Eleganz ihrer äußeren Erſcheinung und hatte ein viel feineres Benehmen als die meiſten der adeligen Damen, die unſer Haus beſuchten. Sicherlich hielt man dieſe Eigenſchaften für ausreichend, um der ehemaligen Schau-

spielerin und Mätresse meine Ausbildung anzuvertrauen. Und mein Wohl lag überdies wohl niemandem so sehr am Herzen, daß man jemals für nötig gehalten hätte, sich um die Erziehungsmethode des Fräulein Latour zu kümmern.

In Wahrheit bestand diese Methode nur in einer unaufhörlichen, raffinierten Quälerei, in einer nie unterbrochenen Folge von körperlichen und seelischen Mißhandlungen, die notwendig alles Gute in mir ersticken und alles Schlechte in üppigstem Wachstum aufwuchern lassen mußten. Meine Cousine Olympia liebte es, mich ein tückisches, verstocktes, boshaftes Geschöpf zu nennen, und ich wage nicht zu bestreiten, daß ich es wirklich war. Aber da mir später selbst von meinen erbitterten Feinden, die sonst so vieles an mir zu tadeln fanden, keine dieser häßlichen Eigenschaften nachgesagt worden ist, darf ich doch wohl zu meiner Ehre annehmen, daß es nur der unheilvolle Einfluß des Fräulein Latour gewesen ist, der mich in meinen Kinderjahren zu einem solchen Ausbund von Schlechtigkeit gemacht.

Meine Erzieherin hielt sich nicht damit auf, mich irgend etwas Nützliches zu lehren, wahrscheinlich, weil ihr auch bei besserem Willen die Fähigkeit dazu abgegangen wäre. Aber sie dressierte mich zu allerlei äußerlichen Kunstfertigkeiten in der Art, wie man einem Hündchen seine Kunststücke beibringt. Ich lernte tanzen und mich verbeugen, wie man sich vor der Kaiserin verbeugt. Ja, ich mußte stundenlang die Hofdame spielen, während Demoiselle Latour die Rolle der kaiserlichen Majestät übernahm, und mußte in Rede und Gebaren auf das strengste ein Zeremoniell beobachten, das die Komödiantin in den rasch verflogenen Tagen ihres Glanzes dem Hof-

leben gut genug abgelauscht hatte. Nur daß meine Pseudo-Kaiserin leider statt des Szepters die Rute führte, und daß es ihr ein unverkennbares Vergnügen bereitete, sich bei dem geringfügigsten Verstoß dieses Zeichens ihrer Würde zu meiner Bestrafung zu bedienen. Ich erinnere mich, daß ich von ihr oft bis aufs Blut gezüchtigt wurde, nur weil ich die schwierigen Pas eines neuen Tanzes nicht schnell genug begriff oder weil mein Gedächtnis sich gegen die Aufnahme der schlechten französischen Verse aus einer ihrer früheren Rollen sträubte, die sie mich mit dem falschen Pathos einer mittelmäßigen Komödiantin deklamieren ließ.

Daß mir manche der damals eingeprügelten Fertigkeiten während meines späteren Lebens am Hofe sehr zustatten gekommen sind, darf ich freilich nicht leugnen. Aber ich habe die früh erworbene Gewandtheit mit soviel heißen Tränen und mit einem so schmerzlichen Verzicht auf alle sonnigen Kindheitsfreuden bezahlen müssen, daß es wohl begreiflich ist, wenn ich sie noch heute als viel zu teuer erkauft ansehe.

Für die großen Ereignisse, die sich während meiner Kindheit draußen auf dem Welttheater vollzogen, fehlte es mir natürlich an jeglichem Verständnis. Sie interessierten mich höchstens insoweit, als sie hier und da geeignet waren, meiner kindlichen Schaulust Genüge zu tun oder als das aufgeregte Wesen meiner Umgebung ein Echo unbestimmter Angst auch in meiner Seele weckte.

Daß auf die Kaiserin Anna Iwanowna die Braunschweigerin Anna Leopoldowna als Regentin für den unmündigen Iwan Antonowitsch gefolgt war, und daß sich eines Tages Peters I. Tochter Elisabeth kraft eines besseren und heiligeren Rechtes an ihre Stelle gesetzt

hatte, es war in eine so frühe Zeit meines Lebens gefallen, daß es mir unmöglich hätte von irgend welcher Bedeutung sein können. Der Name der Kaiserin Elisabeth war mir ein ebenso leerer Begriff, wie es mir der der Kaiserin Anna gewesen war — oder, um es richtiger auszudrücken, er war mir in demselben Maße ein Inbegriff alles Schreckens. Eine Kaiserin war für mich, dank der Rute des Fräulein Latour, die verkörperte Härte und Grausamkeit. Mein kleines Herz zog sich in den schrecklichsten Beklemmungen zusammen, so oft ich mir vorstellte, daß meine angebetete Tante dieser furchtbaren Frau Tag für Tag von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen müsse, und ich flüchtete eilig in den entlegensten Winkel des Zimmers, wenn ich einmal zufällig vom Fenster aus des kaiserlichen Wagens oder Schlittens ansichtig wurde.

Das Schlimmste freilich war, daß Demoiselle Latour es sich angelegen sein ließ, meine Einbildungskraft durch die Erzählung der gräßlichsten Schauergeschichten in einer ständigen fieberhaften Aufregung zu erhalten. Wie sie sich kein Gewissen daraus machte, meine kindliche Unschuld und Ahnungslosigkeit zu zerstören und zu vergiften, indem sie mir von ihren eigenen Liebesabenteuern und von denen anderer sprach, so zeigte sie sich wahrhaft unermüdlich in der Ausmalung von Greueln, die sich nach ihrer Behauptung samt und sonders in Wirklichkeit zugetragen haben sollten. Davon, daß sie mich als die erste von dem entsetzlichen Schicksal meines Vaters unterrichtete, habe ich bereits gesprochen. Sie kam mit besonderer Vorliebe auf diesen Gegenstand zurück, und sie wußte ihre Erzählung jedesmal mit irgendeiner Einzelheit auszuschmücken, die sie für mich noch um ein gut Teil furchtbarer machte.

Wäre ich ein Knabe gewesen, so würde sie mir mit dieser ewigen Wiederholung von meines Vaters Martyrium vielleicht einen unaustilgbaren Haß gegen diejenigen eingepflanzt haben, auf deren Befehl er gemartert und gemordet worden war. Ich aber war nur ein armes, kleines Mädchen, ein trotz seiner angeblichen Verstocktheit äußerst empfindsames und weichherziges Geschöpf. Ich konnte nur zittern und schluchzen. Meine Seele war frei von finsteren Rachegedanken, wenn ich des Nachts aus fürchterlichen Träumen emporfuhr und mein nasses Gesicht sich verzweiflungsvoll in die Kissen wühlte.

Ich hatte mein siebentes Lebensjahr vollendet, als ich eines Tages die selten erteilte und darum immer mit stillem Jubel begrüßte Erlaubnis erhielt, meine Tante und ihre Tochter, die erst unlängst mit dem kaiserlichen Hofe aus Moskau zurückgekehrt waren, auf einer Spazierfahrt zu begleiten. Es war ein wunderschöner Tag im Anfang des Sommers, und ich fühlte mich glücklich wie immer, wenn ich mich auf einige Stunden gesichert wußte vor den unberechenbaren Launen und Bosheiten meiner Erzieherin. Daß ich meiner geliebten Tante gegenübersitzen und mich nach Herzenslust an dem Anblick ihrer himmlischen Schönheit sättigen durfte, ließ diese Spazierfahrt für mich vollends zu einem köstlichen Feste werden. Und in meiner Seele regte sich keine Ahnung, daß dieses Fest niemals eine Wiederholung erfahren sollte, weil die herrliche Frau, zu der ich wie in Anbetung emporschaute, bereits von dem grausamsten Schicksal gezeichnet war.

Wir kamen nach Hause, früher vielleicht, als es von den Zurückgebliebenen erwartet worden war; denn Demoiselle Latour kam uns nicht nach ihrer sonstigen Ge-

wohnheit entgegen, um mich in Empfang zu nehmen. Ich weiß nicht, ob meine Tante darin etwas Auffälliges erblickte; jedenfalls nahm sie mich, noch ehe sie sich von ihrer Kammerfrau hatte umkleiden lassen, bei der Hand und führte mich durch die Zimmerreihe, an deren Ende das von der Französin und mir bewohnte Stübchen lag. Im letzten Vorgemach hörte ich plötzlich die lachende Stimme meines Onkels, die aus meinem Zimmer kam, und ich war verwundert, daß sie einen so ganz anderen, zärtlicheren Klang hatte, als in seinen Gesprächen mit der Tante.

Natürlich hatte auch die Frau an meiner Seite vernommen, was ich gehört. Ich fühlte mit heftigem Erschrecken, wie sie meine Hand zwischen ihre Finger preßte, als ob sie sie zerdrücken wollte. Und da ich nun unwillkürlich zu ihr aufblickte, war ich entsetzt über den finsteren Ausdruck ihrer Züge und den starren Blick ihrer weit geöffneten Augen. Sie gab meine Hand frei, machte mir ein gebieterisches Zeichen, mich still zu verhalten und ging auf den Fußspitzen bis zu der Tür meines Zimmers. Sie beugte sich nieder, um durch das Schlüsselloch zu spähen, und nach einer kleinen Weile richtete sie sich wieder auf, mir ein totenbleiches Antlitz zuwendend. Ich begriff von alledem nichts weiter, als daß meiner Tante etwas sehr Schlimmes widerfahren sein müsse, und in bangem Schweigen ließ ich es geschehen, daß sie mich wieder hinwegführte und mich der alten kalmückischen Dienerin übergab, die mich täglich zu waschen und anzukleiden pflegte.

Nach einer Stunde kam Demoiselle Latour, um mich zu holen. Sie war sehr heiter, und obwohl ich nur eine ganz unbestimmte Empfindung davon hatte, daß sie

meiner Tante etwas Böses angetan haben müsse, war sie mir doch niemals abscheulicher vorgekommen als an diesem Abend.

Sie brachte mich zur Ruhe und schwatzte an meinem Bett noch lange Zeit, wie immer, wenn sie sich in guter Laune befand und sonst niemanden hatte, der ihr zuhören mochte oder der ihre Sprache verstand. Wenn ich über diesem Geplapper einschlief, kam es ihr sonst durchaus nicht darauf an, mich ein paarmal unsanft wieder wachzurütteln. Heute aber war sie zur Nachsicht gestimmt und ließ mich schlummern. Daß ich trotzdem mitten in der Nacht geweckt wurde, geschah sicherlich sehr gegen ihren Willen. Denn diesmal war sie nicht die Urheberin, sondern das bejammernswerte Opfer der nächtlichen Störung. Ihr gellendes Angstgeschrei war es, das mich aus meinen Träumen aufgeschreckt hatte. Bei dem Schein einer Laterne, der das Zimmer mit einer unheimlich matten Helligkeit erfüllte, sah ich sie im Kampfe mit zwei wild aussehenden bärtigen Männern, die sie bereits von ihrer Lagerstätte emporgerissen hatten, und unter deren riesigen Fäusten sie sich mit all ihrer natürlichen Beweglichkeit drehte und wand wie eine gefangene Schlange.

Ich glaubte nichts anderes, als daß man nun auch mich umbringen würde; aber als ich zu jammern und zu weinen anfing, kehrte mir einer der beiden Männer mit einem beruhigenden Lächeln sein Gesicht zu, und ich erkannte, daß es das Gesicht Iwan Dimitrowitschs war, des immer lustigen und zum Spaßen aufgelegten Kutschers, der meine Tante und mich erst an diesem Nachmittag gefahren hatte.

„Darja Feodorowna, mein Täubchen, fürchten Sie

sich nicht!" rief er mir in seinem gewöhnlichen, gutmütigen Tone zu. „Wir machen uns auf Befehl Ihrer Gnaden einige Bewegung. Weiter hat es nichts zu bedeuten."

Nun zitterte ich in der Tat nicht mehr um mein Leben; denn Iwan war für mich eine der vertrauenswürdigsten Persönlichkeiten des Hauses, und an die Stelle meines anfänglichen Entsetzens trat ein grenzenloses Erstaunen. Es war ja nicht das erstemal, daß ich einen erwachsenen Menschen prügeln sah; denn derartige Exekutionen wurden drunten im Hofe an einem nachlässigen oder unbotmäßigen Bedienten oft genug vollzogen. Daß aber Demoiselle Juliette Latour, meine strenge Herrin, deren Stirnrunzeln ich fürchtete wie sonst nichts auf Erden — daß die hoheitsvolle „Majestät" unserer seltsamen Unterrichtsstunden vor meinen Augen von zwei Domestiken mit eingeweichten Rutenbündeln gezüchtigt werden konnte wie ein kleines Mädchen, das dünkte mich so über alle Maßen wunderbar und unfaßlich, daß ich dem kläglichen Schauspiel zusah, ohne etwas anderes zu fühlen als eben jenes ungeheure Erstaunen.

In demselben Augenblick, wo sie hörte, daß ihre Bestrafung auf Befehl der Generalin erfolgte, hatte sich die Französin ohne weiteren Widerstand in ihr Schicksal ergeben. Ihr gellendes Geschrei war zu einem erbärmlichen Wimmern geworden, und sie beschränkte sich darauf, ihre Peiniger in winselnden Tönen um Erbarmen anzuflehen. Mit sehr geringem Erfolg; denn die beiden unterzogen sich der Erfüllung ihrer Aufgabe mit unverkennbarem Vergnügen und mit solcher Gewissenhaftigkeit, daß der ehemaligen Freundin eines Herzogs

in dieser einen Stunde alles heimgezahlt wurde, was ich unter ihrer Zuchtrute hatte erdulden müssen.

Aechzend und zuckend blieb sie noch lange Zeit auf dem Fußboden liegen, nachdem die beiden Henkersknechte sich entfernt hatten. Dann schleppte sie sich, unverständliche Worte murmelnd, zu ihrer Lagerstätte zurück, und ich war im innersten Herzen froh, daß sie nicht auf den Gedanken verfiel, an mir ihre Rache zu kühlen.

Viele Jahre später mußte ich mitansehen, wie eine hohe Dame die Untreue eines Liebhabers und den Verrat einer Hofdame auf genau dieselbe Weise strafte, und ich glaube, daß diese Art, eine beleidigte Frauenehre zu rächen, in Rußland damals etwas ganz Alltägliches war. In jener Juninacht des Jahres 1743 aber war ich doch noch zu unschuldig und unerfahren, um den Zusammenhang der Dinge zu begreifen, und meine Meditationen endeten damit, daß ich in dem Schicksal meiner Erzieherin eine gerechte Sühne für die mir zugefügten Leiden erblickte. Aus der lebhaften Befriedigung, die ich bei diesem Gedanken fühlte, muß ich leider den Schluß ziehen, daß ich doch wohl in Wahrheit ein recht böses und tückisches Kind geworden war.

Am nächsten Morgen war es nicht Demoiselle Juliette Latour, sondern die alte Kalmückin, die mich weckte und sich anschickte, mir bei meiner Toilette behilflich zu sein. Die Französin war nirgends zu erblicken, und als ich endlich den Mut hatte, nach ihr zu fragen, sagte man mir, sie sei fortgegangen und werde niemals zurückkehren. Wie viele Freuden meines späteren Lebens würde ich gerne dafür hingegeben haben, wenn diese letzte Prophezeiung zur Wahrheit geworden wäre!

Die Kammerfrau meiner Tante — ihren Namen

habe ich vergessen — wurde zunächst dazu ausersehen, die Stelle der verschwundenen Erzieherin einzunehmen. Sie wußte nichts weiter mit mir anzufangen, als daß sie mich tun ließ, was mir gefiel und mir irgendeine törichte Geschichte erzählte, wenn sie der Meinung war, daß ich mich langweile. Aber ich hatte dies herrliche Leben noch nicht länger als zwei Tage genossen, als es schon wieder zu Ende war. Ich saß mit meiner aus einem Tuche hergestellten Puppe in dem Zimmer, das die Kammerfrau der Generalin mit drei oder vier anderen Dienerinnen teilte, als meine Cousine Olympia in höchster Aufregung hereinstürzte und sich laut weinend auf den Fußboden warf. Ich hatte sie niemals in einem ähnlichen Zustande von Verstörtheit gesehen und ließ natürlich ebenfalls meine Tränen sofort reichlich fließen. Auch die Dienerinnen begannen pflichtschuldigst zu heulen, noch ehe irgendeines von uns die Ursache von Olympias Verzweiflung kannte, und es währte lange, bis ich aus den abgerissenen Seufzern und Wehklagen meiner Cousine soviel begriffen hatte, daß ihre Mutter soeben abgeholt und ins Gefängnis geschafft worden war, wo ihr Vater und ihr Bruder sich bereits seit diesem Morgen befinden sollten. Nun hatten die Schauergeschichten des Fräulein Latour hinlänglich dafür gesorgt, mich mit sehr greifbaren Vorstellungen von den Schrecknissen des Kerkers zu erfüllen, und der Gedanke, meine vergötterte Tante diesen Schrecknissen ausgesetzt zu sehen, überwältigte mich derart, daß ich damals zum erstenmal von einer jener schweren Nervenkrisen heimgesucht wurde, unter denen ich bis in meine reiferen Jahre fast bei jeder heftigen Gemütsbewegung zu leiden hatte.

Ich sehe in meiner Erinnerung die Tage, die nun

folgten, nur wie durch einen dichten Schleier, hinter dem die Einzelheiten zu undeutlich verschwimmen, als daß ich sie in der Erzählung festhalten könnte. Darum will ich hier einfügen, was ich über den Hergang der schrecklichen Ereignisse in Wirklichkeit erst viel später erfahren. Ich zweifle nicht daran, daß meine Erzählung der Wahrheit entspricht, denn ich wiederhole nur, was mir von verschiedenen an der Affäre beteiligten Personen mitgeteilt worden ist.

Die auf den Befehl der Generalin Natalia Lopuchin mißhandelte Französin hatte das Haus mit dem Entschluß verlassen, furchtbare Rache zu üben. Vermöge irgendwelcher Beziehungen war es ihr gelungen, sich bei dem Grafen Alexis Rasumowski, dem Günstling der Kaiserin Elisabeth, Gehör zu verschaffen, und ihm hatte sie eine lange Geschichte erzählt von allerlei verdächtigen und hochverräterischen Umtrieben, die sie im Lopuchinschen Hause belauscht haben wollte. Es ist sehr wohl möglich, daß nicht alles aus der Luft gegriffen war, was sie vorbrachte, denn die Lopuchin hatten ihren Reichtum und ihre gesellschaftliche Stellung nicht der jetzt regierenden Herrscherin, sondern der Kaiserin Anna Iwanowna zu verdanken, und ihre Sympathien gehörten vielleicht in ungleich höherem Maße der entthronten Braunschweigerin als der Frau, die jetzt Rußlands Krone trug. Im Verkehr mit Gleichgesinnten mochte da unter dem Dache ihres Hauses leicht das eine oder das andere unüberlegte Wort gefallen sein, das von übelwollenden Richtern als ein Verbrechen gegen die Majestät gedeutet werden konnte. Und ein unglücklicher Zufall wollte, daß die Beschuldigungen der Latour zusammentrafen mit einer von anderer Seite erstatteten Anzeige.

Es soll ein öffentliches Geheimnis gewesen sein, daß Natalia Lopuchin während der kurzen Regentschaft der Anna Leopoldowna in einem sehr freundschaftlichen Verhältnis zu deren Hofmarschall Löwenwolde gestanden. Diesem Löwenwolde hatte man unlängst ebenfalls wegen Hochverrats den Prozeß gemacht, und die Kaiserin Elisabeth hatte ihn in gnädiger Milderung des über ihn verhängten strengeren Urteils nach Solikamsk verbannt. Ein kurländischer Offizier, namens Berger, hatte den Auftrag erhalten, ihn dorthin zu eskortieren, und dieser Berger war offenbar eine jener ehrlosen Kreaturen gewesen, die vor keiner Niedertracht zurückschrecken, um ihren Weg zu machen. Unter der heuchlerischen Maske eines redlichen Mannes hatte er sich bemüht, das Vertrauen des Verbannten zu gewinnen, in der Hoffnung, ihm irgendwelche Bekenntnisse zu entlocken, deren Preisgabe dem Kurländer für sein weiteres Fortkommen von Nutzen sein konnte. Aber Löwenwolde war entweder zu vorsichtig oder — was wahrscheinlicher ist — von zu reinem Gewissen, als daß er die Erwartungen des Verräters hätte erfüllen können. Alles, was der Kurländer an verdächtigen Aeußerungen seines Gefangenen zu melden wußte, soll jene geheimnisvoll klingende Botschaft gewesen sein, die er ihm für Natalia Lopuchin aufgetragen. Sie lautete ungefähr:

„Die Zeit der Prüfung wird von kurzer Dauer sein. Bald kann sich das Unheil wenden."

Ein Wort, das wie man sieht, ebensowohl eine sehr harmlose wie eine sehr verfängliche Deutung gestattet, und das meiner unglücklichen Tante vielleicht nur wenig geschadet hätte, wenn es nicht gerade in diesem verhängnisvollen Augenblick bekannt geworden wäre.

Ungern entschließe ich mich, um der Wahrhaftigkeit willen hinzuzufügen, daß man mich zu einer Zeit, wo es ohne Gefahr geschehen konnte, versichert hat, die beiden Anzeigen gegen die Generalin Lopuchin seien der Kaiserin Elisabeth sehr gelegen gekommen, weil sie längst auf einen Anlaß gewartet habe, die wegen ihrer Schönheit und ihrer Triumphe glühend beneidete Ehrendame zu demütigen und zu vernichten. Man hat mir zum Beweise dafür eine Geschichte erzählt, die ich an einer anderen Stelle aufzeichnen werde. Hier aber möchte ich sie übergehen, weil es meinem Herzen und meiner Ehrfurcht vor Ihrer hochseligen Majestät widerstrebt, die von so vielen wegen ihrer Güte gepriesene Herrscherin einer so unköniglichen weiblichen Schwäche zu bezichtigen.

Freimütig aber muß ich aussprechen, daß sich nach den Erfahrungen meines langen Lebens in meinem Vaterlande noch immer Ankläger und Schuldzeugen gefunden haben gegen jeden Unglücklichen, auf den vor aller Augen der Schatten der kaiserlichen Ungnade gefallen war. Ein Stirnrunzeln der allerhöchsten Person, ein einziges bedeutsames Wort der Mißbilligung waren unzählige Male hinreichend, einen Hochstehenden in die tiefste Erniedrigung zu stürzen, einen Vielumworbenen zum verachteten Auswürfling zu machen, ja selbst ein Menschenleben zu vernichten. Wenn solche Dinge sich noch heute ereignen, unter dem Szepter einer Herrscherin, die von den erlesensten Geistern der ganzen Welt wegen ihrer Weisheit und Gerechtigkeit gerühmt wird, wieviel häufiger und alltäglicher mußten sie nicht sein zu einer Zeit, da es überhaupt kein anderes Gesetz gab als den Willen der höchsten Person, und da kein Richter den Mut

gehabt hätte, anders zu urteilen, als es ihren Wünschen entsprach!

So wuchsen auch im Fall meiner unglückseligen Verwandten die Ankläger gleichsam aus der Erde, sobald sich die Kunde verbreitet hatte, daß sie von der kaiserlichen Ungnade betroffen worden seien. Mein Cousin, der erst kürzlich als Leutnant in das Preobraschenskische Regiment eingetreten war, wurde von Kameraden lästerlicher Reden gegen die Kaiserin beschuldigt, die er in trunkenem Zustande geführt haben sollte. Und da er jedes derartige Verbrechen mit Entschiedenheit in Abrede stellte, wurde er auf ausdrücklichen Befehl Ihrer Majestät der Tortur unterworfen. Zart und schwächlich, wie er war, noch kaum dem Knabenalter entwachsen, vermochte er den entsetzlichen Peinigungen nicht lange die Kraft seines Willens entgegenzusetzen. Als er zum zweitenmal gepeitscht und mit heißen Eisen gebrannt wurde, sagte er alles, was man von ihm zu hören begehrte. Und er klagte nicht nur sich selber an, sondern auch seine Eltern und alle diejenigen Personen, deren Namen man ihm in den Mund legte, weil man wußte, daß sie an höchster Stelle für verdächtig gehalten wurden. Von den intimen Freunden des Lopuchinschen Hauses blieb auf diese Weise kaum ein einziger verschont. Und sie alle wurden unbarmherzig gefoltert, um ihnen die Geständnisse abzuzwingen, deren es zu ihrer Verurteitung bedurfte. Frau Lilienfeld, die vertrauteste Freundin meiner Tante, starb während der Tortur, die sie nicht überstehen konnte, weil sie sich in hochschwangerem Zustande befand. Man sagt, daß der Polizeimeister Uschakow, ein wegen seiner Härte und Erbarmungslosigkeit von allen gefürchteter Mann, mit Rücksicht auf

die körperliche Beschaffenheit der Lilienfeld in eigener Person die Kaiserin um Gnade für sie gebeten habe, und daß ihm aus dem Munde Ihrer Majestät die Antwort geworden sei:

„Weshalb sollte ich ihre Gesundheit schonen, nachdem sie bei ihren boshaften Absichten und Reden so wenig Bedacht auf die meinige genommen hat! Man foltere sie ohne Erbarmen, bis sie alles gesteht!"

Als andere Opfer jener furchtbaren Verfolgung hat man mir genannt: den Fürsten Putjätin, den Staatsrat Sibin, den Obersten der Garde Moskow und die Gräfin Anna Bestuschew, eine geborene Golowkin, die Schwägerin des Vizekanzlers, die in erster Ehe mit Jaguschinski, dem Liebling Peters I., verheiratet gewesen war, und die selbst durch ihre nahe Verwandtschaft mit dem höchsten Würdenträger des Reiches nicht vor den Folgen der kaiserlichen Ungnade bewahrt werden konnte.

Der Prozeß wegen der angeblichen Lopuschinschen Verschwörung zog sich über mehrere Monate hin, und man kann sich denken, wie angstvoll und traurig das Leben war, das ich während dieser Zeit in dem seines Herrn und seiner Herrin beraubten Hauses führte.

Merkwürdigerweise hatte man meine Cousine Olympia, die aus irgend welchen Gründen bei der Kaiserin wohlgelitten war, gänzlich verschont und sie nur einem einzigen, überaus milden Verhör unterzogen. Sie durfte sich nicht nur nach wie vor in voller Freiheit bewegen, sondern sie wurde sogar bald nachher unter die Ehrendamen Ihrer Majestät aufgenommen und erfreute sich wenigstens vorübergehend der besonderen Gunst des jungen Großfürsten-Thronfolgers.

Das Elternhaus aber hatte sie schon am Tage nach

der Verhaftung ihrer Mutter verlassen, um bei einer befreundeten Familie Zuflucht zu suchen. Und so blieb ich, um die sich niemand kümmerte, der Obhut der wenigen Dienstboten überlassen, die Mut und Anhänglichkeit genug besessen hatten, in dem geächteten Hause auszuharren. Es gab niemanden mehr, der mich peinigte, aber auch niemanden, der meinem kummervollem Herzen Trost zugesprochen hätte, nachdem auch mein einziger Freund, der Kutscher Iwan Dimitrowitsch, eines Morgens auf Nimmerwiederkehr verschwunden war. So vollständig waren alle Bande der Ordnung gelöst, und als etwas so Nebensächliches wurde meine kleine Person angesehen, daß man mich oft ganze Tage lang ohne andere Nahrung ließ als ein Stück Brot, und daß auch an besseren Tagen meine Mahlzeiten höchstens aus einem Teller mager zubereiteter Kohlsuppe oder einem Stückchen Stör bestanden, das am Tische der Dienstboten keinen Liebhaber mehr gefunden hatte.

So verging der Sommer, der trübseligste und trostloseste meines jungen Lebens. Von dem Schicksal meiner Verwandten wußte ich nichts, denn die Leute schüttelten auf meine häufigen Fragen nur mit finsterer Miene die Köpfe, wahrscheinlich, weil sie es für zu gefährlich hielten, auch nur die Namen der des schwersten Verbrechens Angeklagten auszusprechen. Da mußte ich eines Tages zu meinem Schrecken erleben, daß sich die Tür meines Zimmers auftat, und daß ich mich meiner Quälerin von ehedem, der Schreckgestalt meiner Träume, Demoiselle Juliette Latour gegenübersah.

Sie war in einer Aufregung, die sie am ganzen Leibe zittern machte. Und ihre Katzenaugen glitzerten mich an, daß ich kein Wort des Widerspruchs gewagt

haben würde, auch wenn sie das Ungeheuerlichste und Unnatürlichste von mir gefordert hätte. Aber sie redete mich sehr freundlich an und sagte, daß sie gekommen sei, mich zu meiner Tante Natalia zu bringen. Wenn ich mich auch nach nichts in der Welt so inbrünstig sehnte als nach einem solchen Wiedersehen, so würde ich mich doch gewiß auf das heftigste gesträubt haben, ihr zu folgen, sofern es dabei irgendwie auf meinen eigenen Willen angekommen wäre. Aber ich stand seit dem Augenblick ihres Eintritts wieder ganz und gar unter dem Bann von Demoiselle Juliettes teuflischer Persönlichkeit und tat willenlos alles, was sie verlangte. An ihrer Hand, die mich festhielt wie eine eiserne Klammer, verließ ich das Haus, ohne daß sich die Dienerschaft um diese seltsame Entführung gekümmert hätte. Wir gingen durch mehrere Straßen bis zu einem Platz, auf dem einige größere Gebäude standen. Ich sah eine Unmenge von Menschen auf diesem Platze, und in ihrer Mitte ein erhöhtes Gerüst von der Art, wie es die Possenreißer auf den Märkten als Theater benützen. Es war von vielen Soldaten umstellt, die durch Offiziere zu Pferde befehligt wurden, und es mußten da oben wohl ganz besonders sehenswerte Dinge vor sich gehen; denn die Leute starrten alle mit langen Hälsen nach jenem Punkte hin. Und dabei erfüllten sie die Luft mit einem Geschrei und Gejohl, daß ich mich halbtot ängstigte und Demoiselle Latour flehentlich bat, uns von diesem schrecklichen Ort fortgehen zu lassen.

Aber die Französin packte meinen Arm nur noch fester und bahnte uns einen Weg durch das Gedränge, indem sie fortwährend bat, ihr Platz zu machen, weil das Kind an ihrer Seite eine Nichte der schönen Lopuchin

sei, die durchaus ihre Tante wiedersehen wolle. Da brachen die Leute dann jedesmal in ein lautes Gelächter aus und wichen bereitwillig zurück, so daß wir nach kurzer Zeit unmittelbar hinter den Soldaten standen, die mir jedoch bei meiner Kleinheit noch immer den Ausblick auf das Theater versperrten. Wie die Latour das bemerkte, wandte sie sich an einen neben ihr stehenden riesenhaften Menschen von dem Aussehen eines wüsten Trunkenboldes, mit der Bitte, mich doch meine Tante, die schöne Frau Lopuchin, sehen zu lassen. Und trotz meines angstvollen Sträubens hob mich der Mensch grinsend empor, so daß ich plötzlich über die Köpfe der Soldaten hinweg die ganze Plattform der aus Brettern gezimmerten Bühne überschauen konnte.

Es war ein Anblick, der bis ins kleinste noch heute vor meiner Seele steht, wie wenn ich ihn nicht vor soviel Jahrzehnten, sondern erst vor wenig Tagen hätte erdulden müssen.

Die Mitte des Theaters war mit einer großen Blutlache wie mit einem roten Teppich bedeckt. Und in dieser gräßlichen Pfütze, die sich langsam nach allen Seiten hin weiter verbreitete, standen zwei furchtbar aussehende bärtige Männer. Eben schleppten mehrere Soldaten über die Stufen des Gerüstes einen menschlichen Körper hinweg, von dem ich nicht sehen konnte, ob es der einer Frau oder der eines Mannes war. Um so deutlicher aber erkannte ich die drei Gestalten, die, mit Ketten beladen, an einer Seite der Bühne knieten. Es waren meine so lange vermißten Angehörigen, der General Lopuchin, seine Gattin und sein Sohn.

Meine Tante, mit dem vornehmen Hofkleide angetan, das sie im Augenblick ihrer Verhaftung getragen

haben mochte, hatte sich kaum verändert, seitdem ich sie zum letztenmal gesehen, mein Onkel aber war hager und fahl geworden, während mein Cousin wie ein lebendig gewordenes Bild das Jammers in sich zusammengesunken war, aus tief eingefallenen Augen vor sich hinstarrend wie ein von der Angst schon halb getötetes Schlachttier.

Obwohl ich von Schauern des Entsetzens geschüttelt wurde, war ich doch nicht mehr imstande, meine Augen von dem grausigen Schauspiel abzuwenden. Ich sah, wie einer der beiden Henker sich meiner Tante näherte und sie mit brutalem Griff emporriß. Aufrecht und stolz erhobenen Hauptes stand sie da, während die Ketten, von denen man sie befreit hatte, mit lautem Klirren zu Boden fielen. An dem Ausdruck ihres Gesichts und den Bewegungen ihrer Lippen sah ich, daß sie sprach, aber das Geschrei des Volkes übertönte ihre Stimme, so daß nicht ein Laut von ihrer Rede bis an mein Ohr drang. Plötzlich färbten sich ihre bleichen Wangen mit dunklem Rot, und in heftiger Abwehr streckte sie ihre Arme gegen den Henker aus, der sich anschickte, ihr das seidene Gewand vom Körper zu reißen. So ungestüm hatte sie ihn zurückgestoßen, daß er taumelte und auf den vom Blute schlüpfrig gewordenen Brettern beinahe zu Fall gekommen wäre. Zur äußersten Wut aufgestachelt durch das vielstimmige Hohngelächter der Zuschauer, stürzae er sich von neuem auf meine Tante, und jetzt kam auch sein Gefährte ihm zu Hilfe. Mit rohen Fäusten bemühten sie sich, die Unglückliche zu entkleiden; aber das schwache Weib setzte ihnen einen Widerstand entgegen, der wohl in jedem anderen Lande der Welt das tiefste Mitgefühl der Augenzeugen erregt haben würde. Doch die Grausam-

keit und das Wohlgefallen an fremden Leiden — zu meiner Beschämung muß ich es aussprechen — wurzeln bei aller scheinbaren Gutmütigkeit und Gefühlsseligkeit so tief im Charakter des russischen Volkes, daß man eher auf das Mitleid eines reißenden Tieres hoffen könnte als auf das seinige, sobald jene bösen Regungen erst einmal aus ihrem Schlummer aufgestachelt worden sind. Mit lautem Gelächter und mit den abscheulichsten Zurufen begleitete man den Verzweiflungskampf der unseligen Frau, die wie eine Rasende um sich schlug, ihre Zähne in die Hände der Henker grub und ihre Gesichter zerkratzte. Ein Jubelschrei ertönte, sobald ein weiteres Gewandstück in Fetzen zu Boden fiel. Und die bestialische Menge tobte wie eine Horde von Wahnwitzigen, als die schöne Natalia Lopuchin endlich in schmachvoller Nacktheit ihren gierigen Blicken preisgegeben war.

Ueberwältigt von Schmerz und Scham war meine Tante zusammengesunken, als sie nichts mehr zu verteidigen hatte. Da erfaßte einer der beiden Folterknechte ihre Handgelenke und schleuderte die Bejammernswerte mit einer raschen Bewegung auf seinen Rücken, so daß ihr Körper wehrlos der schrecklichen Züchtigung preisgegeben war, die nun ihren Anfang nahm. Unbarmherzig und mit furchtbarer Geschicklichkeit schwang der Henker die Knute, indem er nach jedem Hieb seine Stellung wechselte und auf der blutbedeckten Bühne umhersprang wie ein Affe. Jeder Schlag aber zerriß wie ein Messerschnitt die weiße Haut der Unglücklichen und ließ das Blut über ihre zuckenden Glieder herabfließen. Ich weiß nicht, ob sie schrie; denn das Brüllen der Besessenen um mich her verschlang jeden anderen Laut. Auch vermag ich nicht zu sagen, wie lange die

schreckliche Exekution währte, denn der Himmel verfuhr barmherziger mit mir als die mitleidslosen Menschen. Es wurde mir plötzlich schwarz vor den Augen; ein heftiger Schmerz durchzuckte meinen Körper; dann hörte und sah ich nichts mehr — — —

Erst neun Jahre später, bei meiner Rückkehr nach Petersburg, erfuhr ich das Ende der Tragödie, deren schauerlichste Szene ich dank der Bosheit und Rachsucht einer verworfenen Person unter allen Qualen furchtbaren Entsetzens hatte miterleben müssen. Der für die Untersuchung der sogenannten Lopuchinschen Verschwörung eingesetzte Sondergerichtshof hatte sämtliche Angeklagte als schuldig befunden und sie, je nach dem Maße ihrer Beteiligung am verbrecherischen Hochverrat, zur Enthauptung, Vierteilung oder Räderung verurteilt. Aber Kaiserin Elisabeth Petrowna, die Gütige, hatte auch in diesem Fall Gnade walten lassen, wie sie ja eigentliche Todesurteile während der ganzen Dauer ihrer Regierung nur selten bestätigt hat. Daß die Begnadigung zu unbarmherziger Auspeitschung, zur Brandmarkung oder Verstümmelung sehr oft lediglich eine andere Form der Todesstrafe bedeutete, konnte das Gewissen der mildherzigen Herrscherin nicht beschweren. Denn es war der Wille der Vorsehung, nicht der ihrige, wenn der Begnadigte die Züchtigung nicht überstand. Es war genug, daß sie seinen Tod nicht gewollt hatte, und man durfte ihr deshalb auch niemals davon sprechen, wenn die Sache einen derartigen ungünstigen Ausgang genommen hatte.

Leider ereignete sich dies auch bei mehreren der zur Knute begnadigten Teilnehmer an dem Lopuchinschen Komplott. Mein Onkel starb unter den Händen des

Henkers, und sein Sohn folgte ihm schon an einem der nächsten Tage in die Ewigkeit nach. Auch der Gardeoffizier Moskow soll die Exekution nur um eine kurze Zeit überlebt haben, während die Gräfin Bestuschew, wie man später erzählte, die Erhaltung ihrer Gesundheit dem glücklichen Umstand verdankte, daß es ihr gelungen war, den Henker durch einen kostbaren Diamantring zu bestechen, dem sie ihm heimlich in die Hand drückte. Sie lebte in Jakutsk, wohin sie verbannt worden war, noch volle zwanzig Jahre, und es hat mich oft in Erstaunen gesetzt, daß weder ihr Gatte noch ihre in der Gunst des Hofes lebenden Kinder jemals irgendeinen Versuch machten, der Unglücklichen durch die Vermittelung ihres Schwagers, des mächtigen Kanzlers Bestuschew, die Erlaubnis zur Rückkehr in den Schoß ihrer Familie zu erwirken.

Auch meine Tante Natalia Lopuchin war widerstandsfähig genug, die schreckliche Mißhandlung zu überleben, obwohl einige mich glauben machen wollten, daß ihr auf einen besonderen Befehl der Kaiserin, die der Aermsten einige angebliche Spottworte nicht verzeihen konnte, schließlich auch noch die Zunge ausgeschnitten worden sei. Sie wurde nach Seleginsk in Sibirien gebracht, von wo ein Gnadenakt Peters III. ihr nach beinahe zwei Jahrzehnten die Heimkehr gestattete. Verarmt und vereinsamt kam sie in Petersburg an, gerade zu einer Zeit, da ich mich mit dem kaiserlichen Hofe in Oranienbaum aufhielt. Eine Erkältung, die sie sich während der langen und beschwerlichen Reise zugezogen, griff ihren von Leiden und Entbehrungen geschwächten Körper so sehr an, daß sie starb, ehe es mir vergönnt

war, sie wiederzusehen. So vollständig war sie inzwischen von ihren ehemaligen Freunden und Bewunderern vergessen worden, daß sie in der elenden Behausung eines Schusters, der sie aus Barmherzigkeit aufgenommen ihren letzten Atem verhauchte.

---

2. Kapitel.

Drei volle Monate durfte ich bei den menschenfreundlichen Nonnen des Frauenklosters zubringen, in das man mich gebracht hatte, als ich vor dem Schafott von schweren Krämpfen befallen worden war.

Durch das Uebermaß der Schreckniſſe verwirrt, muß sich mein kindlicher Geist damals in einem sehr traurigen Zustande befunden haben. Ich litt beinahe täglich unter heftigen Nervenkrisen; das kleinste Geräusch, auf das ich nicht vorbereitet war, machte mich angstvoll aufschreien, und der Anblick eines bärtigen Mannes verursachte mir Zuckungen. Wenn man mich auf die Straße hinausführen wollte, klammerte ich mich verzweifelt am Türpfosten fest, und es war gewiß nicht allzu verwunderlich, daß die frommen Frauen mich von bösen Geistern besessen glaubten.

Trotzdem ließen sie mir die freundlichste Pflege zuteil werden, während sich sonst, wie es schien, niemand um meinen Verbleib und um mein Schicksal kümmerte.

An einem Wintertage wurde ich in das Besuchs-

zimmer des Klosters geführt, wo eine mir unbekannte Frau mich erwartete. Bei der Scheu, die ich ohnehin vor fremden Gesichtern hatte, war es gewiß nicht verwunderlich, wenn meine erste Empfindung beim Anblick der Fremden ein starkes Gefühl der Furcht war. Denn in ihrem Aeußern war nichts, was auf das Gemüt eines Kindes anziehend oder vertrauenerweckend hätte wirken können. Sie zählte mindestens fünfzig Jahre und hatte nicht nur den groben, starkknochigen Körperbau, sondern auch die harten, scharf ausgeprägten Gesichtszüge eines Mannes. Ihre Stimme klang so tief und rauh, daß ich bei ihrer Anrede erschrocken zusammenfuhr und mich ängstlich hinter der mich begleitenden Nonne zu verstecken suchte. Zu wirklichem Entsetzen aber steigerte sich meine Befangenheit, als ich begriffen hatte, daß diese häßliche Frau in der Absicht gekommen war, mich mit sich hinwegzunehmen. Alles Zureden der Nonnen und all ihre Verheißungen, daß ich es bei der guten Dame noch viel besser haben würde als hier im Kloster, vermochten mich nicht zu beruhigen. Und wenn ich auch viel zu zaghaft und verschüchtert war, um mich meiner Wegführung anders als durch Tränen und Bitten zu widersetzen, so flossen diese Tränen doch um so reichlicher, und ich glaube, daß ich während der ersten Tagereise, die ich in Gesellschaft meiner neuen Beschützerin zurücklegte, kaum für eine einzige Stunde aufgehört habe zu weinen.

Vor dem Tore des Klosters nämlich hatte uns ein großer und sehr bequemer Reiseschlitten erwartet, in dem zu fahren mir noch vor einem halben Jahre gewiß das allergrößte Vergnügen bereitet hätte. Eine sehr dicke, ältliche Person, die Kammerfrau der grobknochigen Dame, hatte mich so fürsorglich in Pelze und Decken ein-

gewickelt, daß ich trotz der draußen herrschenden Kälte beinahe erstickte, und in kurzen Zwischenräumen stopfte sie mir allerlei Eßbares mit so ängstlicher Beflissenheit in den Mund, als gelte es, einen Verhungernden vor dem sicheren Tode zu erretten.

Bei alledem aber verhielt sie sich ebenso schweigsam wie ihre Herrin, deren starres und farbloses Gesicht ich kaum anzusehen wagte. Sie waren offenbar beide der Meinung, daß es das zweckmäßigste sei, mich meinen Jammer ruhig ausweinen zu lassen, oder sie wußten nicht, was sie mir Beruhigendes sagen sollten, nachdem ich mich für die Ermunterungsversuche der Nonnen so unzugänglich gezeigt hatte.

Wäre ich nicht ein unvernünftiges kleines Mädchen gewesen, so hätte ich freilich schon aus der beinahe übertriebenen Sorge um mein leibliches Wohl, die man während der langen Reise von Petersburg nach Moskau an den Tag legte, erkennen müssen, daß ich zum erstenmal seit meines Vaters Tode in die Hände wirklich guter und teilnehmender Menschen geraten war. Noch nie hatte man meine unbedeutende Person als etwas so Wichtiges behandelt, noch nie war man so liebevoll auf meine Bequemlichkeit bedacht gewesen. Und wenn in Wahrheit Jahre vergehen mußten, ehe ich die volle und dankbare Ueberzeugung von der Herzensgüte meiner Wohltäterin gewonnen hatte — wenn ein Rest von mißtrauischer Furcht selbst dann noch nicht ganz aus meiner Seele schwinden wollte, so erklärt sich das einzig aus der Tatsache, daß es meiner edlen Beschützerin von der Natur versagt war, ihren Gefühlen durch Worte oder Mienen Ausdruck zu geben.

Sie hieß Matrena Danilowna und war die Witwe

des Staatsrats Wjäsemski, der ihr nahe an tausend Seelen*) und einen großen Besitz an Geld hinterlassen hatte. Wäre sie ehrsüchtig oder eitel gewesen, so würde ihr Reichtum sie leicht genug in den Stand gesetzt haben, eine bedeutende Rolle am Hofe zu spielen. Aber sie verabscheute den Prunk und hegte gegen alles höfische Intrigenspiel den tief eingewurzelten Haß einer geraden und wahrhaftigen Natur. Auch besaß sie einen großen persönlichen Stolz, und ihre Begriffe von Ehrbarkeit waren vielleicht zu streng, als daß sie an den Gepflogenheiten des damaligen Hoflebens hätte Gefallen finden können. Inmitten ihrer Schätze führte sie das Dasein einer Einsiedlerin, und der größte Teil ihrer Zeit war einer genauen Befolgung der religiösen Vorschriften gewidmet. Sie hielt nicht nur mit äußerster Gewissenhaftigkeit die vier großen Fastenzeiten des Jahres inne, sondern sie fastete außerdem an jedem Mittwoch und Freitag. Die Klöster und die Werke der christlichen Barmherzigkeit wurden von ihr fortwährend mit reichen Geschenken bedacht, und außer mit ihrem Beichtvater, der täglich im Hause ein und aus ging, unterhielt sie kaum einen anderen Verkehr als mit hervorragenden Persönlichkeiten aus der schwarzen**) Geistlichkeit Moskaus.

Ihre Leibeigenen aber hatten an ihr mehr eine Mutter als eine Gebieterin. Obwohl es viele unter ihnen gab, die sich in Moskau angesiedelt hatten und dort einträglichen Handel trieben, nahm sie doch von keinem mehr

*) Leibeigene. Nach der Zahl der leibeigenen „Seelen", nicht nach seinem räumlichen Umfange pflegte man den Wert ländlichen Grundbesitzes zu bemessen.

**) Die „schwarze" Geistlichkeit, das zur Ehelosigkeit verpflichtete Mönchstum, aus dem allein alle höheren Würdenträger der griechisch-katholischen Kirche hervorgehen, im Gegensatz zu dem niederen „weißen" Klerus, den ganz unwissenden und zumeist wenig gesitteten Popen, für die das Heiraten obligatorisch ist. Die Mönche tragen stets ein langes schwarzes Gewand, während das der Popen braun oder von anderer dunkler Farbe, aber niemals schwarz ist.

als zehn Rubel im Jahre. Sie ließ die Kranken pflegen und den Armen zur Zeit der Not Lebensmittel reichen. Nur gegen solche, die wider die Gebote der Religion sündigten oder des Diebstahls überführt wurden, verfuhr sie mit unnachsichtiger Strenge, und die Strafen, die sie über die Missetäter verhängte, konnten dann ebenso hart sein wie die der grausamsten Gutsbesitzer.

Diese vortreffliche Frau war es, die sich aus reiner Nächstenliebe meiner angenommen, nachdem sie — ich weiß nicht, auf welche Art — von meinem Dasein und meinem Schicksal Kenntnis erhalten hatte. Die Vorsehung hatte ihr das Glück eigener Nachkommenschaft versagt, und sie hoffte vielleicht, daß ich ihr durch meine Zärtlichkeit und Liebe die schmerzlich entbehrte leibliche Tochter ersetzen würde. An Bereitwilligkeit dazu würde es mir ja auch gewiß nicht gefehlt haben, wenn ich einsichtig genug gewesen wäre, hinter der rauhen Außenseite meiner Wohltäterin ihr warm fühlendes Herz zu erkennen. Von einem verängstigten und eingeschüchterten Kinde aber, wie ich es war, durfte man kaum das rechte Verständnis erwarten für eine Güte, die sich jederzeit unter der Maske strengen Ernstes und herber Verschlossenheit verbarg. Ich mache mich keiner Uebertreibung schuldig, wenn ich sage, daß ich die Staatsrätin Wjäsemski nur ein einziges Mal habe lächeln sehen in jener ergreifenden Stunde nämlich, von der ich später werde erzählen müssen. Sie hatte bei allem Reichtum ihrer Seele nicht die Gabe, Menschenherzen zu gewinnen, obwohl sie, wie jene Stunde mir offenbarte, ihr Leben lang von einer heißen Sehnsucht nach Liebe erfüllt war. Sie begehrte nach Wärme und breitete doch mit jedem ihrer Worte eisige Kälte um sich her; sie hoffte auf freu-

dige Hingabe und machte doch schon durch den unveränderlich harten Ausdruck ihrer Züge jede vertrauensvolle Annäherung unmöglich. Wenn meine scheue Zurückhaltung, die ich selbst in der letzten Zeit unseres Zusammenlebens nur unvollkommen zu überwinden vermochte, in ihren Augen das Aussehen der Undankbarkeit hatte, so meine ich doch, daß ich darum in Wahrheit kaum einen Vorwurf verdiente. Es war eben ihr Schicksal, wie das meine, daß wir mit unseren einsamen und in gleicher Inbrunst nach Liebe dürstenden Herzen nebeneinander dahinleben mußten, ohne uns zu finden.

Das Haus, das die Staatsrätin in Moskau bewohnte, war ein ziemlich weitläufiges, aber ganz schmuckloses hölzernes Gebäude, das an Vornehmheit der inneren Einrichtung weit hinter dem der Familie Lopuchin zurückstand. Ich war erstaunt, zu hören, daß zu Lebzeiten des Staatsrats die Kaiserin Anna Iwanowna des öfteren als Gast in diesem einfachen Hause geweilt hatte. Und ich ging niemals anders als mit einem Gefühl der Ehrfurcht an den stets verschlossen gehaltenen Türen des großen Saales vorüber, in dem nach der Versicherung der Kammerfrau bei diesen kaiserlichen Besuchen gegessen und sogar getanzt worden war.

Da meine Wohltäterin natürlich sehr bald dahinter gekommen war, daß ich außer der französischen Sprache, einer Menge unverstandener und für mein jugendliches Alter höchst unpassender Verse, sowie einer Anzahl von Tänzen, Verbeugungen und Grimassen noch nicht das geringste gelernt hatte, war sie vor allem darauf bedacht, mir diejenigen Kenntnisse beibringen zu lassen, die sie für nützlich und notwendig erachtete.

Mein Lehrer war der Diakon Porofejew, ein junger

Geiſtlicher, der ſich durch ſein mildes, gütiges Weſen mein Vertrauen ſo ſchnell und ſo vollſtändig zu gewinnen wußte, wie es während meiner Kindheit keinem anderen gelungen iſt. Aus dem Umſtand, daß er im Beiſein der Staatsrätin zu mir nie von anderen als von religiöſen Dingen ſprach, ziehe ich den Schluß, daß er eigentlich nur den Auftrag hatte, mich in dieſen zu unterweiſen. In Wahrheit aber beſchränkte er ſich keineswegs darauf, mich mit den Vorſchriften und Gebräuchen der orthodoxen Kirche wie mit den Lebensgeſchichten der Heiligen bekannt zu machen. Aus dem reichen Schatze ſeines Wiſſens ſpendete er mir vielmehr alles, was er meinem langſam wachſenden Verſtändnis angemeſſen glaubte. Und ihm allein habe ich es zu danken, daß ich in ſpäteren Jahren nicht gleich ſo vielen anderen weiblichen Perſonen des kaiſerlichen Hofſtaates beſchämt und errötend zu verſtummen brauchte, ſobald es Ihrer Majeſtät oder einem geiſtvollen Manne ihrer Umgebung gefiel, dem Geſpräch einen tieferen Inhalt als den des gewöhnlichen Hofklatſches zu geben.

Die Jahre, die ich im Hauſe der Staatsrätin Wjäſemski verlebte, erſcheinen mir in der Erinnerung als eine endloſe Kette von Tagen, deren jeder den vorhergegangenen ſo vollſtändig glich, daß nur ſehr wenige um irgend eines bedeutſamen Ereigniſſes willen einen tieferen Eindruck in meinem Gedächtnis zurückgelaſſen haben.

Ich hatte keine Freundinnen, wenn ich nicht die eine oder die andere der unwiſſenden Dienerinnen ſo nennen will, an die ich mich wohl in jugendlichem Mitteilungsbedürfnis vorübergehend anſchloß; aber in meinem vierzehnten Lebensjahr wurde mir das Glück zuteil, einen Freund zu finden, über den ich die ganze Fülle der zärt-

lichen Empfindungen ergießen konnte, die sich im Herzen jedes heranwachsenden Mädchens regen. Ich habe keinen Grund, mich solchen Geständnisses zu schämen; denn wenn es nicht Freundschaft, sondern Liebe gewesen sein sollte, was mich und ihn beseelte, so war es jedenfalls die reinste und unschuldigste Liebe, die jemals zwei junge Menschenkinder verband. Wie hätte es auch anders sein können, da mein Freund noch drei Jahre weniger zählte als ich und trotz aller ungewöhnlichen Frühreife im Beginn unserer Bekanntschaft doch nichts anderes war als ein Kind.

Er war ein Zögling meines verehrten Lehrers Porofejew, und der Diakon, der ihn innig liebte, hatte mir schon des Oefteren von ihm erzählt, wenn es ihm nötig erschien, meinen Lerneifer anzuspornen. Noch ehe ich ihn zum erstenmal gesehen, war darum dieser kleine Gregor Potemkin in meinen Augen eine Art von menschlichem Wunder, dessen glänzende Eigenschaften und außerordentliche Talente alles für gewöhnliche Sterbliche Erreichbare weit hinter sich ließen. Er sollte nach Porofejews Versicherung mit seinen elf Jahren schon um ein Beträchtliches verständiger und kenntnisreicher sein als die meisten der viel älteren Zöglinge der Moskauer Gelehrtenschule; seine Charakteranlagen aber sollten für die Zukunft noch viel mehr versprechen als seine geistigen Fähigkeiten.

Wahrscheinlich, weil er seinem Liebling das Wohlwollen einer begüterten und einflußreichen Gönnerin zu gewinnen hoffte, brachte der Diakon ihn endlich eines Tages in unser Haus.

Es war eine der menschlichen Schwächen meiner Wohltäterin, daß sie bei aller aufrichtigen christlichen

Demut doch einen gewaltigen Unterſchied machte zwiſchen Perſonen von guter Herkunft und ſolchen, die dem niederen Volke entſtammten. Wäre der kleine Potemkin der Sohn oder der Enkel eines Bauern oder eines Handwerkers geweſen, ſo würde ſie mir einen Umgang mit ihm ſicherlich nie geſtattet haben. Aber ſie wußte, daß er einer vornehmen Familie entſproſſen war und daß einer ſeiner Vorfahren ſchon am Hofe des Zaren Feodor Alexejewitſch eine hervorragende Rolle geſpielt hatte. Daß die Potemkin jetzt verarmt waren, tat der Wertſchätzung ihres Namens von ſeiten der Staatsrätin keinen Eintrag, und unbedenklich gab ſie ihre Zuſtimmung, als Porofejew bat, den Knaben und mich zuweilen gemeinſam unterrichten zu dürfen.

Ich aber war über dieſe Veränderung anfänglich nichts weniger als erfreut. Denn meine erſte Begegnung mit dem jungen Gregor geſtaltete ſich für mich zu einer gewaltigen Enttäuſchung. Ich hatte ihn mir als einen feinen, hübſchen Knaben von ſehr zartem und geſittetem Weſen vorgeſtellt, und hatte als ſelbſtverſtändlich vorausgeſetzt, daß er mir mit der durch den Unterſchied des Alters und des Geſchlechts gebotenen Ehrerbietung gegenübertreten würde. Um ſo mehr mußte es mich deshalb überraſchen, einen lang aufgeſchoſſenen, mageren Jungen vor mir zu ſehen, den man auch bei der freundlichſten Voreingenommenheit nicht anders als ſehr häßlich finden konnte. Er hatte tiefſchwarzes, ſtruppiges Haar, lebhafte dunkle Augen, die einem Furcht machen konnten, wenn ſie in zorniger Erregung aufblitzten, und eine gelbbraune Hautfarbe, die mir ebenſoſehr mißfiel, wie die abenteuerliche Länge ſeiner knochigen Arme und ſeiner merklich nach innen gekrümmten Beine.

Wie er mir, ungeachtet seiner elf Jahre, an Körpergröße beinahe schon gleichkam, schien er sich mir auch in allem Uebrigen durchaus ebenbürtig, wenn nicht überlegen zu fühlen. Von Respekt war in seinem Benehmen jedenfalls ebensowenig zu bemerken als von der Artigkeit des angehenden Kavaliers. Er maß mich vielmehr vom Kopf bis zu den Füßen mit einem geradezu geringschätzigen Blick, und wenn ich, wie mir die Dienerinnen zuweilen versicherten, damals wirklich ein für meine Jahre leidlich hübsches Mädchen gewesen sein sollte, so hatte meine äußere Erscheinung doch unverkennbar nicht den geringsten Eindruck auf ihn gemacht. Mit einer Ungezwungenheit, die meine Eitelkeit aufs tiefste verletzen mußte, gab er mir zu erkennen, daß ihm an meiner Gesellschaft und an der Unterhaltung mit mir ganz und gar nichts gelegen sei. Kurz und verdrossen gab er mir Antwort auf meine freundlichen Annäherungsversuche, und man kann sich leicht vorstellen, daß auch ich nach dieser ersten Zurückweisung nicht mehr allzu eifrig bemüht war, mich ihm von der liebenswürdigsten Seite zu zeigen.

Wäre unserer Begegnung im Jahre 1762 nichts anderes voraufgegangen als dies erste Zusammentreffen im Jahre 1750, so würden wir einander wahrscheinlich unser Leben lang gleichgültig, wenn nicht feindselig gegenüber gestanden haben. Denn ich errinnere mich sehr gut, mit welchem Widerwillen ich damals den von Porosejew in Aussicht gestellten gemeinsamen Unterrichtsstunden entgegensah. Ich begriff nicht, wie der Diakon an diesem ungeschlachten, finster blickenden Knaben etwas Liebenswertes finden konnte, und war fest entschlossen, den aufgezwungenen Kameraden so stolz und

kalt zu behandeln, wie er es durch sein ungezogenes Benehmen verdient hatte.

Aber meine unfreundlichen Vorsätze waren von kurzem Bestand. Denn während unserer ersten Unterrichtsstunde verwandelte sich der häßliche, unmanierliche Knabe für mich in ein ganz anderes Wesen. Porofejew hatte damit begonnen, uns die Geschichte des heiligen Basilius zu erzählen, die uns beide in gleichem Maße langweilte, weil Gregor Potemkin sie offenbar ebensogut kannte wie ich. Dann aber, als er unsere Zerstreutheit bemerkte, hatte der Diakon plötzlich angefangen, von Peter I. zu reden, den er immer nur den großen Zaren nannte, und was er sagte, klang mir so neu und unbekannt, daß ich mit Verwunderung aufhorchte. Ich hatte für das, was in Rußland vor meinem Eintritt in das Leben geschehen war, bisher sehr wenig Teilnahme gehabt, ja, es war mir im Gegenteil immer peinlich und bedrückend gewesen, davon zu hören. Denn man hatte mir nie von anderen als von schrecklichen Dingen erzählt. Eine Lieblingsgestalt der Mademoiselle Latour war jener grausame Zar Iwan gewesen, dem man den Beinamen des Schrecklichen gegeben hat. Mit einer wahren Gier mußte sie alles in ihr Gedächtnis aufgenommen haben, was man von diesem furchtbaren Manne an entsetzlichen Handlungen berichtete, und ich zweifle nicht, daß sie noch viel Gräßlicheres aus eigener Erfindung hinzugetan hatte. Der Vater der regierenden Kaiserin aber war in meinen Augen nicht viel menschlicher und verehrungswürdiger gewesen als jener schreckliche Iwan; denn ich wußte von ihm kaum mehr, als daß er nach der Verurteilung der aufrührerischen Strjeljzy vielen von ihnen mit eigenen Händen sollte die Köpfe abgeschlagen haben. Darum

hatte ich niemals Verlangen getragen, noch mehr über die Taten dieser Herrscher zu erfahren, und es war mir sehr lieb gewesen, daß mein Lehrer Porofejew mir zwar recht oft von den großen Königen und Helden anderer Völker, aber kaum jemals von denen meines eigenen Vaterlandes gesprochen hatte. Wie groß mußte deshalb meine Ueberraschung sein, nun aus seinem Munde das Lob eines russischen Herrschers zu vernehmen, der nicht seinesgleichen gehabt haben sollte in der Geschichte der Welt. Wenn der Diakon die Wahrheit sprach, war unsere Nation vor Peter dem Ersten nichts anderes gewesen als eine einzige ungeheure Barbarenhorde, in Unwissenheit, Stumpfheit und Sittenlosigkeit dahinlebend, verachtet und verspottet von allen Völkern Europas . . . Ihm allein, der Größe seines Geistes und der eisernen Kraft seines Willens, sollten wir alles verdanken, die Veredelung unserer Sitten wie das Ansehen in der Welt, dessen wir uns jetzt berühmen durften. Zu schier übermenschlicher Erhabenheit und Majestät wuchs vor meinem Geiste die Gestalt des Zaren empor, von dessen Taten er uns in begeisterter Rede berichtete, und zum erstenmal kam mir die Empfindung, daß ein Kaiser oder eine Kaiserin doch wohl noch etwas anderes sein könnte als ein Wesen, vor dem man in zitternder Furcht ersterben müsse.

Da fiel mein Blick zufällig auf den Knaben Gregor, der sich, so weit wie möglich von mir entfernt, auf einen niedrigen Strohsessel gekauert hatte und von dem ich bisher noch keinen Laut vernommen. Wie groß auch mein Interesse an den Worten des Diakons gewesen sein mochte, von diesem Augenblick an hatte ich doch nur noch Interesse an dem Aussehen und dem Verhalten des

jungen Potemkin. Denn der häßliche Junge schien mir plötzlich schöner als irgendeiner, den ich gesehen. Auf seinem gespannten Gesicht war es wie ein Leuchten, und seine dunklen Augen glänzten im Widerschein eines inneren Feuers. Er hatte das Kinn in die Hände gestützt, und zuweilen ging ein Erzittern durch seine Gestalt, als wäre dieser sehnige Körper zu schwach, den Stürmen zu widerstehen, die seine Seele durchwühlten. Nun begriff und glaubte ich mit einem Male alles, was mir Porofejew von den außergewöhnlichen Eigenschaften seines Zöglings erzählt hatte, und nun vermochte ich diesem Knaben nicht mehr zu zürnen, weil er einem einfältigen und eingebildeten Mädchen mit Geringschätzung begegnet war. Ich vergaß den Unterschied des Alters, vergaß, daß der, den ich anstaunte, seinen Jahren nach noch ein Kind war. Und ich las alles, was der Diakon weiterhin sprach, nur noch wie aus einem Spiegel aus Gregor Potemkins seltsam beredtem Antlitz.

Eine Dienerin kam, um Porofejew zu melden, daß die Staatsrätin ihn zu sprechen wünsche. Er ging und ließ uns allein. Da stand ich auf und trat zu dem Knaben, dessen Stirn sich bei meiner Annäherung wieder verfinsterte. Aber ich ließ mich dadurch nicht beirren, denn ich war entschlossen, seine Freundschaft zu gewinnen.

„Sage mir," begann ich, „ist es wahr, daß du ein Mönch werden willst?"

Er sah mich von unten herauf an und verzog die Lippen.

„Ein Mönch? Wer sagt das?"

„Porofejew. Und er ist sicher, daß du es bis zum Bischof bringen wirst, oder zu etwas noch Höherem."

Da warf er mit einer stolzen Gebärde, die ihm sein Leben lang eigentümlich geblieben ist, den Kopf zurück und starrte zum Plafond des Zimmers empor.

„Zu etwas noch Höherem, ja. Ich werde mehr sein als ein Bischof, viel, viel mehr! Ein Mönch aber werde ich nie."

„Und warum nicht? Ist es nicht der höchste und heiligste Beruf, Gott zu dienen? Und sind nicht die Diener der Kirche geachtet und verehrt vor allen anderen Menschen?"

Er wandte mir sein Gesicht zu und sah mich, wie bei unserem ersten Zusammentreffen, beinahe verächtlich an.

„So sagt Porofejew. Aber ich rede nicht von solchen Dingen mit einem Mädchen."

Gewiß war in diesem knabenhaften Hochmut mehr Lächerlichkeit als Erhabenheit, und jedem andern würde ich nach solchen Worten einfach mit einem Achselzucken den Rücken gekehrt haben. Dieses Kindes Rede aber ging mir in das Herz wie ein Stachel, und nicht Zorn oder beleidigter Stolz, sondern ein Gefühl aufrichtigen Schmerzes ließ mich antworten:

„So werde ich dich vergessen machen, daß ich nur ein Mädchen bin. Möchtest du nicht einen Freund, einen recht guten Freund haben, Gregor?"

„Der Diakon ist mein Freund. Ich brauche keinen andern."

„Aber Porofejew ist so viel älter als du. Sicherlich kannst du ihm nicht alles sagen, was du einem Freunde anvertrauen dürftest, der in deinen oder in meinen Jahren wäre."

Meine Beharrlichkeit setzte ihn offenbar in Erstau-

nen. Aber er war nicht so leicht zu gewinnen, wie ich es wünschte. Er zögerte ein wenig mit der Erwiderung, dann schüttelte er den Kopf.

„Was sollte ich dir oder einem andern anvertrauen? Ich weiß nicht, was du von mir willst. Und ich liebe die Mädchen nicht. Wenn ich Porofejew nicht hätte gehorchen müssen, wäre ich gewiß nicht wieder hierher gekommen."

Damit stand er auf und verließ, ohne mich zu grüßen, das Zimmer. Mein erster Versuch, diesen ungelenken jungen Bären an mich zu fesseln, war also gewiß recht wenig ermutigend ausgegangen. Aber ich durfte zum erstenmal in meinem Leben an mir die Erfahrung machen, daß da, wo unser Herz im Spiele ist, ein trotziger Widerstand den ersehnten Sieg nur um so reizvoller und lockender erscheinen läßt. Ich erinnere mich heute nicht mehr jedes einzelnen Gespräches, das ich mit dem jungen Potemkin führen mußte, bis es mir endlich gelungen war, sein Vorurteil gegen mein Geschlecht zu überwinden, aber ich darf nicht verschweigen, daß ich vor der Erreichung dieses Zieles noch manche empfindliche Zurückweisung über mich ergehen lassen mußte. Was ihn mir endlich näher brachte, war gewiß viel weniger irgendein von meiner Persönlichkeit ausgehender Reiz, als die Begeisterung, mit der ich auf alles das einging, was seine Seele bewegte. Denn er lebte, wie mir schon jene erste Unterrichtsstunde gezeigt hatte, nur in hochfliegenden Träumen und ausschweifenden Phantasien. Mit einem unersättlichen Heißhunger nahm er alles in sich auf, was er über die Taten der großen Männer unseres Volkes in Erfahrung bringen konnte. Er berauschte sich an der Vorstellung der Ehren, mit denen sie

überschüttet worden waren, und schwelgte in den glänzenden Bildern von Macht und Reichtum, die seine lebhafte Einbildungskraft ihm vor die Seele zauberte. Denn seine Bewunderung für die Verdienste und Erfolge jener großen Helden und Staatsmänner war nichts anderes als ein glühendes Verlangen, es ihnen gleichzutun, und eine unerschütterliche Ueberzeugung, daß auch er von der Vorsehung zu einem Platz auf schwindelnder Höhe ausersehen sei.

Niemand, auch nicht sein Lehrer und liebevoller Gönner Porofejew, hatte bisher richtig erkannt, was in diesem jugendlichen Feuergeiste vorging. Ich aber, trotz meiner Unkenntnis der Welt und der Menschen, durchschaute wie durch ein Wunder von jenem ersten Tage an selbst seine geheimsten Gedanken. Und es bereitete mir ein unbeschreibliches Vergnügen, diese Gedanken auch zu den meinigen zu machen. Ich verleugnete, ohne daß es mir irgendwelche Mühe gekostet hätte, meine Mädchennatur und zeigte, zur offenbaren Verwunderung des Diakons, nur noch ein Interesse für die Schilderungen kriegerischer Ereignisse, glorreicher Taten und glänzender Festlichkeiten. Die Beharrlichkeit dieses Eifers gewann mir endlich Gregor Potemkins Vertrauen und seine Zuneigung. Er fühlte sich verstanden, und nun, da die Schranke gefallen war, die sein scheuer Trotz anfänglich zwischen uns aufgerichtet hatte, wurde er gegen mich in demselben Maße offen und mitteilsam, als er vorher verschlossen und wortkarg gewesen war. Wenige Wochen nach unserer ersten Begegnung waren wir bereits die besten, unzertrennlichen Freunde geworden. Wir zählten mit Ungeduld die Stunden, wenn wir voneinander entfernt waren, und fühlten uns tief unglück-

lich, wenn irgend ein Zufall das erwartete Wiedersehen vereitelte.

Obwohl der Gang zur Kirche der einzige Ausgang war, der mir gestattet wurde, und obwohl ich eigentlich auch ihn nur in Begleitung einer Dienerin antreten durfte, gelang es mir doch häufig, mich heimlich aus dem Hause zu stehlen und an einem vorher verabredeten Orte mit Gregor zusammenzutreffen. Dann war beinahe immer der Kreml das Ziel unserer gemeinsamen Spaziergänge, denn diese in ihrer Erhabenheit fast erdrückende Anhäufung von Palästen und Kirchen wirkte auf unsere jungen Gemüter stets von neuem mit einer zwingenden Gewalt. Wenn wir die vielen vergoldeten Kuppeln in der Sonne leuchten sahen, fühlten wir uns beinahe schon inmitten jener Wunderwelt, die unsere gemeinschaftlichen Zukunftsträume uns geschaffen. Die Sinnbilder der Majestät und des Reichtums, die sich in verwirrender Fülle unseren Blicken darboten, ließen uns vergessen, durch eine wie ungeheure Kluft wir als zwei arme, unwissende und ohnmächtige Kinder von all dieser irdischen Herrlichkeit getrennt waren. Die glückliche Zuversicht der Jugend trug uns wie auf einem Zaubermantel über alle Hindernisse hinweg. Gregor Potemkin wurde zu einem der Großen und Mächtigen dieser Welt, vor dem alles in den Staub sank, was sich von seinem gebietenden Blick getroffen fühlte. Ich aber rauschte in goldgestickten Gewändern einher, strahlend im Schmuck der kostbarsten Edelsteine und umschwärmt von vornehmen Verehrern, die sich in Demut bis zur Erde neigten, nur um als Lohn ihrer Ergebenheit ein gnädiges Lächeln meines Mundes zu ernten.

Zwanzig Monate lang durften wir so miteinander verkehren, in Kindertorheit und Kinderunschuld, wie ernsthaft auch uns selber unsere Gespräche scheinen mochten, und für wie selbstverständlich wir es auch hielten, daß wir dereinst Mann und Frau sein würden. Denn daß es nicht die geistliche Laufbahn sein dürfe, die ihn zu den höchsten Ehren brächte, stand als unerschütterliche Ueberzeugung in Gregors Herzen fest. Und seine Zukunftspläne, die er freilich noch keinem anderen menschlichen Wesen anvertraut hatte als mir, waren so klar und bestimmt, daß mir niemals auch nur der geringste Zweifel an ihrer Verwirklichung kam. Er wollte die Moskauer Gelehrtenschule, auf der damals alle künftigen Würdenträger der Kirche ihre Ausbildung erhielten, so lange besuchen, bis er alles gelernt habe, was einem großen Manne zu wissen nottue; dann aber wollte er Soldat werden. Denn seine leidenschaftliche Natur dürstete nach Taten und nach jenen Ruhmeskränzen, die auf blutgetränkten Schlachtfeldern gewunden werden. Ein Feldmarschall wollte er sein und ein Fürst, der bei den großen Hoffestlichkeiten seinen Platz zunächst dem Throne hatte, und dem die Kaiserin huldvoll zulächelte, so oft sie ihn erblickte.

Wie es bei den mittellosen Familien des Adels Brauch war, die ihren Söhnen dadurch eine Art von Versorgung sichern wollten, hatten seine Eltern auch den jungen Gregor bei einem der Garde-Regimenter einschreiben lassen und ihm damit die Möglichkeit der Offizierslaufbahn offen gehalten. Nur dem Einfluß eines seiner Familie befreundeten Kirchenfürsten, des Erzbischofs von Majaisk, Ambrosius Zertis-Kamienski, verdankte er die Zulassung zu dem jetzt begonnenen Stu-

bium, und er mußte deshalb eifrig darauf bedacht sein, sich das Wohlwollen dieses hohen Gönners nicht zu verscherzen. Wie großherzig und vorurteilslos jener Erzbischof in Wahrheit dachte, sollte ihm ja erst viel später offenbar werden.

Zwanzig Monate lang hatte niemand an unserer Freundschaft Anstoß genommen; die Statsrätin ebensowenig als der Diakon, der von dem religiösen Eifer seines Zöglings viel zu fest überzeugt war, als daß er in seinem vertrauten Umgang mit einem beinahe erwachsenen Mädchen eine Gefahr erblickt hätte. Dann aber brach jäh und unerwartet das Verhängnis über uns herein. In dem Zimmer, darin Porofejew uns zu unterrichten pflegte, saßen Gregor und ich, nachdem unser Lehrer uns bereits verlassen hatte, im eifrigen Gespräch beieinander. Wie immer, unterhielten wir uns von unserer glänzenden Zukunft und bauten die herrlichsten Luftschlösser. Aber zum erstenmal gab es zwischen uns etwas wie einen Streit. Denn Gregor, der die Gewohnheit hatte, das ganze Feuer seiner Begeisterung immer an eine einzige Person zu verschwenden, das angebetete Götzenbild aber in der Regel sehr bald durch ein anderes zu ersetzen, sprach seit einiger Zeit von nichts anderem, als von dem großen Menschikow, der zur Zeit der Kaiserin Katharina der eigentliche Beherrscher des Landes gewesen sei, obwohl er sich an Vornehmheit der Geburt mit ihm, Gregor Potemkin, nicht hätte vergleichen können. Es war kein Zweifel, daß er sich diesen Mann zum Vorbild erkoren hatte, und daß er davon träumte, ein zweiter Menschikow zu werden. So lange ich nichts von den Umständen wußte, die diesem Günstling einer Kaiserin zu seiner Allmacht verholfen hatten, war ich nur eine

andächtige und gläubige Zuhörerin gewesen. Heute aber hatte ich aus einer verächtlichen Bemerkung des Diakons über unsern vergötterten Menschikow erfahren, daß das größte seiner Verdienste die Kunst gewesen war, Katharina in sich verliebt zu machen. Und jetzt wollte ich natürlich von ihm als von einem Vorbilde für meinen Freund Gregor nichts mehr wissen.

Der aber hatte für meinen Abscheu vor einem Favoriten nicht das geringste Verständnis. Und als ich ihn in einer Aufwallung richtiger Eifersucht fragte, ob er etwa einwilligen würde, der Geliebte der Kaiserin Elisabeth zu werden, wenn sie ihm dafür Reichtum und Ehren verhieße, mußte ich zu meiner Empörung erleben, daß er ohne Besinnen bejahte. Selbst mein Hinweis auf das Alter der Kaiserin, die ich mir nur als eine ehrfurchtgebietende Matrone vorstellen konnte, brachte seine Entschlossenheit nicht ins Wanken. Die Gunst einer Herrscherin zu gewinnen, erschien ihm offenbar mindestens ebenso verdienstlich und begehrenswert als die Bezwingung einer feindlichen Armee. Und es hatte sogar ganz den Anschein, als ob er diesem Wege zu Glanz und Macht bereitwillig vor jedem andern den Vorzug geben würde. Es war die erste Enttäuschung, die er mir bereitete, aber zugleich die allerschmerzlichste. Und wie wir alle unsere kindischen Herzensergießungen bitter ernst zu nehmen pflegten, so konnte ich mich auch jetzt nicht enthalten, bitterlich zu weinen und ihm unter vielem Schluchzen zu erklären, daß ich dann natürlich niemals einwilligen würde, seine Frau zu werden. Eine solche Wirkung seiner Offenherzigkeit hatte er augenscheinlich nicht erwartet, denn er zeigte sich plötzlich verwirrt und betreten wie jemand, dem unvermutet eine ganz neue Erkenntnis auf-

gegangen ist und der sich in seinen eigenen Empfindungen nicht sogleich zurecht zu finden vermag. Obwohl ich mein Gesicht mit den Händen bedeckt hatte, konnte ich doch zwischen den Fingern hindurch so viel erspähen, daß er mich mit seinen dunklen Augen unverwandt ansah, und daß es in seinem ausdrucksvollen Antlitz sonderbar arbeitete und zuckte. Plötzlich fiel er vor mir auf die Knie und umschlang mich voll leidenschaftlicher Heftigkeit mit seinen Armen.

„Wenn ich auch der Geliebte der Kaiserin wäre, ich würde doch immer nur dich lieben," rief er, „bei meiner Seligkeit, Darja Feodorowna, nur dich!"

Der Himmel weiß es, daß diese unschuldige Umarmung die erste Zärtlichkeit war, die wir uns gestatteten. Und leider sollte es für eine lange, ach, allzu lange Zeit auch die letzte gewesen sein. Denn von der Tür des Gemaches her klang rauh und gebieterisch eine harte Stimme in unser kaum erblühtes Liebesglück hinein, und da wir erschrocken auffuhren, sahen wir die Staatsrätin mit vor Unwillen gerötetem Antlitz vor uns stehen. Sie hatte nicht nur unsere Umarmung gesehen, sondern auch den größten Teil der voraufgegangenen Unterhaltung belauscht. Und ihre Entrüstung war um so größer, als sie schon in der Absicht hierhergekommen war, mich wegen einer schweren Verfehlung zur Rede zu stellen. Eine der Dienerinnen, die mir nicht wohlgesinnt war, hatte ihr verraten, daß ich mich wiederholt ohne weibliche Begleitung in den Straßen Moskaus umhergetrieben hätte, während man mich in der Kirche glaubte. Und wenn ihr schon die kleinste Lüge, der geringfügigste Betrug in tiefer Seele verhaßt war, so wußte sie vollends

keine Entschuldigung zu finden für ein leichtfertiges Spiel mit den heiligsten Geboten.

Gregor Potemkin, der in verbissenem Trotz kein Wort zu seiner oder meiner Verteidigung hatte, mußte auf der Stelle das Haus verlassen, und ich wußte gut genug, daß ihm niemals erlaubt sein würde, es wieder zu betreten. Mir aber, die ich in Tränen schier zerfloß, kündigte die Staatsrätin kurz an, daß ich bis auf weiteres mein Zimmer nicht mehr verlassen würde. In der Tat hielt man mich während der nächsten Tage wie eine Gefangene. Ich saß hinter verschlossenen Türen, und die Dienerin, die mir meine auf das Notwendigste beschränkten Mahlzeiten brachte, hatte strengen Befehl, nicht mit mir zu sprechen. Dagegen empfing ich vom zweiten Tage an den häufigen Besuch eines Mannes, den ich viel lieber nicht gesehen hätte. Es war Simon Tatischtschew, einer von jenen armen, amtlosen Popen, wie man sie mitunter haufenweise bettelnd in den Vorhallen der Kirchen herumlungern sieht. Wegen des Anscheins großer Frömmigkeit, den er sich zu geben wußte, und nicht weniger vielleicht wegen seiner schönen Stimme und seines weitläufigen Bartes, des größten und längsten, den ich je gesehen habe, erfreute er sich schon seit einiger Zeit bei der Staatsrätin, die ihn vollständig ernährte, ganz besonderer Gunst. Und ihn hatte sie nunmehr ausersehen, nicht nur, um mir ins Gewissen zu reden und mich auf den Weg der Tugend zurückzuführen, sondern auch — was mich mit dem höchsten Schrecken erfüllte — um mich zum freiwilligen Eintritt in ein Kloster zu bewegen. So sündhaft und verderbt stand ich — wenigstens nach seiner Versicherung — bereits in den Augen meiner Wohltäterin da, daß

sie in solchem Entschluß die letzte Möglichkeit einer Rettung für mein gefährdetes Seelenheil erblickte. Mich aber machte der Gedanke an das Kloster so unglücklich, daß ich mir eher den Tod wünschte. Ich stand in meinem sechzehnten Lebensjahre, und der erste Kuß — mochte es immerhin nur der Kuß eines phantastisch veranlagten Knaben gewesen sein — hatte das Weib in mir geweckt. Wußte ich auch der Sehnsucht, die mich erfüllte, noch keinen Namen zu geben — daß sie hinter den Mauern eines Klosters niemals Befriedigung finden würde, fühlte ich doch als eine unumstößliche Gewißheit. Und außerdem hatten die üppigen Bilder von Glanz und Pracht, mit denen Gregor Potemkins Zukunftsträume zwanzig Monate lang meine Einbildung genährt, allgemach solche Verwirrung in meinem Geiste angerichtet, daß ich für ein Leben der Entsagung und der klösterlichen Einfachheit hoffnungslos verloren war. Einem geistig hochstehenden Manne, wie etwa dem Diakon Porofejew, wäre es trotzdem vielleicht gelungen, mich durch das Gewicht seiner Gründe den Wünschen meiner Wohltäterin gefügig zu machen. Dieser Simon Tatischtschew aber, dessen theologische Wissenschaft sich auf die Fähigkeit beschränkte, eine Anzahl von Gebeten herzuleiern, war sicherlich noch um ein gut Teil einfältiger als ich. Er wußte meinen Fragen und Einwendungen nur mit Redensarten zu begegnen, deren Dummheit und Haltlosigkeit selbst einem so unerfahrenen Geschöpf wie mir einleuchten mußte. Und als er in der Verlegenheit endlich seine Zuflucht zu polternden Drohungen nahm, hatte er sein Spiel mir gegenüber vollständig verloren. Ich setzte eine trotzige Miene auf und erklärte, daß ich mir lieber mein Brot vor den Türen erbetteln als in ein Kloster gehen würde. Da er

ziemlich stark betrunken war, als diese letzte Unterredung zwischen uns stattfand, geriet er über meinen Eigensinn ganz aus der Fassung, sprach eine Verwünschung über mich aus und stürmte wie ein Besessener aus dem Zimmer. Ich aber benutzte den Umstand, daß die Tür meines Kerkers einmal unverschlossen geblieben war, um meine Gönnerin aufzusuchen und von ihrer Großmut die Abwendung des mir drohenden Schicksals zu erflehen. Seit fünf oder sechs Tagen hatte mir die Staatsrätin zürnend ihren Anblick entzogen, und ich war darauf gefaßt, daß sie mir einen sehr unfreundlichen Empfang bereiten würde. Beklommen blieb ich an der Tür des Gemaches stehen, darinnen ich sie wußte. Hörte ich doch von drinnen die tiefe, dröhnende Stimme des Popen, der mich bei ihr verklagte und mich eine gottlose, verlorene Kreatur nannte, indem er ihr meine letzten Worte wiederholte. Als er ihnen aber noch allerlei Dinge hinzufügte, die ich nie gesprochen, übermannte mich die gerechte Entrüstung; ich riß die Tür auf und trat ihm furchtlos gegenüber, indem ich ihm die Anklage ins Gesicht schleuderte, daß er trotz seiner Popenmütze ein erbärmlicher Lügner sei. Mit offenem Munde starrte er mich an; die Staatsrätin aber, die von Decken umhüllt, in ihrem Lehnstuhl saß, hieß ihn gebieterischen Tones, sich zu entfernen. Nun erst gewahrte ich, wie erschreckend sie sich in diesen wenigen Tagen verändert hatte. Ihre Wangen waren noch hagerer, ihr Gesicht noch farbloser als sonst; tiefe, dunkle Schatten lagen unter ihren Augen. Voll Bestürzung warf ich mich ihr zu Füßen, umklammerte ihre Knie und flehte schluchzend:

„Winowatj, Matjuschka!“*)

*) „Verzeihung, Mütterchen!“

Die Staatsrätin verharrte eine Zeitlang in regungslosem Schweigen, dann beugte sie sich herab und legte ihre Hand auf mein tief gesenktes Haupt.

„Nicht ich habe dir zu verzeihen, mein Kind; denn du hast Gott beleidigt, nicht mich. Aber er vergibt nur den Reuigen. Und der Pope Simon sagt, deine Seele sei verstockt. Muß ich glauben, Darja, daß er damit die Wahrheit gesprochen?"

„Nein, nein," beteuerte ich. „Ich bin nicht verstockt, sondern ich bereue von Herzen, was ich Sündhaftes getan. Aber ich kann nicht in ein Kloster gehen — ich kann nicht."

„Und warum kannst du nicht? Erinnerst du dich nicht mehr der Tränen, die du vergossen, als ich dich vor neun Jahren dem Kloster entführte?"

„O, damals war ich ein Kind, und ich wußte nicht, wie schön das Leben sein kann."

„Woher aber weißt du es jetzt? Ist es das Leben in diesem Hause, das dir so schön erscheint?"

Es war eine Frage, die mich begreiflicherweise in schwere Verlegenheit brachte; aber der unerwartet milde und gütige Ton meiner Wohltäterin machte es mir unmöglich, sie zu belügen. Stockend und in ungeschickten Worten, aber mit voller Aufrichtigkeit berichtete ich ihr alle die heimlichen Wünsche und Hoffnungen, von denen meine Seele erfüllt war. Ich wollte hinaus in die Welt, wollte all das Schöne und Herrliche, davon der Diakon uns gesprochen, mit eigenen Augen sehen, und ich wollte dereinst die Frau eines großen, bedeutenden Mannes werden. Woher ich den Mut genommen, ihr das alles zu sagen, ist mir immer ein Rätsel geblieben. Jedenfalls war es nur der Mut der Verzweiflung und eine Folge

der Aufregung, in die ich durch die Quälereien der letzten Tage versetzt worden war. Ich war auch vollkommen darauf gefaßt, wegen meiner Vermessenheit aufs neue mit harten Worten getadelt zu werden, und es bereitete mir eine grenzenlose Ueberraschung, als die Staatsrätin, nachdem sie mich ruhig hatte zu Ende reden lassen, mit einer mir ganz fremden, sanft klingenden Stimme sagte:

„Als ich dich zu mir nahm, Darja, war es mein Wunsch, dir eine Mutter zu sein und dich vor allen Versuchungen dieser schlimmen Welt zu bewahren. Aber es ist, wie es scheint, nicht der Wille Gottes, daß dieser Wunsch sich erfülle. Kehre jetzt in dein Zimmer zurück, mein Kind, und sei versichert, daß ich dich nicht zu etwas zwingen werde, gegen das dein Herz sich auflehnt. Ich habe zu Gott gebetet, daß er dich erleuchte, und wenn es seiner Weisheit nicht gefallen hat, mein Gebet zu erhören, so habe ich mich in Demut seinem heiligen Willen zu beugen. Mag der Weg, den du gehen willst, auch von tausend Gefahren umgeben sein, die Allmacht Gottes kann dich auch auf ihm dem ewigen Heil zuführen. In seine Hände lege ich fortan die Sorge um dein Geschick."

Ihre Worte waren von einer seltsamen, schier beklemmenden Feierlichkeit, und als ich mit scheuem Blick meine Augen zu ihrem Antlitz zu erheben wagte, glaubte ich etwas wie einen Schimmer der Verklärung über ihren blassen Zügen zu sehen. Ich verstand ja kaum, was sie meinte, aber ich fühlte zum erstenmal eine Regung der Zärtlichkeit für diese Frau, die ich bisher viel mehr gefürchtet als geliebt hatte, und ich konnte dem Drange nicht widerstehen, ihre Hand zu küssen, die mir noch niemals so mager und durchsichtig vorgekommen war wie in dieser Stunde. Zu sagen freilich wußte ich nichts,

denn eine tiefe, fromme Scheu, wie sie sonst nur während des Gottesdienstes über mich kam, verschloß mir die Lippen. Still gehorchte ich ihrem Befehl und verließ das Zimmer, um mich in der Einsamkeit meines Stübchens den zwischen Hoffnungen und Befürchtungen schwankenden Gedanken hinzugeben, die diese seltsame Unterredung in mir geweckt hatte.

In der Frühe des nächsten Tages trat die Kammerfrau der Staatsrätin an mein Bett und forderte mich auf, mich ankleiden zu lassen. Zu meinem Erstaunen sah ich, daß sie ein ganz neues Kleid mitgebracht hatte, ein viel reicheres, als ich es in diesem von strenger Einfachheit erfüllten Hause jemals hatte tragen dürfen. Ich fragte, ob dies schöne Gewand denn wirklich für mich sein solle, und die Kammerfrau bejahte, ohne daß ihre auffallend traurige Miene sich aufgehellt hätte. Während sie mich frisierte, sprach sie kein Wort; aber im Spiegel sah ich, daß ihr große Tränen über die Wangen liefen, und da konnte ich natürlich nicht umhin, sie nach der Ursache ihrer Betrübnis zu fragen. Doch sie schüttelte nur den Kopf, wie zum Zeichen, daß sie mir nicht antworten dürfe, und ich fügte mich auch diesmal, wie an den vorhergegangenen Tagen, wenn die Dienerinnen auf alle meine verzweifelten Fragen stumm geblieben waren.

Als sie meine Toilette beendet hatte, und als mir aus dem schmeichlerischen Glase mein Bild entgegenschaute, verdrängte die Freude an meiner eigenen Erscheinung denn auch für den Augenblick jede andere Empfindung, und mein sechzehnjähriges Herz schlug höher in neu erwachter Hoffnung. So festlich und prächtig, dachte ich, würde meine Wohltäterin mich gewiß nicht gekleidet haben, wenn sie es nicht sehr gut mit mir im

Sinne hätte, und ihre letzten Worte erschienen mir jetzt wie eine Verheißung, die mich mit aller Ungeduld fröhlicher Erwartung erfüllte.

Die Kammerfrau entfernte sich und hieß mich in meinem Zimmer warten, bis man mich rufen würde. Zwei endlos lange Stunden saß ich da, fast ohne mich zu rühren, weil ich mein kostbares Kleid zu zerknittern fürchtete. Dann endlich wurde ich erlöst. Die Kammerfrau, die zugleich die einzige weibliche Vertraute der Staatsrätin war, kehrte zurück, um mich zu holen.

„Sie werden einem Herrn vorgestellt werden," sagte sie, „den Sie mit großer Ehrerbietung behandeln müssen. Denn es ist Graf Alexei Bestuschew, der Kanzler Ihrer Majestät. Die Frau Staatsrätin wünscht, daß Sie ihm bescheiden, aber mit voller Offenheit Antwort geben auf alles, was er Sie fragt."

Man kann sich leicht vorstellen, in welche Aufregung mich diese Mitteilung versetzte. Ich war ein schüchternes Geschöpf und hatte nicht die geringste Erfahrung im Umgang mit hochstehenden Persönlichkeiten. Aber das ahnungsvolle Vorgefühl, daß es jetzt vielleicht einzig von meinem Benehmen abhinge, ob mir die nächsten Augenblicke die heiß ersehnte Wendung meines Schicksals bringen würden, machte mir Mut. Klopfenden Herzens zwar, doch in ziemlich guter Haltung, betrat ich das nur für die vornehmsten Besucher geöffnete Prunkgemach des Hauses, und knickste vor dem stattlichen Herrn, den ich dort im Gespräch mit der Staatsrätin fand, in einer so tadellosen höfischen Verbeugung zusammen, daß Mademoiselle Latour, wenn sie zugegen gewesen wäre, gewiß helle Freude an ihrer gelehrigen Schülerin gehabt hätte.

Alexis Petrowitsch Bestuschew-Rjumin stand damals bereits in seinem sechzigsten Lebensjahre, aber er erschien mir nichtsdestoweniger als ein sehr schöner Mann. Er war prächtig gekleidet, und die bis auf die Schultern herabfallenden Locken einer mächtigen Perücke gaben seinem charaktervollen Kopfe ein wahrhaft königliches Aussehen. Seine hohe Stirn, seine große, gleich dem Schnabel eines Adlers gekrümmte Nase und sein kühn vortretendes Kinn machten den Ausdruck seines Antlitzes streng und gebieterisch, während der Blick seiner Augen von Kälte und Hochmut zeugte. Gewiß konnte einem unerfahrenen jungen Ding, wie ich es war, keine härtere Probe auferlegt werden als die Zumutung, vor einem so imponierenden Manne Fassung und Unbefangenheit zu bewahren.

Ob es nun aber meine wundervolle Verbeugung, mein schönes Kleid oder sonst etwas Gefälliges in meiner äußeren Erscheinung gewesen war, was den Kanzler gleich auf den ersten Blick freundlich für mich gestimmt hatte, jedenfalls verzogen sich seine Lippen zu einem ermutigenden Lächeln und er trat auf mich zu, um mir mit einer Art von väterlichem Wohlwollen seine Hand zu reichen.

„So also sieht Oberst Denissows Töchterchen aus!“ sagte er scherzend. „Nun, meine liebe kleine Darja Feodorowna, Ihre verehrungswürdige Beschützerin hat mir viel Gutes von Ihnen erzählt, und ich werde mich freuen, wenn ich Ihnen ein wenig nützlich sein kann.“

Ich beschränkte mich zum Zeichen meiner Dankbarkeit für diese huldvolle Versicherung auf eine abermalige Verbeugung und ließ mich auf einen Wink der wieder im Lehnstuhl sitzenden Staatsrätin, nachdem ich ihr ehr-

erbietig die Hand geküßt hatte, auf einen niedrigen Stuhl an ihrer Seite nieder.

„Seine Exzellenz will die Gnade haben, einige Fragen an dich zu richten," wandte sie sich an mich. „Antworte ihm aufrichtig, und so, als ob ich nicht zugegen wäre. Denn es handelt sich um deine Zukunft, nicht darum, mir zu gefallen."

Graf Bestuschew setzte sich mir gegenüber und betrachtete mich noch einmal vom Kopf bis zu den Füßen so prüfend, daß ich verlegen die Augen niederschlug. Dann jagte er mir einen Glutstrom durch die Adern, indem er, meine Hand ergreifend, fragte:

„Sie möchten also an den Hof, mein Kind? Nun, was würden Sie sagen, wenn ich Sie zur Ehrendame Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Großfürstin machte?"

Einer so gewaltigen Ueberraschung war meine Unbefangenheit denn doch nicht gewachsen. Ich fühlte, wie mir das Blut heiß ins Gesicht stieg und suchte in heller Verwirrung meine brennenden Wangen hinter der Schulter der Staatsrätin zu verbergen. Eine Aussicht, wie diese, ging ja selbst weit über meine vermessensten Erwartungen hinaus, und sie rief in meinem Innern einen Aufruhr hervor, den zu offenbaren ich mich wohl schämen mußte. Der Kanzler aber, der mein Benehmen für nichts als Blödigkeit nehmen mochte, fing alsbald an, mir die Pflichten der Stellung, für die er mich bestimmt hatte, mit pedantischer Ausführlichkeit klar zu machen.

„Sie wissen, daß die Gemahlin des Großfürsten-Thronfolgers eine deutsche Prinzessin ist — nicht wahr? Ihre Kaiserliche Hoheit ist vor acht Jahren in unser Land gekommen, kaum fünfzehnjährig, ohne Kenntnis der russischen Sprache und als eine Ketzerin. Unter der

mütterlichen Führung Ihrer Majestät der Kaiserin und angespornt durch die Liebe zu ihrem Verlobten, Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Großfürsten Peter, hat sie sich seitdem unablässig bemüht, den durch ihre Jugend und Herkunft bedingten Mängeln abzuhelfen. Sie ist eine Rechtgläubige geworden, die alle Gebote unserer heiligen Kirche strenge befolgt; sie spricht das Russische wie ihre Muttersprache und bringt den Sitten und Gebräuchen ihrer neuen Heimat die geziemende Achtung entgegen. Außerdem rühmt alle Welt ihre bezaubernde Liebenswürdigkeit wie die Güte ihres Herzens. Ihre Ehrendamen, die älteren wie die jüngsten, würden für sie unbedenklich durchs Feuer gehen, und die Bürde des Hofdienstes bei einer solchen Gebieterin würde darum für Sie, mein Kind, eine sehr leichte sein. Immerhin aber dürften Sie nicht glauben, daß Ihr Leben fortan nur noch eine ununterbrochene Kette von Vergnügungen und von heiteren Tändeleien sein werde. Und Sie müßten immer eingedenk bleiben, daß Sie sich des Vertrauens würdig zu zeigen haben, das man Ihnen jetzt erweist."

Sein Ton war immer ernster und bedeutsamer geworden, und in meine erste stürmische Freude mischte sich allgemach die Furcht, daß man von meiner Befähigung für einen solchen Posten doch vielleicht eine bessere Meinung haben könnte, als ich sie verdiente.

„Ich würde mir gewiß alle Mühe geben," flüsterte ich, „aber ich bin noch nie bei Hofe gewesen, und ich weiß beinahe nichts von der höfischen Etikette."

„O, es ist nicht das, was ich meine," beruhigte er mich mit einem Kopfschütteln. „Man wird Sie über alles unterrichten, was Sie zu tun und zu lassen haben. Und daran, daß Sie sich mit den äußerlichen Anforde-

rungen Ihres Dienstes leicht abfinden werden, hege ich keinen Zweifel. Aber ich habe in anderer Hinsicht leider schon üble Erfahrungen machen müssen. Die eine oder die andere der Damen, die Ihre Majestät dem jungen Hofe beigegeben, hat allzu schnell vergessen, daß sie nicht die Großfürstin, sondern die Kaiserin als ihre eigentliche Herrin zu betrachten habe. Es haben sich Dinge zugetragen, die schon beinahe den Namen von Konspirationen verdienten. Und bei dem warmen Interesse, das ich für Sie hege, würde es mir sehr leid sein, wenn auch Sie sich von irgend jemandem — es sei, wer es sei — zu solcher Pflichtvergessenheit verleiten ließen. Bevor ich Sie darum Ihrer Majestät für den Posten einer Ehrendame der Großfürstin Katharina in Vorschlag bringe, muß ich Ihr festes Versprechen haben, daß Sie sich in allem und jedem nach den Instruktionen richten werden, die Sie von mir und Madame Tschoglokow, der Oberhofmeisterin Ihrer Kaiserlichen Hoheit erhalten. Die Weisungen und Vorschriften dieser Dame müssen Ihnen jederzeit höher stehen als selbst die Befehle oder Wünsche der Großfürstin. Und niemals dürfen Sie vor ihr irgendein Geheimnis haben. Wollen Sie mir das geloben?"

Natürlich hatte ich für die Tragweite des Versprechens, das da von mir gefordert wurde, nicht das geringste Verständnis. Es erschien mir vielmehr ganz selbstverständlich, daß alles gut und recht sein müsse, was ein Mann, wie der Großkanzler Graf Bestuschew, für gut und recht erachtete. Ohne Besinnen erwiderte ich mit einem sehr aufrichtig gemeinten Ja, und Seine Exzellenz nickte befriedigt.

„Ich glaube, daß ich mich auf Sie werde verlassen

können; denn ein Gesicht wie das Ihrige lügt nicht. Es handelt sich also nur noch um den Zeitpunkt Ihrer Vorstellung bei der Kaiserin. Der ganze Hof ist augenblicklich hier in Moskau; aber die Abreise nach Petersburg ist bereits auf den Dienstag der kommenden Woche angesetzt. Wenn Ihre Majestät auf meine Bitte einwilligt, Sie morgen oder übermorgen zu empfangen, können Sie sich im Gefolge der Großfürstin dieser Abreise anschließen."

So maßlos beglückt ich mich auch fühlte, der Gedanke, mich schon an einem der nächsten Tage von meiner Wohltäterin zu trennen, hatte doch etwas Beängstigendes für mich. Und ich wollte jedenfalls gewiß sein, daß sie mich ohne Groll scheiden ließ und ohne mich in ihrem Herzen schnöden Undanks zu zeihen. Demütig neigte ich mich darum auf ihre Hand herab und flüsterte:

„Sie allein haben über mich zu gebieten, Mütterchen! Ich werde nichts tun, als was Sie mir zu tun befehlen."

Ich wartete mit Bangen auf ihre Antwort, aber ich wartete vergebens. Und als eine ungestüme Bewegung des von seinem Stuhl aufspringenden Grafen mich veranlaßte, den Kopf zu erheben, stieß ich einen Schrei der Bestürzung aus, denn ich mußte ja glauben, eine Sterbende vor mir zu haben. Das Haupt der Staatsrätin war in das Polster zurückgesunken; aus ihrem Gesicht schien auch der letzte Blutstropfen gewichen, und mit unheimlich röchelnden Lauten rang sie mühsam nach Atem. Laut weinend und ihr allerlei zärtliche Namen gebend, umschlang ich sie mit meinen Armen, während Graf Bestuschew, der ebenfalls sehr bestürzt schien, die Tür des Zimmers aufriß und nach den Dienerinnen rief.

Die alte, treue Kammerfrau stürzte denn auch so schnell herbei, als ihre Beleibtheit es ihr nur immer erlaubte. Sie zog mich von der halb Ohnmächtigen hinweg und machte sich mit ihr zu schaffen.

„Weinen Sie nicht, Fräulein," rief sie mir zu. „Es ist nicht das erstemal, und der Anfall wird vorübergehen, wie die früheren vorübergegangen sind. Statt so jämmerlich zu schluchzen, sollten Sie mir lieber den Essig bringen, der dort auf dem Schranke steht."

Graf Bestuschew stand schon in der Tür.

„Ich werde der Staatsrätin ein Fläschchen meiner Nerventropfen schicken," sagte er. „Ich habe ihre Zusammensetzung selbst erfunden und weiß, daß sie ein unfehlbares Mittel sind gegen solche Vapeurs. Ihnen, meine liebe Darja, lasse ich noch heute Nachricht zukommen wegen Ihrer Audienz bei der Kaiserin."

Er wollte gehen, da ihm der Anblick der Leidenden ersichtlich zu großes Unbehagen verursachte. Ich aber eilte auf ihn zu.

„Nein, nein," bat ich unter strömenden Tränen, „verwenden Sie sich nicht für mich. Ich will nicht nach Petersburg und nicht an den Hof. Wie könnte ich mein Mütterchen verlassen, jetzt, da ich weiß, daß sie krank ist!"

Er schien sehr verdrießlich, denn seine Stirn zog sich in Falten.

„Sie werden tun, was Sie für gut halten," sagte er kalt. „Aber ich empfehle Ihnen, Ihren Entschluß wohl zu überlegen, denn nicht leicht wird sich Ihnen eine gleiche Gelegenheit bieten, Ihr Glück zu machen."

Mit den letzten Worten war er auch schon draußen, und dieser eilige Rückzug trug nicht gerade dazu bei, das Ansehen des mächtigen Staatsmannes in meinen Au-

gen zu erhöhen. In diesem Augenblick freilich machte ich mir über den Grafen Bestuschew und sein Benehmen nicht viele Gedanken. Die angstvolle Sorge um meine Wohltäterin und die schreckliche Vorstellung, daß meine Schlechtigkeit und mein Undank zu ihrer Erkrankung beigetragen haben könnten, drängten jede andere Empfindung zurück. Neben ihrem Sessel auf den Fußboden gekauert, verbrachte ich eine der martervollsten Viertelstunden meines Lebens, bis endlich die Heftigkeit des Anfalls nachließ und die Kranke wieder ruhiger zu atmen begann. Noch immer wagte ich mich nicht zu rühren, aus Furcht, sie in eine neue Erregung zu versetzen. Da fühlte ich ihre Hand auf meinem Scheitel und hörte ihre noch immer sehr schwache Stimme:

„Steh auf, Darja, daß ich dein Gesicht sehe. Und weine nicht länger. Deine Hoffnungen sollen durch meine Krankheit nicht vereitelt werden. Graf Bestuschew wird dich der Kaiserin vorstellen, und du wirst mit dem Hofe nach Petersburg zurückkehren. So war es zwischen ihm und mir beschlossen, schon ehe ich dich heute rufen ließ. Und dabei soll es auch bleiben."

Aber von alledem wollte ich jetzt nichts mehr wissen. Alle hochfliegenden Wünsche und alle Sehnsucht nach dem Glanz des Hoflebens waren wie weggelöscht aus meinem Herzen. Als ich der Staatsrätin versicherte, daß ich nur noch das einzige Verlangen fühle, bei ihr zu bleiben, und als ich sie inständig bat, mich nicht von sich zu stoßen, mußte sie wohl dem Klang meiner Stimme entnehmen und von meinem Gesicht lesen, daß nichts Unaufrichtiges in meinen Worten war. Und in dieser Stunde geschah es, daß ich zum erstenmal ein Lächeln auf ihrem Antlitz sah, ein sanftes, gütiges und beglücktes Lächeln, das alle

Härte aus ihren Zügen verschwinden machte und sie wunderſam verſchönte. Sie zog mich an ihre Bruſt, wie ſie es noch nie getan hatte, und gab mir liebevolle Namen, die voll ſüßer Zärtlichkeit waren, obwohl ſie nur leiſe und zögernd von ihren Lippen kamen. Es war, als ob ein Gefühl der Scham ſie noch immer hindern wolle, mir den ſo lange in ſcheuem Mißtrauen verborgen gehaltenen Reichtum ihres Herzens zu erſchließen. Aber das Liebesbedürfnis meiner eigenen jungen Seele, vielleicht auch jene ſeltſame Weichheit, die kranke Menſchen kurz vor ihrem Ende zu überkommen pflegt, halfen ihr bald, auch dieſe letzte ſchämige Zurückhaltung zu überwinden. Und dieſe Stunde, die doch eigentlich eine der ſchwerſten Enttäuſchungen meines bisherigen Lebens in ſich ſchloß, wurde für mich zu einer Stunde ungeahnten Glücks.

Die Staatsrätin, die ſich während der Ruhepauſen zwiſchen den einzelnen Anfällen ihres plötzlich aufgetretenen, quälenden Leidens bei ziemlichem Wohlſein befand, machte mir kein Hehl mehr daraus, wie innig ſie ſich während dieſer ganzen neun Jahre danach geſehnt hatte, meine kindliche Liebe zu gewinnen, und wie im Grunde ihr ganzes Leben ein ſolches vergebliches Sehnen nach Liebe geweſen war. Die zärtliche Situation, in der ſie mich mit Gregor Potemkin überraſcht hatte, war ihr zu einer Urſache großen, faſt eiferſüchtigen Kummers geworden; ſie hatte ſich vorgeworfen, mich nicht auf die rechte Art geleitet zu haben, und hatte unabläſſig darüber nachgedacht, wie ſie das Verſäumte wieder gutmachen könne. Daß ihr meine Unterbringung in einem Kloſter als das Nächſtliegende und Beſte erſchienen war, konnte bei ihrer tiefen Frömmigkeit nicht wunder nehmen; niemals aber hatte ſie daran gedacht, mich gegen meinen

Willen zu solchem Schritt zu zwingen. Um sich bei ihr in ein günstiges Licht zu setzen, hatte der Pope Simon Tatischtschew sie während der ersten Tage in dem Glauben erhalten, daß ich seinen Ueberredungsversuchen nicht unzugänglich sei. Und als er dann die Ueberzeugung von der Aussichtslosigkeit seiner Bemühungen gewonnen, hatte er meiner bodenlosen Schlechtigkeit und Verstocktheit die Schuld an dem Mißerfolg beigemessen. Zufällig hatte sie gerade während dieser Tage den Besuch des Grafen Bestuschew empfangen, der ihr in Freundschaft verbunden war, weil der verstorbene Staatsrat Wjäsemski einigen Anteil an seiner ersten Berufung zum Kabinettsminister gehabt hatte. Ihm, der durch das Schicksal seiner unglücklichen Schwägerin von der Affäre Lopuchin ziemlich nahe berührt worden war, hatte sie von mir gesprochen, und er hatte ihr schon bei jenem ersten Besuch den Vorschlag gemacht, mir einen Platz unter den Ehrendamen der Großfürstin Katharina zu verschaffen. Sie hatte den Gedanken von sich gewiesen, weil nach ihrer Denkungsart die Hofluft die gefährlichste und verderblichste für ein junges Mädchen war. Als ich dann aber am folgenden Tage verzweifelt in ihr Zimmer gestürmt war, den verleumderischen Popen einen erbärmlichen Lügner genannt hatte und ihr mit allen Anzeichen der Reue zu Füßen gefallen war, hatte sie tiefes Mitleid mit mir gefühlt. Die Offenheit, mit der ich ihr meine geheimsten Wünsche und Hoffnungen gebeichtet, hatte sie gerührt, und ihr unerschütterlicher Glaube an die Weisheit und Allmacht des Höchsten, dem es doch ein leichtes gewesen wäre, meinen Sinn zu ändern, wenn er solche Sinnesänderung als für mich heilsam erachtet hätte, hatte sie irre werden lassen an ihrer eigenen Einsicht.

Von dem Wunsche beseelt, mich glücklich und geborgen zu wissen, bevor sie aus diesem Leben schied, hatte sie den Kanzler noch einmal zu sich gebeten und sich bereit erklärt, seinen Vorschlag anzunehmen, sofern ich selber mit diesem Vorschlag einverstanden wäre. Die Folge war dann jene Unterredung gewesen, die ich auf den vorhergegangenen Blättern erzählt habe, und einzig der Eintritt des Krankheitsanfalls hatte für den Augenblick die Verwirklichung des Zukunftsplanes vereitelt.

Ueberzeugt von meiner Entschlossenheit, sie nicht zu verlassen, und glücklich darüber, daß unsere Herzen sich gefunden, kam die Staatsrätin während der nächsten Wochen nicht mehr auf jenen Plan zurück. Und wäre ich nicht in immer kürzeren Zwischenräumen daran erinnert worden, daß bereits die Schatten des Todes über ihrem Haupte schwebten, so würde auch ich mich während dieser Wochen wahrscheinlich vollkommen wunschlos und zufrieden gefühlt haben. Zum erstenmal in meinem Leben empfand ich das Köstliche und Beruhigende einer mütterlichen Liebe, wie ich sie bei meiner schönen Tante Natalia Lopuchin vergebens gesucht hatte. Die heiße Begehrlichkeit, die mich während der letzten Monate gequält hatte, war von mir gewichen, und ich würde nicht geklagt haben, wenn man mir gesagt hätte, daß ich noch Jahre lang so weiterleben müsse.

Aber nicht Jahre, sondern nur wenige Monate waren es, die die unerforschliche Vorsehung meiner edlen Wohltäterin noch beschieden hatte. Sie ertrug ihre Leiden mit jener himmlischen Geduld, die echte Frömmigkeit und festes Gottvertrauen dem Menschen verleihen; aber es konnte mir nicht verborgen bleiben, daß sie mit jedem Tage schwächer wurde, und daß ihr sonst so klarer

Geist sich bisweilen verwirrte. Der Arzt vermochte nichts gegen ihre Krankheit, und sie selbst war nicht darüber im Zweifel, daß sie am Ende ihres Lebensweges angelangt sei. Um meinen Kummer nicht zu vergrößern, sprach sie zu mir nur selten von ihrem nahen Ende; eines Tages aber, als sie sich besonders hinfällig fühlte, bettete sie meinen Kopf an ihrer Schulter und ermahnte mich mit liebevollen Worten, stark und tapfer zu bleiben, wenn sie mich nun auf immer verlassen müsse. Mit Bestürzung mehr als mit Freude mußte ich aus ihrem Munde vernehmen, daß sich nach ihrem Tode dennoch erfüllen solle, was mir als eine verlockende Zukunftsaussicht schon einmal gezeigt worden war. Sie hatte, ohne daß ich davon wußte, mehrere Briefe mit dem Großkanzler gewechselt, und Graf Bestuschew hatte ihr meine Aufnahme in den Hofstaat der Großfürstin Katharina zugesichert, wann auch immer ich nach Petersburg kommen würde.

„Aber du wirst nicht genötigt sein, länger im Hofdienst zu bleiben, als es deinen eigenen Wünschen entspricht," fügte die Staatsrätin hinzu. „Denn du gehst nach Petersburg nicht als eines jener armen Fräulein, die durch ihre Mittellosigkeit gezwungen sind, eine Versorgung bei Hofe zu suchen. Wohl habe ich schon vor langen Jahren ein Gelübde getan, den größten Teil meines irdischen Gutes der Kirche zu weihen; aber ich kann dir immerhin, ohne mein Gewissen zu beschweren, eine Geldsumme hinterlassen, die dich vor der Not des Lebens schützt. Auch dies Haus wird dein Eigentum sein, so daß dir immer eine sichere Zuflucht bleibt, wie auch dein Schicksal sich wenden möge. Mein mütterlicher Segen wird es dir, wie ich hoffe, zu einer Stätte des Glückes oder doch des inneren Friedens machen."

Ich war so ergriffen, daß ich nicht viele Worte fand, ihr zu danken. Und bald schon schickte sie mich in mein Zimmer, weil sie selber, wie sie sagte, ein Verlangen nach Ruhe fühlte.

Es war das letztemal gewesen, daß ich ihre Augen auf mich gerichtet gesehen hatte, die in diesen letzten Wochen ihres Lebens so voll Güte und Zärtlichkeit gewesen waren. Die Kammerfrau, die am nächsten Morgen als die erste das Schlafzimmer der Staatsrätin betrat, fand sie mit dem sanften Gesichtsausdruck einer ruhig Schlummernden entseelt in den Kissen.

Wieder wie nach jener entsetzlichen Katastrophe, die mich neun Jahre früher meiner Verwandten beraubt hatte, stand ich mutterseelenallein in der Welt.

---

3. Kapitel.

In der fünften Woche nach dem Tode meiner heiß beweinten mütterlichen Freundin trat ich, dank der Fürsorge der treuen alten Kammerfrau, mit allem Erforderlichen zur Genüge ausgerüstet, die lange Reise nach Petersburg an. Ich würde sie jetzt, im Gegensatz zu meiner früheren Ungeduld, gern noch eine Weile hinausgeschoben haben; aber ich sollte auf Graf Bestuschews ausdrücklichen Wunsch die Gelegenheit benutzen, sie in Gesellschaft einer Dame zu machen, die mir, wie er meinte, nicht nur als Beschützerin, sondern auch als Lehr-

meisterin in bezug auf meine künftigen Pflichten von großem Wert sein würde. Es war die Fürstin Gagarin, eine der älteren Ehrendamen der Großfürstin Katharina. Sie hatte in Familien- oder Vermögensangelegenheiten nach Moskau reisen müssen und wollte mich nun in dem kaiserlichen Reisewagen, den man ihr zur Verfügung gestellt hatte, mit nach Petersburg nehmen. Sie hatte mich vor dem für unsere Abfahrt festgesetzten Tage wiederholt besucht, hatte mir wohlmeinende Ratschläge für meine Ausstattung gegeben und sich auch sonst recht freundschaftlich gegen mich gezeigt. Aber ich muß gestehen, daß ich mich trotzdem nicht sonderlich zu ihr hingezogen fühlte. Schon der Unterschied der Jahre machte es mir schwer, sie mit der Vertraulichkeit zu behandeln, auf die sie sich Rechnung zu machen schien. Sie hatte die dreißig bereits überschritten und war nichts weniger als schön, wenn sie selber in dieser Hinsicht auch wohl günstiger von sich dachte. Daß ich noch ein halbes Kind war, kam ihr offenbar nicht zum Bewußtsein. Auch mochte in der Tat meine äußere Erscheinung in einigem Widerspruch stehen zu meiner Unerfahrenheit in gewissen Dingen. Mein Spiegel zeigte mir die Gestalt eines völlig erwachsenen Mädchens, und eine sehr begreifliche Scheu hinderte mich, meine Unkenntnis einzugestehen, wenn die Fürstin Gagarin bei mir Erfahrungen und Wissenschaften voraussetzte, die man in ihrer höfischen Umgebung bei einer sechzehnjährigen jungen Dame wohl als selbstverständlich annahm.

So kam es, daß während unserer, trotz des häufigen Pferdewechsels ziemlich langwierigen und beschwerlichen Reise meine Kenntnisse eine Bereicherung erfuhren, die mich einigermaßen beunruhigte und verwirrte. Für

meine Begleiterin gab es nämlich nur einen einzigen Gegenstand der Unterhaltung: die Liebe. Und ihr Gefühlsleben war von einer schier beängstigenden Wärme. Ich wunderte mich im stillen nicht wenig, wenn sie sich immer wieder rühmte, die einzige Vertraute der Großfürstin zu sein; denn es schien mir ganz undenkbar, daß Ihre Kaiserliche Hoheit den schmachtenden Klagen und überschwenglichen Schwärmereien dieses liebeskranken alten Mädchens ein ebenso williges Ohr leihen sollte, als ich es wohl oder übel tun mußte. Wenn sie sich nicht einer starken Täuschung über den wahren Charakter der Huldigungen hingab, die ihr bisher dargebracht worden waren, so hatte die arme Fürstin freilich begründeten Anlaß, sich über den Wankelmut und die Treulosigkeit der Männer zu beklagen. Denn sie hatte schon oft geliebt und war nach ihrer Versicherung noch viel öfter geliebt worden. Mit einer Offenherzigkeit, die mich nicht selten in Verlegenheit brachte, erzählte sie mir nach und nach unter Nennung sämtlicher Namen die Geschichte all dieser Herzensabenteuer, deren jedes für sie leider mit einer schmerzlichen Enttäuschung geendet hatte. Ich habe die meisten ihrer Geschichten inzwischen vergessen, weil sie mich herzlich wenig interessierten. Meine Teilnahme wurde erst lebhafter, als ich zu meinem Erstaunen vernehmen mußte, daß es in zwei besonders tragischen Fällen keine Geringere als Ihre Majestät die Kaiserin Elisabeth selbst gewesen sein sollte, die der beklagenswerten Fürstin gegenüber die Rolle der mächtigeren und darum auch glücklicheren Nebenbuhlerin gespielt hatte.

„Diese unersättliche Frau ist die Urheberin all meines Unglücks," klagte die Gagarin mit dem Pathos einer Schauspielerin. „Gewiß wäre ich die letzte, ihr

einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie dieses Rasumowski überdrüssig geworden war, den ihre Huld vom Kirchensänger bis zum Oberjägermeister erhoben. Aber mußte sie ihre Augen gerade auf die werfen, denen mein Herz gehörte und die mir das ihrige gegeben hatten? Gab es an ihrem Hofe nicht schönere und glänzendere Kavaliere als den Grafen Iwan Schuwalow? Und stand es ihrem Matronenalter an, diesen neunzehnjährigen Knaben Beketow zu ihrem Günstling zu machen?"

Ich mußte an mein letztes Gespräch mit Gregor Potemkin denken, und in meiner Seele erhob sich der sehnliche Wunsch, daß er lieber in der Dunkelheit bleiben, als jemals den Versuchungen eines Hoflebens ausgesetzt werden möge, das, wie es schien, für junge Männer noch viel gefährlicher war als für junge Mädchen. Ueber diesen Beketow aber, dessen Namen ich natürlich noch nicht gehört hatte, wollte ich gerne etwas Näheres erfahren. Und meine Begleiterin war nur allzu gern erbötig, solchem Wunsch zu willfahren.

„Wer Beketow ist? O, man muß wahrlich in Ihrer Zurückgezogenheit gelebt haben, um es nicht zu wissen. Vor zwei Jahren freilich hatte noch kein Mensch am Hofe eine Ahnung von seiner Existenz. Denn er war nichts als ein simpler Kadett. Und weder seinen Verdiensten noch seinen Talenten hatte er es zu danken, daß er gleichsam über Nacht eine der meistgenannten Persönlichkeiten wurde. Er verdankte es lediglich einer verrückten Idee des Fürsten Yussupow, seines Chefs, der eines Tages darauf verfiel, seine Kadetten zu Komödianten zu machen und einige Dramen Sumarokows von ihnen aufführen zu lassen. Er wollte sich und anderen Zurückgebliebenen damit in dem langweiligen Peters-

burg die Zeit vertreiben, während der Hof sich in Moskau aufhielt. Aber die Kaiserin hörte bei ihrer Rückkehr von diesen Theatervorstellungen, und da sie immer auf der Jagd nach neuen Vergnügungen ist, befahl sie, daß die Aufführungen im Winterpalais wiederholt werden sollten. Der junge Beketow, der ein erbärmlicher Schauspieler ist, hatte eine der kleinsten Rollen; aber Ihre Majestät sah dessenungeachtet nichts als ihn; denn er war wirklich einer der schönsten Jünglinge, die man sich vorstellen kann. Auf ihren ausdrücklichen Wunsch mußte er bei der ersten Wiederholung die Partie des Liebhabers spielen, und sie nahm es gleichzeitig auf sich, selbst für seine angemessene Kostümierung zu sorgen. Noch bevor diese Wiederholung stattfand, hatte ich das Glück — oder vielmehr das Unglück — gehabt, Beketow im Hause des Oberjägermeisters Alexis Rasumowski zu begegnen, und ich darf wohl sagen, daß es eine Liebe auf den ersten Blick war, die von unseren Herzen Besitz ergriff. Für einige wenige Tage durfte ich so glücklich sein, wie ich es noch nie in meinem Leben gewesen war. Denn dieser Jüngling war wie ein marmornes Götterbild, das einen Vulkan in seinem Innern birgt."

Ich mußte mir in die Lippen beißen, um nicht hell aufzulachen bei der Vorstellung des in ein Götterbild eingeschlossenen Vulkans, zumal, wenn ich in meiner Phantasie diese marmorne Jünglingsschönheit neben die stark verblühten Reize meiner geschminkten Reisegefährtin stellte. Aber ich wußte recht wohl, daß das leiseste Lächeln mir die Fürstin Gagarin zur Todfeindin machen würde, und darum hörte ich mit scheinbar unerschüttertem Ernst ihre Geschichte bis zu Ende an.

Nachdem sie mir ihre kurze Liebesseligkeit in etwas

leuchtenderen Farben ausgemalt hatte, als es meinen sechzehn Jahren zu hören gut war, fuhr sie fort:

„Der unheilvolle Tag der ersten Schauspiel-Wiederholung im Winterpalais kam heran. Die Kaiserin hatte verfügt, daß die Aufführung nicht, wie das erstemal, in einem großen Saal, sondern in ihren Gemächern stattfinden solle. Und sie war in ihrer Huld so weit gegangen, Beketow ihr eigenes Toilettenzimmer für seine Kostümierung zur Verfügung zu stellen. Werden Sie es für möglich halten, meine liebste Darja, daß sie in höchsteigener Person erschien, um den jungen Menschen, der reichlich hätte ihr Sohn sein können, anzukleiden, zu schminken und mit den kostbarsten Juwelen zu schmücken? So groß war die mütterliche Sorgfalt, die sie auf diese angenehme Beschäftigung verwandte, daß sich der Beginn der Vorstellung um beinahe zwei Stunden über die festgesetzte Zeit verzögerte. Und während sie dann ihren Verlauf nahm, ging es bereits von Mund zu Mund, daß der glückliche Beketow aufgehört habe, ein einfacher Kadett zu sein. Rasumowski hatte ihn zu seinem Adjutanten ernannt, und der neunzehnjährige Jüngling war dadurch unter Ueberspringung aller Zwischenchargen mit einem Schlage zum Range eines Kapitäns aufgerückt. Solche Vorteile hatte ich meinem Freunde allerdings nicht zu bieten, ganz abgesehen von den goldenen Uhren, Diamantringen und kostbaren Spitzen, mit denen seine hohe Gönnerin ihn behängte. Ich bin gewiß, daß er sich nur mit blutendem Herzen von mir losriß. Aber durfte ich ihm zürnen, daß er es tat?"

Ich konnte nicht umhin, zu erklären, daß ich die Handlungsweise dieses Herrn Beketow trotz alledem ganz

abſcheulich fände. Aber die Fürſtin Gagarin ſchüttelte ſchwermütig den Kopf.

„Ich habe ſeinetwegen viele Tränen vergoſſen, aber ich zürne ihm nicht mehr. Denn auch er hat inzwiſchen bereits die Wandelbarkeit des Glückes und den Wankelmut menſchlicher Herzen erfahren müſſen. Die Zeit ſeines Glanzes währte kaum ein Jahr; dann gelang es einer erbärmlichen Intrige der Brüder Schuwalow, ihn zu ſtürzen. O, dieſe Schuwalow! Ich rate Ihnen, meine Liebe, ſeien Sie vor ihnen auf der Hut! Wie Iwan Iwanowitſch Schuwalow ſich nicht bedachte, mein Herz zu zertreten, als ihm die Gunſt der Kaiſerin winkte, ſo würde er jetzt kaltblütig über Leichen hinwegſchreiten, wenn es gälte, ſich dieſe Gunſt zu erhalten. Wir alle am jungen Hofe, die Großfürſtin ſelbſt nicht ausgenommen, fürchten ſeine und ſeines Bruders Ränke. Wollen Sie wiſſen, wie er es anfing, ſich des unbequemen Nebenbuhlers zu entledigen? Er erheuchelte für Beketow, der inzwiſchen zum Oberſten aufgerückt war, die wärmſte Freundſchaft, und als der argloſe junge Mann ſich bei ihm einmal über Langeweile beklagte, riet er ihm, ſich doch öfter die Knaben kommen zu laſſen, die durch ihren Geſang der Kaiſerin hier und da die Zeit verkürzen müſſen. Sobald aber Beketow dieſen Rat befolgt hatte, beeilte er ſich, ihn bei Ihrer Majeſtät der abſcheulichſten Neigungen und Laſter zu verdächtigen, wohl wiſſend, daß es gar kein beſſeres Mittel gab, ihn in den Augen der Kaiſerin verächtlich und verdammenswert zu machen. Der Umſtand, daß man einem vertrauten Freunde Beketows, dem Ordonnanzoffizier Jelagin, ſchon lange derartige Verirrungen nachſagte, unterſtützte das Gelingen der häßlichen Kabale. Die Kaiſerin war außer ſich und

vergönnte dem Aermsten nicht einmal, sich zu verteidigen. In so schroffen Formen gab sie ihm ihre Ungnade zu erkennen, daß Beketow in eine schwere Krankheit verfiel und wochenlang dem Tode nahe war. In seinen Fieberphantasien quälte ihn unaufhörlich die ungerechte Anklage, die man gegen ihn erhoben, und als er zu sterben vermeinte, erbat er als letzte Gunst eine einzige, kurze Unterredung mit der Frau, die ihm noch vor wenig Wochen so viel Huld und Zärtlichkeit gezeigt hatte. Aber er flehte zu einem steinernen Herzen. Sobald sein Zustand es gestattete, mußte er das Schloß Zarskoje Selo verlassen und sich in die entfernte Garnison begeben, die man ihm zugewiesen hatte. Ich bin überzeugt, daß man ihm niemals erlauben wird, nach Petersburg zurückzukehren." —

Diese und ähnliche Geschichten waren natürlich wenig danach angetan, mir Mut zu dem neuen Leben zu machen, dem ich entgegenging. Und meine Bangigkeit würde noch viel größer geworden sein, wenn sich mir nicht hier und da auch sonnigere Ausblicke aufgetan hätten. Das war jedesmal der Fall, sobald die Gagarin von meiner künftigen Gebieterin, der Großfürstin Katharina, zu sprechen begann. So tief unverkennbar ihr Haß gegen die Kaiserin war, so schwärmerisch war ihre Verehrung für diese deutsche Prinzessin, die nach ihrer Schilderung in Wahrheit die verkörperte weibliche Liebenswürdigkeit sein mußte. Ich brauchte von den reizenden kleinen Charakterzügen, die sie mir erzählte, nur die Hälfte für wahr zu halten, um meiner ersten Begegnung mit der Großfürstin voll der freudigsten Erwartung entgegen zu sehen. Und ich hielt es für ganz selbstverständlich, daß ein so entzückendes, gütiges und heiteres Wesen, das nach der Ver-

ſicherung der Fürſtin von hoch und gering geradezu angebetet wurde, auch die allerglücklichſte Gattin ſein müſſe. Daß die ſonſt ſo geſprächige Gagarin das Eheleben des großfürſtlichen Paares niemals auch nur mit einem einzigen Wort erwähnte, war mir darum gar nicht ſonderlich aufgefallen, und es geſchah jedenfalls rein zufällig, daß ich ſelber am letzten Tage unſerer Reiſe die Unterhaltung durch eine abſichtsloſe Bemerkung auf dieſen Gegenſtand brachte. Die Fürſtin machte große Augen und ſah mich an, als zweifle ſie ſehr ernſtlich an der Echtheit meiner Unbefangenheit. Dann neigte ſie ſich, obwohl wir im Innern unſeres geſchloſſenen Wagens vor jedem Lauſcherohr ſicher waren, ganz nahe zu mir und flüſterte:

„In ganz Rußland gibt es keine unglücklicher verheiratete junge Frau als Ihre Kaiſerliche Hoheit. Sie werden nicht mehr als einen einzigen Tag brauchen, meine liebe Darja, um die Urſachen ihres Unglücks zu durchſchauen. Aber man darf nichts davon merken laſſen, wenigſtens nicht vor den Spionen und Zuträgern der Kaiſerin. Und einen von dieſen hat man beinahe immer in ſeiner Nähe.“

„Aber, mein Gott,“ ſagte ich betroffen, „iſt es denn möglich, daß eine Frau von aller Welt geliebt wird, nur nicht von ihrem Gatten?“

Die Gagarin lachte ſpöttiſch.

„Vielleicht hat der Großfürſt zu irgendeiner Zeit wirklich den beſten Willen gehabt, ſeine Gemahlin zu lieben. Aber mit dem bloßen Vorſatz zur Liebe iſt es in der Ehe nicht immer getan. Es müſſen auch die nötigen Fähigkeiten dazu vorhanden ſein.“

Das war mehr, als meine Unerfahrenheit begriff, und um meine Dummheit nicht zu offenbaren, zog ich es

vor, keine weitere Frage zu stellen. Aber meine Gedanken beschäftigten sich um so angelegentlicher mit der jungen Großfürstin, die so liebenswürdig, so gütig, so allverehrt und dabei doch so wenig glücklich sein sollte. Daß ich jahrelang in ihr nichts anderes sah, als eine des innigen Mitgefühls würdige Märtyrerin, war vielleicht nicht zum wenigsten eine Folge der vorgefaßten Meinung, die ich mir während dieser letzten Stunden vor unserer ersten persönlichen Begegnung von ihr gebildet.

Graf Bestuschew hatte mich einladen lassen, in seinem Hause abzusteigen, einem prächtigen und sehr weitläufigen Palais unweit der auf Pontons errichteten Isaaksbrücke, und in nicht sehr großer Entfernung vom Winterpalais. Es war dasselbe Gebäude, das jetzt den Sitzungen des Senats dient. Damals gab es mir durch seine Ausdehnung und durch den verschwenderischen Luxus seiner inneren Einrichtung erst eine rechte Vorstellung von der Macht und dem Ansehen des Mannes, den ich nach seiner eigenen Versicherung als meinen Gönner betrachten durfte.

Der Empfang, den mir der Großkanzler inmitten seiner Ueberlast von Geschäften bereitete, war über alle meine Hoffnungen hinaus wohlwollend und gütig. Er teilte mir mit, daß ich auf eine Vorstellung bei der Kaiserin vorerst noch nicht rechnen könne, da Ihre Majestät sich zur Zeit im Troitzakloster aufhalte. Der großfürstliche Hof aber residiere im Sommerpalais, und alles sei soweit geordnet, daß ich schon an einem der nächsten Tage in meine neue Stellung eingeführt werden könne. Daß es nicht gleich auf der Stelle geschah, hatte, wie ich allerdings erst später einsehen lernte, seinen guten Grund. Graf Bestuschew wünschte meiner erst voll-

kommen sicher zu sein, ehe er mich dem Einfluß des großfürstlichen Ehepaares überlieferte. Was er mir bei unserem ersten Gespräch im Hause der Staatsrätin Wjäsemski in für mich halb unverständlichen Wendungen nur angedeutet hatte, gab er mir jetzt auf ziemlich unzweideutige Weise zu erkennen. Um mir sein Wohlwollen zu erhalten und mich der Gunst der Kaiserin würdig zu machen, hatte ich mich danach in der Tat viel weniger als ein Hoffräulein der Großfürstin Katharina, denn als eine Bedienstete Ihrer Majestät und Seiner Exzellenz des Großkanzlers zu betrachten. Und die bis ins einzelne gehende Instruktion, die ich von dem Grafen erhielt, hatte in manchen Punkten bedenkliche Aehnlichkeit mit den Anweisungen, die man einem ins feindliche Lager entsandten Kundschafter mitgibt. Man sagte mir ja nicht gerade mit dürren Worten, daß ich die Spionin und die Angeberin zu machen habe, aber die eindringlichen Ratschläge des Kanzlers liefen doch ungefähr auf einen derartigen Befehl hinaus. Und immer wieder war es der Name der Oberhofmeisterin, Madame Tschoglokow, den ich in diesem Zusammenhange zu hören bekam.

Madame Tschoglokows Weisungen sollten für mich die allein maßgebenden sein; der Madame Tschoglokow sollte ich Wort für Wort alles berichten, was ich etwa an Heimlichkeiten bei Ihrer Kaiserlichen Hoheit wahrgenommen, sollte ihr alles wiederholen, was die Großfürstin unter vier Augen mit mir gesprochen; vor ihr sollte ich überhaupt keine Geheimnisse haben, auch nicht in bezug auf Dinge, die mir selber geringfügig und ohne Bedeutung erscheinen möchten. Natürlich sollte das alles nicht zum Nachteil, sondern zum Besten meiner Gebie-

terin geschehen. Sie sei eben trotz ihres achtjährigen Aufenthaltes in Rußland und trotz ihrer lobenswerten Bemühungen, sich einzuleben, doch in vielem noch zu unbewandert und überdies auch noch zu jung, um in ihrem Tun und Lassen jederzeit das Richtige, das ihrer hohen Stellung als Gemahlin eines künftigen Kaisers Angemessene zu treffen. Zudem geschehe es zuweilen, daß gewissenlose Menschen sich an sie herandrängten, um ihre liebenswürdige Vertrauensseligkeit für allerlei selbstsüchtige, den Interessen des Reiches zuwiderlaufende Zwecke zu mißbrauchen. Um da zur rechten Zeit warnend und vorbeugend eingreifen zu können, müsse man von der drohenden Gefahr natürlich so früh wie möglich Kenntnis haben. Und wem von der Umgebung des großfürstlichen Paares daran gelegen sei, sich eine angenehme Zukunft zu sichern, der müsse eben vor allem darauf bedacht sein, die wohlmeinenden Absichten Ihrer Majestät zu unterstützen.

Mit geziemender Bescheidenheit und Ehrerbietung hörte ich diesen Ermahnungen zu. Aber ich fing schon an, mir meine eigenen Gedanken zu machen. Und wer weiß, welche Wendung mein Schicksal noch jetzt genommen hätte, wenn Graf Bestuschew hellseherisch genug gewesen wäre, diese Gedanken zu erraten.

Am Morgen des zweiten Tages nach meiner Ankunft erschien ein Lakai der Großfürstin mit der Meldung, daß Ihre Kaiserliche Hoheit den Wunsch habe, mich um ein Uhr bei sich zu sehen. Einem so bestimmten Befehl gegenüber gab es selbstverständlich kein längeres Zögern. Ich brachte beinahe den ganzen Vormittag damit zu, mich von der finnländischen Zofe, die der Großkanzler für mich ausgesucht hatte, so hübsch wie

möglich ankleiden und frisieren zu lassen, und mit dem Glockenschlag der angegebenen Stunde hielt mein Wagen vor dem Sommerpalast. Ich sah diesen Palast zum erstenmal und war von seiner Pracht nicht gerade überwältigt. Man muß bedenken, daß damals weder der Steindamm noch die Fontankabrücke vorhanden waren, daß die Fontanka nichts anderes darstellte als einen abscheulichen Sumpf, und daß das Gebäude selbst ganz aus Holz war. Die Fenster des Vorsaales, in dem ich von der Fürstin Gagarin mit großer Herzlichkeit begrüßt wurde, gingen auf einen schmalen, schmutzigen Hof hinaus, und ich begriff nicht, daß man einen Thronerben in so häßlicher, um nicht zu sagen, armseliger Umgebung wohnen ließ.

Etliche Minuten nach meinem Eintritt erschien eine junge Frau von zwanzig und einigen Jahren, die ich zuerst für die Großfürstin hielt, bis mir die Gagarin, die sich alsbald zurückzog, zugeflüstert hatte, daß ich Madame Tschoglokow vor mir habe.

Dies also war die Oberhofmeisterin, meine künftige Vorgesetzte und die mächtigste Persönlichkeit des großfürstlichen Hofes! Ich hatte sie mir als eine imponierende ältere Dame vorgestellt, deren bloßer Anblick Achtung und Ehrfurcht einflößen müsse, und ich sah statt dessen eine jugendliche und leidlich hübsche Person von nichts weniger als klugem und angenehmem Gesichtsausdruck. Sie gab sich nicht die geringste Mühe, mir durch ermutigende Liebenswürdigkeit über das Peinliche und Beklemmende der ungewohnten Situation hinwegzuhelfen, sondern schien es im Gegenteil viel eher auf meine Einschüchterung abgesehen zu haben. Hochmütig herablassend erwiderte sie meinen Gruß, und nachdem

sie mich vom Kopf bis zu den Füßen eingehend gemustert hatte, sagte sie, ich würde für die Zukunft gut tun, mich bedeutend einfacher zu kleiden, da Ihre Majestät es nicht gern sähe, wenn die Ehrendamen sich aufputzten und mit koketten Frisuren umherliefen. Im übrigen werde ich ja hoffentlich wissen, wie ich mich gegen die Kaiserlichen Hoheiten zu benehmen habe. Bescheiden und unter Vermeidung aller ungeziemenden Vertraulichkeit gegen die Großfürstin, mit äußerster Zurückhaltung und Sittsamkeit gegen ihren Gemahl.

„Sie werden in dieser letzteren Hinsicht vielleicht nicht in jeder der anderen Damen ein nachahmenswertes Vorbild finden," fügte sie hinzu, „aber bei Ihrer Jugend und nach den Umständen, unter denen Sie bisher gelebt haben, darf ich doch wohl annehmen, daß Sie sich nicht die schlechten, sondern die guten Beispiele zum Muster nehmen werden."

Es folgten dann noch einige besondere Unterweisungen, von denen mich namentlich das Verbot befremdete, jemals halblaut oder im Flüsterton mit der Großfürstin zu sprechen.

„Auch wenn Ihre Kaiserliche Hoheit Sie auf solche Art anreden sollte, haben Sie mit lauter Stimme zu antworten. Das ist der ausdrückliche Wille der Kaiserin, von dem natürlich auch die Großfürstin unterrichtet ist."

Das hochfahrende Wesen der Frau und ihre mißtrauischen, stechenden Augen hatten im Verein mit dem Inhalt ihrer Worte meine natürliche Befangenheit bis zur größten Verwirrung gesteigert, und als sich jetzt die Tür, durch die auch Madame Tschoglokow gekommen war, vor einer neuen weiblichen Erscheinung öffnete, die unmöglich eine andere als meine fürstliche Gebieterin sein

konnte, wäre ich vor Verlegenheit am liebsten in das erste beste Mauseloch gekrochen. Meine Sinne erfaßten während der ersten Augenblicke nichts als den unbestimmten Eindruck eines lichtblauen, mit silbernen Arabesken bestickten Gewandes, einer Fülle kunstvoll frisierten, kastanienbraunen Haares und einer klaren, hellen Stimme von bezauberndem Wohllaut. Meine Verbeugung fiel sicherlich sehr ungeschickt aus; denn meine Knie zitterten, und das Herz schlug mir bis zum Halse. Wie eine liebliche Musik aber klang in gutem, nur wenig fremdländisch gefärbten Russisch die schöne weiche Stimme an mein Ohr:

„Ich heiße Sie herzlich willkommen, meine liebe Darja Feodorowna! Lassen Sie mich hoffen, daß wir immer in gutem Einvernehmen miteinander leben werden."

Gleichzeitig streckte sich mir eine fein und zierlich geformte Hand entgegen, die ich ehrerbietig mit meinen Lippen zu berühren wagte. Zu irgendeiner Erwiderung aber fehlte es mir ebenso sehr an Geistesgegenwart wie an Mut, und erst als die Großfürstin sich freundlich erkundigte, ob ich mich von den Anstrengungen der Reise schon erholt habe, fand ich nach und nach die verlorene Sprache wieder. Während sie nun, über die stotternde Schüchternheit meiner ersten Antworten gütig hinwegsehend, davon sprach, daß die Fürstin Gagarin ihr viel Hübsches und Gutes von mir erzählt habe, gewann ich allgemach wirklich Courage genug, meine Augen bis zu ihrem Gesicht zu erheben, und da wurden sie sogleich festgehalten von einem Blick, aus dessen Bann es bis auf den heutigen Tag für mich kein Entrinnen gegeben hat.

Am 21. April 1729 geboren, hatte Katharina damals eben ihr dreiundzwanzigstes Lebensjahr vollendet, aber sie erschien beträchtlich jünger und machte viel mehr den Eindruck eines noch ganz unberührten Mädchens, als den einer seit nahezu sieben Jahren vermählten Frau. Die Schmeichler an ihrem Hofe haben ihr ja damals wie noch heute mit den feurigsten Worten versichert, daß sie von unübertrefflicher Schönheit sei, während ich hinter ihrem Rücken oft genug sagen hörte, daß man sie kaum hübsch nennen könne. Ich aber habe von jeher den einen ebensowenig zustimmen können wie den anderen. Von ihrer heutigen Erscheinung will ich nicht sprechen, denn zu der Zeit, da ich diese Worte niederschreibe, ist sie gleich mir eine alternde Frau, und die Jahre haben ihren Tribut von der Kaiserlichen Majestät nicht weniger unerbittlich eingefordert als von jeder gewöhnlichen Sterblichen. Damals aber, in der Blüte ihrer Jugend, wie in den Jahren der vollen frauenhaften Reife, war der unbeschreibliche Reiz ihrer Persönlichkeit, der geheimnisvolle Zauber, durch den sie jeden gefangennahm, an dessen Gefangennahme ihr gelegen war, gewiß viel weniger in blendender körperlicher Schönheit als in anderen Ursachen begründet. Ungewöhnlich schön waren eigentlich nur ihr Haar, ihre Stirn, ihr Teint, die Haltung ihres Kopfes und ihre wahrhaft königliche Art, sich zu bewegen. Im übrigen hätte man mit einigem Recht von ihrer Nase sagen können, daß sie zu lang sei, von ihrem Kinn, daß es etwas zu energisch hervortrete, von ihrem Wuchs, daß er nicht hoch und schlank genug anmute. Wohl konnte bei feierlichen Gelegenheiten die Majestät ihrer Haltung vergessen machen, daß sie von kaum mittlerer Größe war, und ihre unnachahmliche Art, den Kopf sehr hoch zu tra-

gen, rief selbst bei denen, die gegen solche Täuschung hätten geschützt sein sollen, mitunter den Eindruck hervor, daß sie ihre ganze Umgebung überrage. Aber es waren, wie gesagt, nicht diese in Worten zu beschreibenden Aeußerlichkeiten, die der Großfürstin und später der jungen Kaiserin eine so unzweifelhafte Ueberlegenheit über alle anderen Damen an ihrem Hofe verliehen. Was sie zu der reizvollsten und begehrenswertesten aller Frauen machte, waren die Beweglichkeit ihres Geistes, ihre Klugheit und Schlagfertigkeit, vor allem anderen aber ihre wunderbare Menschenkenntnis, die sie in den Stand setzte, jeden vom ersten Augenblick an auf die richtige Art zu behandeln. Sie konnte inmitten eines Kreises verschieden gearteter Personen fast in demselben Atem königlich stolz und würdevoll, beinahe schmeichlerisch liebenswürdig, voll nachdenklichen Ernstes und voll übermütiger Ausgelassenheit sein. Jeder, mit dem sie sich zum erstenmal unterhalten hatte, verließ sie in hellem Entzücken über ihre herzgewinnenden Eigenschaften, und ihre Macht über die Menschen ging so weit, daß sie auch den erbittertsten Feind oder — was viel mehr bedeuten will — die erbittertste Feindin mit einem Lächeln und mit einigen freundlichen Worten zu entwaffnen vermochte.

Konnte es bei der Unerfahrenheit und Seelenunkenntnis meiner sechzehn Jahre Wunder nehmen, wenn mich schon mein erstes Gespräch mit dieser außerordentlichen Frau in einen wahren Rausch schwärmender Begeisterung versetzte? Die Bangigkeit, mit der ich den Sommerpalast betreten hatte, war bis auf das letzte Restchen verflogen; ich hielt mich für überglücklich, fortan in der Nähe dieses herrlichen Wesens atmen zu dürfen, und ich legte

mir in der Stille meines Herzens die heiligsten Gelöbnisse ab, daß mein ganzes künftiges Leben nur noch ihrem Dienste gewidmet sein sollte. Alle die kleinen oder größeren Enttäuschungen und Verdrießlichkeiten, die das mir so fremde Hofleben für mich von Anfang an in Menge mit sich brachte, konnten an dieser meiner inneren Zufriedenheit nicht das geringste ändern.

Eine nicht sehr angenehme Ueberraschung mußte es mir ja schon bereiten, daß ich nicht einmal ein Zimmer für mich allein haben, sondern ein Gemach, das obendrein ziemlich eng und dunkel war, mit zwei anderen Damen vom Hofdienst teilen sollte. Es waren die Fräulein Anna Isajewna Schasirow und ihre jüngere Schwester Martha, mit denen mich der Zufall in eine so enge Gemeinschaft brachte. Und ich wußte schon nach der ersten halben Stunde, daß aus dieser Gemeinschaft niemals eine Freundschaft werden würde. Denn die beiden Schwestern, von denen die jüngere nur um achtzehn Monate älter war als ich, konnten sich ebensowenig auf ihre Schönheit und Klugheit, als auf ihre Liebenswürdigkeit einbilden. Namentlich Fräulein Martha Schasirow, in ihrer entsetzlichen Magerkeit und mit ihrem langen, dünnen Halse kam mir über die Maßen häßlich vor, und ich hätte bei ihrem Anblick ganz gewiß an nichts so wenig gedacht als an die Möglichkeit, daß die hundertmal reizendere Großfürstin eine Ursache zur Eifersucht auf diese Bohnenstange haben könnte. Die einfältigen Mädchen glaubten offenbar, mich ihre Ueberlegenheit fühlen lassen zu müssen, indem sie mich sehr von oben herab behandelten; aber sie imponierten mir so wenig, daß ich ihnen nichts schuldig blieb. Und sie haben mich

denn auch während der ganzen Dauer unseres Zusammenlebens als ihre erklärte Feindin betrachtet.

Viel mehr Wohlgefallen fand ich an einer anderen wichtigen Persönlichkeit des großfürstlichen Hofes, einer Dame, die zwar offiziell nur den Rang der ersten Kammerfrau bekleidete, in Wirklichkeit aber einen viel bedeutsameren Vertrauensposten innehatte als Madame Tschoglokow, die Oberhofmeisterin.

Schon die Fürstin Gagarin hatte mir empfohlen, mich in allen Fällen, wo ich in bezug auf die Ausübung meiner Pflichten eines Rates bedürfe, nur an Madame Praskowia Nikitischna Wladislawa zu wenden, und auch Graf Bestuschew hatte mir gesagt, daß diese Dame mein vollstes Vertrauen verdiene. Sie war die Schwiegermutter seines ersten Sekretärs, des Staatsrats Pugowischnikow, und aus sehr guter Familie. Schon ihr Aeußeres mußte für sie einnehmen, denn sie besaß alle diejenigen Attribute der Vornehmheit, die ich an Madame Tschoglokow vermißt hatte. Hoch und schlank gewachsen, von würdevoller Haltung und mit stets beherrschtem Benehmen, gefiel sie sich niemals in jenem törichten Geschwätz, das bei den anderen Damen des Hofes für witziges und amüsantes Geplauder galt. Die meisten ihrer Bemerkungen waren treffend und klug; am liebsten aber hörte ich ihr zu, wenn sie das Schatzkästlein ihrer persönlichen Erinnerungen öffnete und interessante Geschichten aus der russischen Gesellschaft erzählte. Denn in dieser Gesellschaft wußte sie besser Bescheid, als irgend jemand, den ich vorher oder nachher gekannt habe. Ihr Gedächtnis war erstaunlich. In der Hofgesellschaft gab es keinen, dessen Familiengeschichte sie nicht bis zu den Urgroßeltern in ihrem Geiste gegen-

wärtig gehabt hätte. Und sobald irgendeine neue Erscheinung bei Hofe auftauchte, waren über sie auch schon einige Anekdoten im Umlauf, die ihren Ursprung auf Madame Wladislawa zurückzuführen hatten. Daß es dabei nicht immer ohne kleine Bosheiten abging, will ich nicht leugnen, aber in dieser Hinsicht wurde von anderen viel Schlimmeres verübt als von ihr. Und ich für meine Person habe jedenfalls viel mehr Gutes als Böses von ihr erfahren.

An die anderen Ehrendamen aus der ersten Zeit meines Petersburger Aufenthalts habe ich nur schattenhafte Erinnerungen bewahrt, zumal sie durchweg sehr unbedeutend waren und ziemlich häufig wechselten. Ihre Auswahl erfolgte stets ausschließlich durch die Kaiserin, ohne Rücksicht darauf, ob sie der Großfürstin angenehm waren oder nicht; ja, ich konnte im Gegenteil bald bemerken, daß gerade die am schnellsten wieder verschwanden, die Ihrer Kaiserlichen Hoheit am besten gefallen hatten. Madame Tschoglokow hatte bei all ihrer sonstigen Beschränktheit in dieser Beziehung sehr scharfe Augen, und so lange sie bei der Kaiserin in Gunst stand, gelang es ihr immer ohne große Mühe, die Entfernung eines ihr mißliebigen Hoffräuleins durchzusetzen. Mißliebig aber war ihr ohne Ausnahme jede, der die Großfürstin Katharina auch nur den allerkleinsten Beweis persönlicher Sympathie und freundschaftlichen Vertrauens gab. Sie haßte die Fürstin Gagarin aus keinem anderen Grunde als diesem und suchte ihr auf jede erdenkliche Weise das Leben zu verbittern, weil ihre Versuche, auch sie zu beseitigen, infolge einflußreicher Familienbeziehungen der Gagarin gescheitert waren. Die Mittel, deren sie sich bediente, waren fast immer von der

dümmsten und kleinlichsten Art. Wenn sie nicht irgendeine andere einfältige Intrige anzetteln konnte, verklatschte sie die Fürstin bei Ihrer Majestät wegen ihrer Putzsucht oder ihrer Koketterie. Und die Folge war dann regelmäßig ein kaiserlicher Befehl, der der armen Gagarin verbot, dieses oder jenes Kleid, diesen oder jenen Schmuck anzulegen, wenn ihr nicht gar ein höchst ungnädiger Tadel wegen unziemlichen Benehmens zuteil wurde. Davon, in welchem Maße ich selber sehr bald zu einem Gegenstand ähnlicher Anfeindungen von seiten der Oberhofmeisterin wurde, werde ich ja später noch zu erzählen haben.

Mein erstes wirklich bemerkenswertes Erlebnis nach meiner Vorstellung bei der Großfürstin war die mit ebenso viel Zagen als heimlicher Neugier erwartete Präsentation bei ihrem Gemahl. Sie erfolgte erst am zweiten Tage, da Seine Kaiserliche Hoheit bei meinem Einzug in den Sommerpalast unpäßlich gewesen war. Und all meine spätere Teilnahme für das tragische Geschick dieses unglückseligen Fürsten hat nicht verhindern können, daß ich jener ersten Begegnung noch heute mit stiller Heiterkeit als eines belustigenden tragikomischen Ereignisses gedenke.

Von den beengten räumlichen Verhältnissen der großfürstlichen Wohnung habe ich bereits gesprochen. Ihre Kaiserliche Hoheit verfügte für den persönlichen Gebrauch über nicht mehr als drei kleine Gemächer, an die sich das gemeinsame Schlafzimmer und weiter die Appartements des Großfürsten anschlossen. Von einer gewiß verzeihlichen Wißbegier getrieben, unterlag ich beim Passieren eines an diesen Gemächern entlangführenden Ganges der Versuchung, durch die halb offene Tür in

ELISABETA PRIMA,
Imperatrix et Autocratrix
Omnium Rossiarum.

eines der Zimmer hineinzuspähen. Und ich war erstaunt, als ich gewahrte, daß der Raum ganz das Aussehen eines Kinderspielzimmers hatte. Auf einem Wandrepositorium lagen und standen allerlei, meist als Soldaten gekleidete Puppen, auf einer Reihe schmaler Tische aber, die beinahe das ganze Gemach ausfüllten, war eine Armee bleierner Soldaten sorgfältig in Reih und Glied aufgestellt, unterbrochen durch allerlei Aufbauten, die vermutlich Festungswerke oder dergleichen darstellen sollten. Da sich kein menschliches Wesen in dem Zimmer befand, gab ich dem Vorwitz meiner sechzehn Jahre nach und trat über die Schwelle, um mir die sonderbare Herrlichkeit aus der Nähe zu betrachten. Der Gang zwischen den Tischen war so schmal, daß ich mich vorsichtig bewegen mußte, um nichts umzuwerfen. Und über dieser Vorsicht war es meiner Aufmerksamkeit entgangen, daß die eine der in die Nebengemächer führenden Türen weit offen stand. Erst durch ein eigentümliches Geräusch, das aus jener Richtung kam, wurde ich veranlaßt, aufzuschauen. Und man wird meine Bestürzung begreifen, wenn ich erzähle, daß ich in jenem benachbarten Zimmer Fräulein Martha Isajewna Schafirow in den Armen eines soldatisch gekleideten jungen Mannes erblickte, der ihr unschönes Gesicht mit laut schallenden Küssen bedeckte und sich auch sonst mehr wie ein recht ungeschickter denn wie ein feuriger Liebhaber benahm. Da er mir den Rücken zukehrte, konnte ich sein Gesicht nicht sehen, seine schmalen hängenden Schultern, und seine erbärmlich dünnen Beine aber ließen ihn mir als einen recht passenden Verehrer für die schöne Martha erscheinen, und ich war eigentlich nur betroffen über die Ungeniertheit, mit der sich das Fräulein in den großfürstlichen

Privatgemächern derartigen angenehmen Unterhaltungen hinzugeben wagte.

Um sie nicht durch den Verrat meiner Anwesenheit in Verlegenheit zu setzen, wollte ich mich behutsam zurückziehen. Aber ich hatte das Mißgeschick, auf etwas Schlüpfrigem auszugleiten, und bei dem unwillkürlichen Versuch, mich irgendwo festzuhalten, so unglücklich gegen einen der Tische zu stoßen, daß er mit mir zugleich umfiel, und daß ich plötzlich inmitten eines Regiments um mich her verstreuter Bleisoldaten auf dem Fußboden saß.

Natürlich war die Katastrophe nicht ohne erhebliches Geräusch abgegangen und hatte infolgedessen das Liebesidyll im Nebengemach unsanft gestört. Fräulein Martha Schasirow wandte sich mit einem Aufquieken des Schreckens zu eiliger Flucht, der junge Mann mit den dünnen Beinen aber stürzte herein und fuhr, statt mich ritterlich aufzuheben, unter heftigen Gestikulationen wie ein Besessener auf mich los. Was ich angerichtet hatte, mußte in seinen Augen ein schweres Verbrechen oder zum mindesten ein fürchterliches Unglück sein, da ich mich kaum erinnern konnte, jemals einen Menschen in ähnlicher Aufregung und Wut gesehen zu haben. Mit einer unangenehm schrillen Stimme und in einem Russisch, das ich — wahrscheinlich zu meinem Glück — nur zum allerkleinsten Teil verstand, schrie er mich an. Sein mageres, pockennarbiges Gesicht, das Gesicht eines abstoßend häßlichen, kränklichen Jünglings, wurde abwechselnd blaß und rot, und mit seinen zappeligen Bewegungen gewährte er bei diesem kreischenden Zornesausbruch einen so überwältigend komischen Anblick, daß ich, nachdem ich ihn eine kleine Weile ganz entgeistert angestarrt hatte, mit einem Male von einer unwiderste-

lichen Heiterkeitsanwandlung erfaßt wurde und, noch immer auf dem Fußboden sitzend, in lautes Lachen ausbrach. Er verstummte sofort, und seine ergrimmte Miene verwandelte sich plötzlich in eine so verdutzte, daß es mir selbst um den Preis meines Lebens unmöglich gewesen wäre, meiner Lachlust Einhalt zu gebieten. Ich fühlte wohl, daß mein Benehmen sehr albern war, aber dieser drollige junge Mensch, den ich für einen Leutnant oder Kornet von der Schloßwache hielt, betrug sich ja ohne Zweifel noch viel närrischer und hatte jedenfalls wenig Grund, sich über meine durch ihn selbst erzeugte kindische Ausgelassenheit zu entrüsten.

Da war mir's, als hätte hinter mir jemand meinen Namen gerufen. Ich wandte den Kopf und erschrak bis ins innerste Herz hinein; denn auf der Schwelle des zweiten Nebengemaches stand in all ihrer jungen Lieblichkeit die Großfürstin Katharina, Erstaunen im Blick und mit einem verräterischen Zucken um die Mundwinkel. Nun war's mit meiner übermütigen Heiterkeit natürlich rasch vorbei, die Röte der Beschämung schoß mir heiß in die Wangen, und ich stand schnell genug auf den Füßen. Ich wollte eine Entschuldigung vorbringen; aber die Großfürstin hatte sich bereits an den Offizier gewendet und in deutscher Sprache, von der ich zu jener Zeit noch nicht eine Silbe verstand, einige Worte an ihn gerichtet. Ihre Stimme klang weich und angenehm, wie immer, aber es war doch ein hörbarer Ton des Vorwurfs in ihrer Rede. Der vermeintliche Leutnant schnitt eine Grimasse, die mich unter anderen Umständen sicherlich von neuem zum Lachen gereizt hätte und zog die eckigen Schultern in die Höhe. Dann warf er mir noch einen schiefen Blick zu, brummte, ebenfalls in deut-

scher Sprache, irgend etwas Verdrießliches und stampfte mit langen, plumpen Schritten, die seinem Gang vielleicht etwas Mannhaftes und Martialisches geben sollten, in das Nebenzimmer zurück, aus dem er gekommen war. Sobald er die Tür hinter sich zugeworfen hatte, kehrte die Großfürstin mir ihr Gesicht zu und fragte in ruhiger Freundlichkeit:

„Sie haben sich bei Ihrem Fall nicht geschadet, nicht wahr? Daß der Großfürst meinen Damen das Betreten dieses Zimmers verboten hat, war Ihnen jedenfalls noch nicht bekannt."

Eine schreckliche Ahnung dämmerte in mir auf.

„Nein, Kaiserliche Hoheit! Aber der Offizier, der mich soeben ausgescholten, es war — es ist doch nicht —"

„Es ist mein Gemahl. Sie arme Kleine wußten also gar nicht, daß es Seine Kaiserliche Hoheit der Großfürst war, den Sie so herzhaft auslachten?"

Ich war völlig zerschmettert. Unfähig, ein Sterbenswörtchen zu meiner Entschuldigung vorzubringen, konnte ich nur den Kopf schütteln und in Tränen ausbrechen. Da trat meine fürstliche Herrin vollends auf mich zu, nahm meinen Kopf sanft zwischen ihre Hände und blickte mir mit einem gütigen Lächeln in die umflorten Augen.

„Nehmen Sie sich's nicht zu Herzen, meine liebe Darja! Ich werde meinen Gemahl über Ihre Unkenntnis aufklären. Und das Unglück ist nicht so groß, als es Ihnen scheinen mag. In Zukunft werden Sie sich eben etwas sorgfältiger davor in acht nehmen, einen Schlachtplan des Großfürsten zu zerstören."

Wie gerne hätte ich mich der bezaubernden Frau in diesem Augenblick zu Füßen geworfen; denn wenn ich

vorher für sie geschwärmt hatte, jetzt betete ich sie geradezu an. Und etwas von dem, was in meiner Seele vorging, mußte wohl auf meinem Gesicht zu lesen sein, da sie sich plötzlich noch näher zu mir neigte und mit ihren Lippen meine Stirn berührte. Während dieser leichten Liebkosung, die vor überschwenglicher Glückseligkeit schier den Schlag meines Herzens stocken machte, gingen mir die Erlebnisse der letzten Minuten noch einmal durch den Sinn. Ich verglich den Liebreiz des vergötterten Wesens, das ich mir so nahe fühlte, mit der abstoßenden Häßlichkeit und der kümmerlichen Gestalt ihres Gatten, und ich dachte voll flammender Empörung an die widerwärtige Liebesszene im Nebenzimmer, deren Augenzeugin ich gegen meinen Willen geworden war. Ueberwältigt von dem Sturm meiner zärtlichen Gefühle, beugte ich mich, ehe sie es verhindern konnte, herab, um die Hand der Großfürstin zu küssen. Sie wehrte mir sanft, und indem sie mit zwei Fingern mein Kinn emporhob, sagte sie, während wieder ein bestrickendes Lächeln ihren Mund umspielte, ganz leise:

„Halten Sie mir Treue, kleine Darja, und ich werde Ihnen immer eine aufrichtige Freundin sein."

---

4. Kapitel.

Der starken und wechselvollen Eindrücke, die während der nächsten Wochen auf mich eindrangen, waren so viele, daß gar oft einer den andern verwischte, und daß mir aus dem bunten Durcheinander jener Tage, wo

mein Fassungsvermögen der Fülle des Neuen und Fremdartigen noch nicht gewachsen war, nur eine verhältnismäßig kleine Zahl hervorstechender Persönlichkeiten und Geschehnisse im Gedächtnis geblieben ist.

Eine sehr große Wirkung auf mich übte begreiflicherweise mein erster Empfang durch die Kaiserin Elisabeth, die inzwischen nach Petersburg zurückgekehrt war und der ich beim Lever, wo sich täglich beinahe alle Damen des Hofstaates einzufinden pflegten, durch Madame Tschoglokow vorgestellt wurde. Noch hafteten ja in meinem Geiste die schrecklichen Erinnerungen aus der Kinderzeit. Ich hatte die schmerzenreichen Lektionen der Mademoiselle Latour ebensowenig vergessen wie das grauenhafte Schauspiel der Urteilsvollstreckung an meiner unglücklichen Tante Lopuchin. Und die eine wie die andere dieser Erinnerungen war auf das innigste mit der Person der Kaiserin verwoben, der ich nun zum erstenmal Auge in Auge gegenüberstehen sollte. Ich hatte niemals Gelegenheit gehabt, sie in der Nähe zu sehen, so oft Ihre Majestät sich auch während der letzten Jahre in Moskau aufgehalten hatte, und meine sehr lebhafte Phantasie hatte sich, wie immer, wenn sie durch den häufig wiederkehrenden Gedanken an eine bestimmte Persönlichkeit beschäftigt wurde, ein fertiges Bild gemacht — das Bild einer strengen, finster blickenden Frau mit harten Zügen, harter Stimme und tyrannischem Gebaren. Wie ganz anders aber stellte sich mir auch in diesem Fall die Wirklichkeit dar!

Die Kaiserin hatte sich eben erst von ihrem Lager erhoben, als ich hinter Madame Tschoglokow beklommenen Sinnes das prachtvolle Toilettenzimmer betrat, dessen Wände mit riesenhohen Spiegeln zwischen ver-

goldeten Pfeilern bedeckt waren und dessen Plafond ein üppiges Gemälde in leuchtenden Farben schmückte. Außer dem Friseur und den beiden Kammerfrauen, denen die Morgentoilette Ihrer Majestät oblag, waren mindestens fünfzehn Damen von verschiedenstem Range anwesend, und da mir zunächst von keiner Seite die geringste Beachtung geschenkt wurde, hatte ich Gelegenheit und Muße genug, meine Beobachtungen zu machen.

Das erste, wovon ich mich überzeugen konnte, war der gewaltige Kontrast zwischen der wirklichen Erscheinung der Kaiserin und dem Schreckgebilde meiner kindlichen Einbildungskraft. Trotz ihrer vorgerückten Jahre war Elisabeth noch immer eine Frau von außerordentlicher Schönheit. Das leichte Morgengewand, das sich in verräterischen Falten um ihre Glieder schmiegte, ließ eine Pracht des Körpers ahnen, wie sich ihrer nur wenige Auserwählte meines Geschlechts berühmen dürfen, und ihr ungewöhnlich hoher Wuchs bewirkte, daß die Fülle der Formen nur wie etwas Natürliches und Notwendiges erschien. Ihr Gesicht war von nahezu vollendeter Regelmäßigkeit, und es würde klassisch gewesen sein, wenn nicht eine gewisse unedle Bildung der Nase etwas gestört hätte. Man vergaß diesen kleinen Fehler allerdings sofort, wenn die Kaiserin die Augen aufschlug, die von herrlichstem Glanze waren, und die ich für tiefschwarz hielt, bis ich mich später bei der Betrachtung aus unmittelbarer Nähe überzeugen konnte, daß sie von einem schönen dunklen Blau waren. Fast noch reizvoller aber als diese Augen dünkte mich der kleine, entzückend geformte Mund, der beim Sprechen wie beim Lächeln zwei Reihen schneeweißer, tadelloser Zähne sehen ließ. Die schwarzen Brauen bildeten zwei edel gezeichnete Bo-

gen über den Augen, und wenn auch das Haar, dessen aufgelöste Wellen eben durch die Hände des frisierenden Kammerdieners glitten, bei weitem nicht die prächtige Fülle hatte wie das der Großfürstin, so bildete es doch durch seine zart silberige Farbe, wie namentlich durch die Schönheit der Linie, die es an der Stirn abgrenzte, einen äußerst wirkungsvollen Schmuck des kaiserlichen Hauptes. Hals, Hände und Füße hätten auch dem strengsten Schönheitsrichter keinen Anlaß zum Tadel geben können. Und wenn ich dieser von der Natur so meisterhaft gebildeten Frau ohne alle Voreingenommenheit hätte gegenübertreten dürfen, würde ich gewiß kein anderes Gefühl als das der uneingeschränkten Bewunderung für sie gehabt haben.

Ganz aber vermochte ich trotz der ermutigenden Enttäuschung meine bange Scheu doch nicht abzuschütteln. Und als mich endlich ein Wink der Madame Tschoglokow zwang, mich Ihrer Majestät zu demütiger Begrüßung zu nähern, mußte ich all meinen Mut zusammennehmen, um eine leidliche Haltung zu bewahren.

Mit tiefer Kniebeugung brachte ich meine Huldigung dar und harrte der allerhöchsten Anrede. Ein paar Sekunden beängstigenden Schweigens vergingen, dann klang die angenehme, aber sehr kühle und gebieterische Stimme der Kaiserin an mein Ohr:

„Sehen Sie mich an. Ich liebe es nicht, daß man vor mir die Augen niederschlägt."

Ich gehorchte, und wieder hatte mein Mut die Probe einer langen Stille zu bestehen, eine sehr harte Probe, denn noch nie hatte der prüfende Blick eines Menschen ähnlich peinvolle Empfindungen in mir hervorgerufen. Es war buchstäblich nicht anders, als wenn ich vor all diesen

neugierigen Zuschauerinnen vollständig entkleidet worden wäre, und als wenn ich nicht nur meinen Körper, sondern auch die geheimsten Regungen meiner Seele hätte bloßstellen müssen. Ich bin gewiß, daß ich unter diesem erbarmungslos durchbohrenden Blick mehr als einmal die Farbe gewechselt habe, und ich fühlte, wie mir das Wasser in die Augen stieg. Trotzdem schien die Kaiserin mit dem Ergebnis der grausamen Musterung nicht ganz unzufrieden; denn der Ton ihrer Rede dünkte mich um ein Geringes freundlicher, als sie mich aufs neue ansprach:

„Man sagt mir, Ihre Mutter war eine Schwester der Natalie Lopuchin. Aber ich finde keine Aehnlichkeit zwischen Ihrer Tante und Ihnen. Immerhin sind Sie fast zu hübsch für ein Leben am Hofe. Und ich rate Ihnen deshalb, auf Ihrer Hut zu sein. Ein nettes Lärvchen bringt leicht ins Unglück, und man tut nicht gut, sich darauf allzuviel zugute zu halten."

Mit einer lässigen Bewegung reichte sie mir ihre von Diamanten funkelnde Hand, auf die ich in tiefster Ehrfurcht meine Lippen zu drücken wagte. Dann, da die kaiserlichen Worte nicht die Notwendigkeit einer Erwiderung in sich schlossen, zog ich mich nach abermaliger, wiederholter Verbeugung zurück, etwas im unklaren darüber ob ich diesen Empfang für einen gnädigen oder für einen ungnädigen zu nehmen habe.

Madame Tschoglokow hüllte sich in Schweigen; wenn aber ihre verdrießliche Miene einen Schluß zuließ, so konnte es nur der sein, daß die Bemerkung Ihrer Majestät über mein Aussehen nicht ganz nach dem Geschmack der Oberhofmeisterin gewesen war. Als ich dann später Madame Wladislawa auf ihre Frage erzählte, wie es

mir bei der Kaiserin ergangen war, zeigte sie sich von meinem Bericht sehr befriedigt und meinte, ich müsse entschieden einen günstigen Eindruck gemacht haben, da Ihre Majestät junge Damen, die ihr zu hübsch vorkämen, sonst ganz anders zu behandeln liebe.

„Uebrigens können Sie sich Glück wünschen," fügte sie hinzu, „daß die Kaiserin keine Aehnlichkeit zwischen Ihnen und Ihrer Tante Natalia Lopuchin gefunden hat. Wäre das der Fall gewesen, so hätte Ihnen wahrscheinlich selbst die Gönnerschaft des Großkanzlers nicht zu einem Verbleiben am Hofe helfen können."

„Aber, mein Gott," fragte ich betroffen, „hat Ihre Majestät meiner unglücklichen Tante denn noch immer nicht vergeben? Ist ihr Groll so unversöhnlich?"

„Es gibt Beleidigungen, die die Kaiserin nie verzeiht. Madame Lopuchin galt einst für die schönste Frau am Hofe, und sie hätte es vielleicht noch eine Zeitlang unbehelligt bleiben dürfen, wenn sie sich mit dem Ruhm begnügt hätte, die Schönste n a c h der Kaiserin zu sein. Aber das sind Dinge, von denen zu sprechen nicht ratsam ist. Und ich empfehle Ihnen, auf das ängstlichste alles zu vermeiden, was Ihre Majestät an die Verbannte erinnern könnte. Uebrigens haben Sie ja unter den Ehrendamen der Kaiserin eine Verwandte von mütterlicher Seite."

Ungläubig schüttelte ich den Kopf.

„Eine Verwandte? Davon ist mir nichts bekannt."

„Nun, Ihre Mutter war doch eine geborene Balk, ebenso wie die Generalin Lopuchin. Und die Hofdame, von der ich spreche, hieß mit ihrem Mädchennamen Matrena Paulowna Balk. Sie müssen ihr an unserem Hofe bereits begegnet sein, denn sie ist seit beinahe zwei

Jahren die Gattin Sergius Saltykows, des Kammerherrn Ihrer Kaiserlichen Hoheiten."

Die schöne junge Frau des schönen jungen Kammerherrn war mir allerdings aufgefallen, von unseren angeblichen verwandtschaftlichen Beziehungen aber hatte ich bis jetzt nichts geahnt, und ich würde sie auch jetzt noch in Zweifel gezogen haben, wenn mir nicht Madame Wladislawa auf Grund ihrer untrüglichen Kenntnis aller Stammbäume genau vorgerechnet hätte, daß wir in der Tat der nämlichen Familie angehörten. Immerhin war die Verwandtschaft so weitläufig, daß ich aus ihrem Vorhandensein nicht das Recht herleitete, mich Madame Saltykow mit einem Anspruch auf Vertraulichkeit zu nähern. Und der weitere Verlauf der Dinge ließ mich denn auch durchaus nicht bedauern, daß ich es unterlassen hatte.

Recht eigenartig schien sich nach jener auf so wenig feierliche Art erfolgten Anknüpfung unserer Bekanntschaft mein Verhältnis zu dem Großfürsten Peter zu gestalten. Welches auch immer die Fehler und Schwächen Seiner Kaiserlichen Hoheit sein mochten, von nachtragendem Charakter war er jedenfalls nicht. Bei einem der Konzerte, die mehrmals in jeder Woche am großfürstlichen Hofe veranstaltet wurden, hatte er sich mir mit der freundlichsten Miene von der Welt genähert und mir huldvoll versichert, daß er nicht mehr bös auf mich sei, nachdem er von seiner Gemahlin gehört habe, wie lebhaft ich meine Ungeschicklichkeit bedauert hätte. In einem schrecklichen Französisch, das er ebenso wie das Russische mit dem breiten, schwerfälligen Akzent seiner holsteinischen Heimat sprach, setzte er mir sehr ernsthaft auseinander, daß die Beschäftigung mit der Kunst der Krieg-

führung die wichtigste Aufgabe eines künftigen Kaisers sei, und daß er aus diesem Grunde seine Bleisoldaten täglich in Schlachtordnung aufmarschieren lasse. Gerade an dem Tage des von mir angerichteten Unglücks hätte er eine besonders geniale taktische Idee gehabt und würde die österreichische Armee unfehlbar aufs Haupt geschlagen haben, wenn nicht die heillose Verwirrung, die ich auf dem rechten Flügel des russischen Heeres angerichtet, den ganzen Schlachtplan über den Haufen geworfen hätte. Natürlich hütete ich mich diesmal weislich, Seiner Hoheit ins Gesicht zu lachen, wie stark auch bei der Weitschweifigkeit und Verworrenheit seiner Ausführungen die Versuchung dazu sein mochte. Und der Ernst, mit dem ich ihm zuhörte, ließ mich unverkennbar rasch in seiner Wertschätzung steigen. Während ich mit Sehnsucht den Augenblick erwartete, da er mich wieder freigeben würde, wurde er immer gesprächiger und ging von seinen mit Bleisoldaten gewonnenen Schlachten zu den wirklichen Gefechten über, an denen er teilgenommen und bei denen er nach seiner Darstellung wahre Wunder an Tapferkeit verrichtet haben mußte. Auf russischem Boden allerdings war es ihm noch nicht vergönnt gewesen, feindliches Blut zu vergießen. Alle seine Heldentaten hatte er in der deutschen Heimat vollbracht, in seinem Herzogtum Holstein, von dem er mit stolzer Emphase sprach, wie wenn es ein großes Reich gewesen wäre. Daran, daß er dies Herzogtum schon mit vierzehn Jahren verlassen hatte und zur Zeit seiner bravouröſen Erlebnisse also noch ein Kind gewesen sein mußte, dachte ich bei seinen Geschichten nicht einmal. Sie dünkten mich wohl ein wenig übertrieben, aber ich war nicht so respektlos, sie für das zu halten, was sie in Wirklichkeit waren, näm-

lich für faustdicke Lügen. Wie mißtrauisch man in dieser Hinsicht gegen die Erzählungen des Großfürsten sein mußte, wurde mir freilich bald genug offenbar.

Seine Kaiserliche Hoheit mochte sich wohl eine halbe Stunde lang mit mir unterhalten haben, wobei es wiederholt vorgekommen war, daß er im Eifer des Gesprächs meinen Arm ergriff und sein Gesicht ganz nahe an das meinige brachte. Mit gutem Gewissen aber kann ich versichern, daß mein Benehmen ihm zu solchen Vertraulichkeiten gewiß keinen Anlaß gegeben hatte; denn es kostete mich nicht die geringste Ueberwindung, so zurückhaltend zu sein, wie Madame Tschoglokow es mir zur Pflicht gemacht hatte. Erleichtert atmete ich auf, als unserer Konversation durch das Hinzutreten zweier Kavaliere, des Kammerherrn Leo Narischkin und des Hofmarschalls Tschoglokow, ein Ende gemacht wurde. Letzterer war der Gemahl der Oberhofmeisterin, ein großer, blonder Mensch von plumper Gestalt und noch plumperen Manieren, obgleich er sich nach Kräften bemühte, den Elegant zu spielen. Er behandelte den Großfürsten mit sehr geringer Ehrfurcht, an der es übrigens auch die anderen hohen Hofbeamten in bedenklichem Maße fehlen ließen, und schlug zuweilen, ebenso wie seine Frau, einen geradezu gebieterischen Ton gegen ihn an. Auch jetzt unterbrach er unser Gespräch mit der brüsken Mitteilung, die Großfürstin fühle sich durch Seine Kaiserliche Hoheit vernachlässigt, wobei er mir durch ein Stirnrunzeln und einen unzweideutigen Blick seine Mißbilligung zu erkennen gab. Der Großfürst zuckte die Achseln und schnitt eine seiner gewöhnlichen Grimassen; der Kammerherr Narischkin aber, der mein Erröten und meine Verlegenheit bemerkt haben mochte, gab der Sache eine scherzhafte

Wendung, indem er mich fragte, ob es wirklich wahr sei, daß ich als eine neue Jungfrau von Orléans eine ganze feindliche Armee in die Flucht geschlagen hätte, um dann selber ruhmvoll auf dem Felde der Ehre zu fallen. Der Großfürst brach über diesen Witz in lautes Gelächter aus, und auch Herr Tschoglokow verzog die Lippen.

„Dieser Narischkin ist unbezahlbar," sagte der Thronfolger, sich vor Vergnügen schüttelnd. „Auf dem Felde der Ehre gefallen! Hahaha! — Unsere niedliche kleine Denissow — eine neue Jungfrau von Orléans! Großartig — wirklich großartig! Das erzähle ich meiner Frau!"

Er stelzte davon, und der Hofmarschall folgte ihm nach. Leo Narischkin aber hielt mich zurück.

„So gut wie in dieser letzten halben Stunde sind Sie sicherlich noch nie unterhalten worden — nicht wahr?" fragte er ironisch. „Alle Welt hat Sie darum beneidet, sowohl um die Auszeichnung, wie um die Standhaftigkeit, mit der Sie diese Auszeichnung ertragen haben. Eine halbe Stunde der Unterhaltung mit Seiner Kaiserlichen Hoheit gilt bei uns als Strafe für gleichbedeutend mit einem halben Jahr Schlüsselburg.*) Wobei ich für meine Person allerdings der Einsperrung bei weitem den Vorzug geben würde."

So über den Großfürsten zu sprechen, durfte sich wohl kaum ein anderer als Leo Narischkin herausnehmen. Dieser hübsche und gescheite junge Mann, der übrigens einer der ersten Familien des Landes angehörte, gefiel sich nämlich in der freiwillig übernommenen Rolle eines Hofnarren. Mit seinen tollen Einfällen

*) Die Gefängnisse der Schlüsselburg waren damals die gefürchtetsten in Rußland.

bestritt er oft ganze Abende hindurch ausschließlich die Kosten der Unterhaltung; aber er machte sich für das Vergnügen, das er der Hofgesellschaft bereitete, ausgiebig bezahlt durch die scharf zugespitzten Sarkasmen, die er schonungslos nach allen Seiten hin versandte. Auch die höchstgestellten Persönlichkeiten waren nicht sicher vor den Pfeilen seines Spottes, und aus Furcht vor seiner messerscharfen Zunge mochte es niemand mit dem gefährlichen Kammerherrn verderben. Einzig der Großfürstin gegenüber zeigte er sich immer als ein galanter Verehrer ihrer Liebenswürdigkeit und Schönheit, und seine auf ihre Person berechneten Anzüglichkeiten waren nie etwas anderes als maskierte Schmeicheleien. Kein Wunder, daß man ihn in die reizende Gemahlin des Thronerben verliebt glaubte, wie es übrigens zu jener Zeit die meisten Hofkavaliere wohl wirklich waren. Dafür, daß Katharina seine Empfindungen nicht auf die gleiche Weise erwiderte, kann ich mich verbürgen. Aber gerade, weil sie nicht mehr als Freundschaft für ihn fühlte, machte sie kein Hehl aus ihrem Wohlgefallen an seinem schlagfertigen Witz. Und die von Narischkins vergifteten Geschossen Getroffenen mußten wohl oder übel gute Miene zum bösen Spiel machen, wenn Ihre Kaiserliche Hoheit selbst durch herzliches Lachen das Zeichen zur allgemeinen Heiterkeit gab.

Noch zu schüchtern, um auf seinen kecken Ton einzugehen, gab ich ihm eine abweisende Antwort und wandte mich, um seine lästerlichen Reden nicht weiter anhören zu müssen, der nächstgelegenen Fensternische zu, in der zufällig die Schwestern Schafirow standen.

„Nehmen Sie sich vor dem Kranich in acht, kleine

Eidechse," rief mir Narischkin mit lauter Stimme nach, „er hat einen gefährlich langen und spitzen Schnabel."

Martha Schasirow wurde dunkelrot und kehrte mir nach einem giftigen Blick, gleich ihrer Schwester, so unzweideutig den Rücken, daß ich unmöglich bei ihnen stehenbleiben konnte. Ich nahm an, daß sie wegen meiner langen Unterhaltung mit dem Großfürsten eifersüchtig auf mich sei, und erst später erfuhr ich, daß sie die laut gesprochenen Worte Narischkins mit Recht für eine beleidigende Anzüglichkeit auf ihre Person genommen hatte. Sie verdankte den Spitznamen „der Kranich" einer boshaften Bemerkung der Kaiserin, die sich vor kurzem während einer großen Hoftafel über den langen mageren Hals der Schasirow lustig gemacht hatte. Und nichts konnte sie in größeren Zorn versetzen, als wenn sie sich durch diesen, allerdings sehr treffenden Spitznamen verspottet hörte.

Als ich mich in der Frühe des nächsten Tages zur Zeit ihrer Morgentoilette, wie immer, bei der Großfürstin einfand, begrüßte sie mich zwar mit gewohnter Freundlichkeit, Madame Tschoglokow aber zeigte mir ein sehr ungnädiges Gesicht und teilte mir mit, daß ich mich wieder auf mein Zimmer zurückzuziehen und es während des heutigen Tages nicht zu verlassen habe. Mein ungehöriges Benehmen während des gestrigen Konzerts sei allgemein aufgefallen, und da auch die Fräulein Schasirow sich bitter über mich beklagt hätten, würde es sehr heilsam für mich sein, in der Stille über die Anstandspflichten eines jungen Mädchens nachzudenken. Ich fühlte mich ohne Grund getadelt und hoffte, daß die Großfürstin sich meiner annehmen werde. Aber sie setzte ein soeben begonnenes Gespräch mit Madame Wladislawa

fort, wie wenn sie von meiner Zurechtweisung gar nichts gehört hätte. Und so blieb mir nichts anderes übrig, als mit Tränen in den Augen dem Befehl der Oberhofmeisterin zu gehorchen, gefolgt von den triumphierenden Blicken meiner beiden Feindinnen, die mir schon während der verflossenen Nacht ihren Haß auf die mannigfachste Art kundgegeben hatten.

Zum Tode betrübt über die erlittene Unbill, saß ich ein paar Stunden später in meinem düsteren Hofzimmer, als die Fürstin Gagarin eintrat, mich mit schwesterlicher Zärtlichkeit umarmte und mir anvertraute, daß die Großfürstin selbst sie ohne Vorwissen der Tschoglokow zu mir geschickt habe, um mir Gesellschaft zu leisten. Ihre Kaiserliche Hoheit sei mit meiner Bestrafung nicht einverstanden, da sie wohl wisse, daß ich nichts Sträfliches getan habe. Aber sie habe es in meinem eigenen Interesse für besser gehalten, keinen Einspruch zu erheben, um Madame Tschoglokow, die mir ohnedies wenig gewogen sei, nicht noch mehr gegen mich aufzubringen. Ich solle mir das kleine Mißgeschick nicht allzu sehr zu Herzen nehmen; denn sie hoffe mich bald dafür zu entschädigen.

Natürlich war angesichts einer so beglückenden Botschaft alle meine Betrübnis sogleich in nichts verflogen; denn was bedeutete mir die Ungnade einer Tschoglokow, so lange mir die Huld meiner angebeteten Herrin erhalten blieb. Und die Freude, die ich in jugendlicher Offenherzigkeit unverhüllt an den Tag legte, trug mir eine neue Umarmung von seiten der Gagarin ein.

„Eigentlich sollte ich ja eifersüchtig auf Sie sein, kleine Darja," sagte sie zwischen Ernst und Scherz, „denn Sie sind auf dem besten Wege, mir ein Stück von dem

Herzen der Großfürstin zu stehlen. Aber ich gewinne es nicht über mich, Ihnen zu zürnen. Wie unmöglich es ist, Ihrem lieben, unschuldigen Gesichtchen und Ihren süßen Kinderaugen zu widerstehen, habe ich ja an mir selbst erfahren. Lassen Sie uns also Freundinnen bleiben. Die gemeinsame Liebe zu der Großfürstin soll uns wie ein unzerreißbares Band umschlingen."

Die Ueberschwenglichkeiten der guten Fürstin waren mir sonst nicht gerade angenehm gewesen; heute aber wußte ich ihr Dank für ihr herzliches Freundschaftsanerbieten, und es währte nicht lange, bis wir uns mitten in den vertraulichsten Herzensergießungen befanden. Natürlich sprachen wir von nichts anderem als von der Großfürstin, und ich erfuhr aus dem Munde ihrer Vertrauten vieles, was ich sicherlich keiner anderen geglaubt haben würde.

Hatte sie sich während unserer Reise noch mit einiger Zurückhaltung über den Großfürsten geäußert, so goß die Fürstin jetzt die ganze Fülle ihres Zornes und ihrer Verachtung über ihn aus.

„Man hat ein Verbrechen begangen," sagte sie, „als man die Prinzessin von Zerbst, eine liebreizende, fünfzehnjährige Unschuld, mit diesem unreifen, blöden und lasterhaften Knaben vermählte. Ein unreifer Knabe ist er, wie Sie gesehen haben, trotz seiner vierundzwanzig Jahre ja noch heute. Und niemals, selbst wenn er sich von Grund aus zu ändern vermöchte, wird er einer solchen Gattin würdig sein. Diese sieben Jahre ihrer Ehe sind nichts als ein ununterbrochenes Marthyrium für die Großfürstin gewesen, und immer aufs neue muß ich die Charakterstärke bewundern, mit der sie vor der Welt zu verbergen weiß, was sie leidet."

In der Tat, diese Charakterstärke erschien auch mir als eine außerordentliche; denn den Eindruck einer gramvollen Dulderin machte Katharina gewiß nicht. Ich hatte sie eigentlich noch niemals anders als heiter gesehen, und an den Abenden, wo man sich bei Hofe auf die mannigfachste Weise unterhielt, konnte sie sogar von übermütigster Ausgelassenheit sein. Wie aber sollte ich daran zweifeln, daß diese scheinbare Fröhlichkeit nur eine mit heroischer Selbstüberwindung festgehaltene Maske war! Was alle Welt als ein öffentliches Geheimnis behandelte: die Liaison des Großfürsten mit der abscheulichen Schasirow, es konnte ihr bei der Schwatzhaftigkeit dieser skandalsüchtigen Hofgesellschaft unmöglich verborgen geblieben sein. Und für meine naive Vorstellung gab es kein unglücklicheres Wesen auf der Welt als eine von ihrem Gatten verratene Frau. In meinem Mitgefühl ließ ich mir ein Wort darüber entschlüpfen und äußerte meine Verwunderung, daß die Großfürstin ein Geschöpf wie Martha Schasirow noch immer in ihrer Umgebung dulde. Da aber lachte die Gagarin spöttisch auf.

„Was würde denn damit gewonnen sein, wenn sie wirklich die Entfernung des Kranichs durchsetzte? Der Großfürst würde einfach eine Liebelei mit einem anderen Hoffräulein anfangen. Es gäbe ein verzweifelt langes Register, wenn man sie alle aufzählen wollte, die sich bereits seiner Gunst zu erfreuen hatten Mit Ihrer Cousine Lopuchin fing es an. Zu derselben Zeit, da am kaiserlichen Hofe die Vorbereitungen für seine Vermählung getroffen wurden, machte er diesem Mädchen vor den Augen seiner Braut den Hof und erzählte überall, daß er am liebsten die Lopuchin heiraten und mit ihr

nach Holstein zurückkehren würde. Ein Machtwort seiner Tante erst machte dieser kindischen Geschichte ein Ende."

„Und was ist aus meiner Cousine geworden? Ich habe nie mehr von ihr gehört."

„Sie mußte den Hof verlassen und ist, so viel ich weiß, in irgendein entlegenes Gouvernement verheiratet worden. Aber gleich nach ihrer Beseitigung verliebte sich dieser entzündliche Peter in ein Fräulein Carr, von deren Reizen und deren Zärtlichkeiten er seine rechtmäßige Gemahlin nächtelang unterhielt."

„Nein," unterbrach ich die Erzählerin in heller Entrüstung, „das kann nicht Wahrheit sein. Es ist ja undenkbar, unmöglich! Wenn er seine Frau mit einer anderen hinterging, soweit, sie auch noch zum Vertrauten seiner Abenteuer zu machen, kann er die Schamlosigkeit doch unmöglich getrieben haben."

„O, Sie kennen diesen Prinzen noch nicht, meine Liebe! Er kann überhaupt nichts verschweigen! Alles muß er erzählen, wie kompromittierend es auch für ihn sein mag. Und die Großfürstin in ihrer unendlichen Nachsicht war immer noch die geduldigste seiner Zuhörerinnen. Außerdem wußte sie ja besser als irgend jemand, daß die zärtlichen Verhältnisse ihres Gemahls keine Leidenschaften im üblichen Sinne des Wortes sein konnten."

„Und warum nicht? Ich denke, es gäbe zwischen Mann und Frau nur eine einzige Art, sich zu lieben."

Die Fürstin lächelte ironisch.

„Wenn der Mann ein Mann ist — ja. Aber es heißt, daß Seine Kaiserliche Hoheit sehr wenig Anspruch auf diesen Ehrentitel erheben darf."

Ich hörte schon wieder auf, sie zu verstehen. So

viel ich ſeit dem Tode der Staatsrätin auch ſchon gelernt hatte, es gab in der Welt doch offenbar noch mancherlei, wovon ich keine rechte Vorſtellung beſaß. Aber mir war ein wenig bange vor der Belehrung, und ich ging darum lieber raſch über die myſteriöſe Andeutung hinweg.

„Und nach dem Fräulein Carr kam dann die Schaſirow an die Reihe?“ fragte ich, um nur irgend etwas zu ſagen. Doch die Gagarin ſchüttelte den Kopf.

„Noch lange nicht. In jedem Jahr ſeiner Ehe ſchwärmte der Großfürſt für eine andere, ſichtlich ſtolz darauf, wenn man über ſeine Liebesverhältniſſe witzelte. Dabei legte er auf körperliche Schönheit bei den Bevorzugten nicht das geringſte Gewicht. Martha Schaſirow iſt nicht das erſte Scheuſal, das er mit ſeiner Huld beglückt. Kennen Sie die Prinzeſſin von Kurland?“

Ich mußte bekennen, daß ich dieſe Dame bisher weder geſehen noch auch nur ihren Namen gehört hatte; aber ich erinnerte mich dunkel, daß mir Mademoiſelle Latour einſt von ihren Beziehungen zu einem Herzog von Kurland erzählt hatte. Als ich es der Fürſtin ſagte, nickte ſie zuſtimmend.

„Das mag wohl ſeine Richtigkeit haben, wenn es auch ziemlich weit zurückliegen muß. Denn dieſer kurländiſche Pächtersſohn, den die Kaiſerin Anna Iwanowna zu ihrem Liebhaber und nach und nach aus einem ſimplen Herrn Bühren zum Reichsgrafen, zum erblichen Herzog von Kurland und ſchließlich ſogar zum Regenten für ihren unmündigen Nachfolger machte, hatte ja ſchon im Jahre 1740 ſeine Rolle ausgeſpielt. Damals wurde er in aller Form zum Tode verurteilt und konnte von Glück ſagen, daß ihn die Regentin Anna Leopoldowna zur Verbannung nach Sibirien begnadigte. Unſere

Kaiserin gestattete ihm dann großmütig die Rückkehr, mit dem Befehl, sich in Jaroslaw niederzulassen. Da lebt er mit seiner Frau und seinen Söhnen noch heute. Seine einzige Tochter aber entfloh vor einigen Jahren, angeblich, weil sie schlecht behandelt wurde, aus dem elterlichen Hause und wandte sich, Schutz suchend, an Ihre Majestät. Weil sie schlau genug war, gleichzeitig von der protestantischen Religion zum griechisch-katholischen Glauben überzutreten, gewann sie sich rasch genug das Wohlwollen der Kaiserin und wurde unter ihre Ehrendamen aufgenommen. Sie werden schon noch Gelegenheit haben, ihre Bekanntschaft zu machen, und ich rate Ihnen, vor der kleinen Person auf der Hut zu sein, die listig und verschlagen ist wie alle Buckeligen."

„Was sagen Sie, Fürstin? Buckelig? Und trotzdem sollte der Großfürst —?"

„Jawohl, trotzdem hing er jahrelang wie bezaubert an ihrem Rocksaum. Man sollte es kaum für möglich halten, aber es ist dennoch die lautere Wahrheit. In ihrem Wesen ist die Prinzessin von Kurland allerdings nicht ganz so übel wie in ihrem Aussehen. Und sie verfügt jedenfalls über gewisse Kunstfertigkeiten, die vollkommen hinreichen, um einen Schwächling von der Veranlagung Seiner Kaiserlichen Hoheit an der Nase herumzuführen. Es würde mich gar nicht wundern, wenn sie es über kurz oder lang fertig brächte, den Kranich auszustechen und sich wieder an seinen Platz zu setzen."

„Es ist schrecklich. Findet sich denn niemand, der der Kaiserin über diese Dinge die Augen öffnet?"

„O, Ihre Majestät kennt die Kurländerin gut genug. Und sie weiß auch, daß die liebebedürftige Prinzessin noch viel üblere Dinge auf dem Kerbholz hat. Aber

sie hat nun einmal an der Schmeichlerin einen Narren gefressen. Das Schlimmste, was ihr allenfalls geschehen könnte, wäre, daß die Kaiserin sie eines Tages verheiratet. Und da sie auf andere Weise als durch ein kaiserliches Machtwort mit ihrer schiefen Schulter schwerlich jemals zu einem Manne kommen würde, wird die Prinzessin sicherlich nicht böse sein, wenn es geschieht. Man munkelt gerade in den letzten Tagen davon, daß sie sich eifrig bemüht, den blödsinnigen Saltykow einzufangen."

„Wen? Den schönen Kammerherrn? Aber der ist doch längst verheiratet."

Die Fürstin lächelte eigentümlich.

„Ich meine selbstverständlich nicht Sergius Saltykow, dem vermutlich ein ganz anderes und sehr viel beneidenswerteres Schicksal vorbehalten ist, sondern seinen älteren Bruder Peter, den vollkommensten Einfaltspinsel, den man jemals gesehen hat. Uebrigens warne ich Sie, kleine Darja, sich etwa in Gegenwart der Tschoglokows über die Glotzaugen oder den immer geöffneten Mund dieses Adonis lustig zu machen. Denn er steht bei ihnen in höchster Gunst, und auch die Großfürstin behandelt ihn wohlwollend, wenn schon aller Wahrscheinlichkeit nach aus ganz anderen Gründen."

In dieser Weise ging unsere vertrauliche Unterhaltung noch eine gute Weile fort. Denn, nachdem sie erst einmal auf das Gebiet des eigentlichen Hofklatsches gelangt war, befand sich die gute Fürstin Gagarin in einem Fahrwasser, darin sie den Kurs ihres Redeschiffleins durch nichts mehr beirren und ablenken ließ. In meinem armen Kopf wirbelten schließlich die Liebesgeschichten und sonstigen Torheiten all der Menschen, die ich zum

größten Teil noch kaum dem Aussehen nach kannte, so toll durcheinander, daß ich am Ende froh war, als meine ältere Freundin sich ihrer Pflichten erinnerte und mich unter zärtlichen Aeußerungen tiefen Mitgefühls meiner mir aufgezwungenen Einsamkeit überließ.

---

5. Kapitel.

„Dem vermutlich ein ganz anderes und sehr viel beneidenswerteres Schicksal vorbehalten ist," hatte die Fürstin Gagarin von Sergius Saltykow gesagt, ohne daß ich mir dabei etwas Besonderes gedacht hätte. Aber der Tag erschien, da mir zu meiner Bestürzung das Verständnis aufgehen sollte für den Sinn ihrer Worte.

Die Kammerherren Peter und Sergius Saltykow waren die Söhne des ehemaligen Generaladjutanten Wassili Theodorowitsch Saltykow, und durch ihre Mutter, die als Prinzessin Galitzin geboren war, gehörten sie dem vornehmsten russischen Adel an. Was ihnen aber zu besonderer Geltung bei Hofe verhalf, war nicht so sehr ihre Abstammung als die sehr bedeutsame Rolle, die die Gemahlin des Generaladjutanten bei dem Staatsstreich der Kaiserin Elisabeth gespielt hatte. Die Verdienste, die sie sich damals um Ihre Majestät erworben, mußten in der Tat außerordentliche gewesen sein, wenn ich auch einer Prinzessin Galitzin nur einen kleinen Teil von dem zutrauen mag, was mir Madame Wladislawa über die Natur dieser Verdienste erzählte.

„Alles, was einer klugen, schönen und liebenswürdigen Frau an Bestechungsmitteln zur Verfügung steht“ — so ungefähr lauteten die durchsichtigen Andeutungen der allwissenden Praskowia Nikitischna — „alles, bis auf das allerletzte, was sie zu vergeben hat, und dies letzte sogar in verschwenderischer Freigebigkeit, hatte die Mutter unserer Kammerherren unbedenklich aufgewendet, um der schnöde übergangenen Tochter Peters des Ersten zu ihrem Recht auf den Thron zu verhelfen. Die meisten jener Persönlichkeiten, deren Haltung für das Gelingen des Unternehmens von entscheidender Bedeutung war, hatte die Galitzin gewonnen, indem sie im eigentlichen Sinne des Wortes ihre Person einsetzte. Und wenn auch boshafte Zungen behaupteten, daß diese Methode, Anhänger zu werben, durchaus ihrer Natur und ihren Neigungen angemessen gewesen sei, so wird damit doch nichts an der Tatsache geändert, daß die Prinzessin Elisabeth sich vor allem bei dieser aufopfernden Freundin zu bedanken hatte, als sie in der unvergeßlichen Novembernacht des Jahres 1741 die so lange vergebens ersehnte Kaiserkrone gewann. Kavaliere, die sich auf solche Verdienste ihrer Vorfahren berufen können, dürfen schon eine gewisse Ausnahmestellung für sich beanspruchen.“

Und daß Sergius Saltykow eine solche Ausnahmestellung, wenn nicht am kaiserlichen, so doch am großfürstlichen Hofe erstrebte, mußte auch dem Kurzsichtigsten bald offenbar werden. Daß er viel häufiger erschien, als seine Kammerherrncharge es ihm zur Pflicht gemacht hätte, wäre ja an und für sich noch nicht gerade befremdlich gewesen; denn es ging am jungen Hofe namentlich abends meist recht vergnüglich zu. Aber die

Geschicklichkeit, mit der er sich immer in die unmittelbare Nähe der jungen Großfürstin zu bringen wußte, und die Dreistigkeit, mit der er ihr seine Huldigungen darbrachte, konnten auf die Dauer der allgemeinen Aufmerksamkeit nicht entgehen. Auch mir, deren Augen ja fast immer in bewunderndem Entzücken an der angebeteten Gebieterin hingen, war es aufgefallen, daß sich Katharina mit dem Kammerherrn Saltykow auf eine andere Art unterhielt als mit den übrigen Kavalieren. War sie gegen diese von immer gleicher, lächelnder Freundlichkeit, ohne doch durch ihr Benehmen jemals die Erinnerung an das Vorhandensein einer unübersteiglichen trennenden Schranke zu verwischen, so schlug sie im Gespräch oder im Spiel mit Sergius Saltykow sehr leicht einen übermütigen Neckton an, wie er dem Geplänkel verliebter Leute eigen zu sein pflegt, die noch nicht bis zu der entscheidenden Erklärung gelangt sind. Und manchmal erhaschte ich einen hinüber oder herüber fliegenden raschen Blick, der noch viel beredter war als die kleinen, bedeutungsvollen Anzüglichkeiten jener lustigen Wortgefechte.

An ein Vorhandensein sträflicher Beziehungen oder auch nur an die Möglichkeit sträflicher Wünsche im Herzen Ihrer Kaiserlichen Hoheit dachte ich bei derartigen Wahrnehmungen natürlich nicht. Schon deshalb nicht, weil mir Sergius Saltykow bei weitem nicht verführerisch genug erschien, um die tugendhaften Grundsätze einer edlen und starkgeistigen Frau ins Wanken zu bringen. Er war schön — gewiß! Ein schlanker, wohlgewachsener Mann von sechsundzwanzig Jahren und mit einem regelmäßigen, von Jugendfrische und Gesundheit strahlenden Gesicht. Aber es war bei alledem etwas in seiner Erscheinung, was auf mich viel eher abstoßend

als anziehend wirkte. Dem Blick seiner Augen fehlte jene überzeugende Offenheit, die sie zum Spiegel eines ehrlichen Herzens gemacht hätte, sein Lächeln erschien mehr als ein Ausdruck frivoler Gesinnung, denn als Offenbarung eines liebenswürdig heiteren Gemüts, und die rosige Glätte seines hübschen Gesichts sprach wohl von Oberflächlichkeit und Leichtsinn, doch nicht von hohen Gaben des Geistes oder von männlicher Festigkeit des Charakters.

Er war ein intimer Freund des Spaßvogels Leo Narischkin und stand mit dem täppischen Hofmarschall Tschoglokow wie mit seiner Gemahlin, der allgewaltigen Oberhofmeisterin, auf dem allerbesten Fuße. So groß war seine Intimität mit diesen letzteren, daß es einem in der Tat schwer fallen mußte, an die Aufrichtigkeit der von ihm zur Schau getragenen herzlichen Empfindungen für die beiden langweiligen, eingebildeten und häufig geradezu bösartigen Menschen zu glauben. Ich selber hatte mir zwar in meiner Arglosigkeit noch keine Gedanken darüber gemacht; aber ich habe es später gut genug verstanden, daß andere hinter dieser geradezu aufdringlichen Anhänglichkeit eine wohl berechnete Absicht argwöhnten.

Tschoglokow besaß eine in der Newamündung gelegene Insel von ziemlich beträchtlichem Umfange, auf der er des öfteren Hetzjagden veranstaltete. Als leidenschaftliche Reiterin ließ sich die Großfürstin keine dieser Gelegenheiten entgehen, ihrer Lieblingspassion zu folgen, und es war selbstverständlich, daß mit den anderen Kavalieren des Hofes auch Sergius Saltykow stets unter den zu den Tschoglokowschen Jagden Eingeladenen war. Es mußte dabei recht lustig hergehen, denn die Herrschaf-

ten, den Großfürsten nicht ausgenommen, kehrten immer in fröhlicher Stimmung von der Insel zurück. Mir war die Teilnahme leider versagt, da ich bis zu meiner Ankunft in Petersburg niemals auf einem Pferde gesessen hatte und mich zur Zeit erst in den Anfängen eines Reitunterrichts befand, bei dem ich mich nach der Versicherung meines sehr aufrichtigen Lehrmeisters nicht gerade als eine besonders talentvolle Schülerin erwies. Am liebsten hätte ich wohl ganz und gar auf die Erwerbung einer Kunstfertigkeit verzichtet, für die ich von der Natur nun einmal nicht recht gemacht schien; aber die Großfürstin wünschte, daß ich bis zu der bevorstehenden Uebersiedelung des Hofes nach Oranienbaum gelernt hätte, fest im Sattel zu sitzen, weil sie dort gerade mich zur ständigen Begleiterin auf ihren Ausflügen haben wollte und weil, wie sie scherzend sagte, in Oranienbaum ihre Zeit nur noch zwischen Schlafen und Reiten geteilt sei. Vorläufig allerdings machte ich nach meiner eigenen Ueberzeugung hoch zu Rosse noch eine sehr unglückliche Figur, und da ich ebensowenig Lust hatte, mich zu einer Zielscheibe des Spottes zu machen, als mir daran liegen konnte, Arme und Beine zu brechen, war ich mit meiner Ausschließung von dem Jagdplaisir auf Tschoglokows Insel durchaus einverstanden.

Wieder war an einem schönen Sommertage der großfürstliche Hof zu diesem Vergnügen ausgeflogen, und ich schlenderte gelangweilt in den Vorgemächern herum. Auf einem der Tische sah ich das Buch liegen, darin Ihre Kaiserliche Hoheit noch gestern gelesen hatte. Und in Ermangelung besserer Beschäftigung ließ ich mich mit dieser Lektüre in einen Sessel nieder. Das Buch war, wie alles, was Katharina las, ein Erzeugnis fran-

zösischen Geistes, ein Band aus den Werken des Schriftstellers Brantôme, von dem ich bisher noch nie etwas in der Hand gehabt hatte. Ich schlug es an der Stelle auf, wo das Lesezeichen zwischen den Blättern lag, und ersah aus den ersten Zeilen, die mein Blick überflog, daß da die Geschichte einer mir unbekannten Königin Johanna II. von Neapel erzählt wurde. Um etwas Näheres über sie zu erfahren, blätterte ich ein wenig zurück und stieß dabei auf eine Stelle, die das besondere Interesse der früheren Leserin erregt haben mußte, da sie durch einen dicken Federstrich am Rande hervorgehoben war. Diese Stelle, die ich heute freilich nur aus dem Gedächtnis wiedergeben kann, lautete ungefähr:

„Die Königin Johanna hinterließ den Ruf einer leichtfertigen und wenig schamhaften Frau, von der man sagte, daß sie an jedem Tage ihres Lebens in irgend jemanden verliebt war. Aber mir scheint, daß solche Ausschweifungen bei einer Frau von fürstlichem Range viel weniger als bei jeder andern den Namen der Lasterhaftigkeit verdienen. Eine Königin, wenn sie zugleich schön und hohen Geistes ist, gleicht der Sonne, deren Licht und deren Wärme nicht bloß für einen einzelnen da ist, sondern deren belebende Strahlen freigebig an alle Welt verschwendet werden. Wem die Möglichkeit gewährt ist zu beglücken, der hat auch die Pflicht, sich dieser Möglichkeit zu bedienen. Die Liebe einer schönen Fürstin schließt die höchsten Seligkeiten in sich ein, die einem Sterblichen beschieden sein können, und darum ist es nicht so sehr eines Vorwurfs als vielmehr des größten Lobes würdig, wenn ein von der Vorsehung gleichsam zur Glücksspenderin berufenes Wesen dies Glück nicht nur einem einzigen, sondern möglichst vielen zuteil

werden läßt. Die Wandelbarkeit der zärtlichen Neigungen, die man an einer gewöhnlichen Sterblichen tadeln mag, erscheint darum als eine der schönsten und liebenswürdigsten Eigenschaften bei einer Königin.“*)

Ich mußte diese seltsamen Sätze wiederholt lesen, ehe ich die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß sie von dem Verfasser wirklich ernsthaft gemeint seien, und dann fing ich an, mir den Kopf darüber zu zerbrechen, ob der Federstrich am Rande wohl als ein Zeichen der Zustimmung oder als ein Ausdruck der Entrüstung über die frivolen Ansichten des Franzosen gedeutet werden müsse. In mein kindisches Nachdenken verloren, bemerkte ich nicht, daß jemand das Gemach betreten hatte und mit leisen Schritten auf mich zugekommen war. Aber ich fuhr in um so heftigerem Schrecken empor, als ich plötzlich die Berührung heißer Lippen auf meinem bloßen Nacken verspürte. Mit einem lauten Schrei sprang ich von meinem Sessel auf, um zu gewahren, daß es der Großfürst war, der mich auf diese Weise überrumpelt hatte. Er schien selber einigermaßen erschrocken über die Wirkung seiner Kühnheit, denn er machte ein sehr verdutztes Gesicht und stotterte etwas, das vermutlich eine Entschuldigung sein sollte. Da ich sah, daß ich für den Augenblick weitere Zudringlichkeiten kaum zu fürchten hatte, schien es auch mir am besten, dem sonderbaren Scherz Seiner Kaiserlichen Hoheit keine allzu große Bedeutung beizulegen, und ich gab nur in geziemender Form meiner Verwunderung Ausdruck, den hohen Herrn hier im Sommerpalast zu sehen, während ich ihn doch auf der Insel des Herrn Tschoglokow glauben mußte.

*) Darja Feodorowna zitiert hier in der Tat nicht ganz wörtlich, dem Sinne nach aber gibt sie die der Großfürstin Katharina so wohlgefällige Stelle aus ihrem Lieblingsschriftsteller Brantôme vollkommen richtig wieder.

Der Großfürſt machte eine unmutig abwehrende Handbewegung und warf ſich in die Ecke des nächſten Sofas.

„Ach, reden Sie mir nicht von dieſem Dummkopf und von ſeiner Inſel. Der Teufel hole ſie alle beide. Ich habe meiner Frau ſagen laſſen, daß ich Fieber hätte, und daß ſie ohne mich fahren ſolle. Denn ich habe es ſatt. Ich will nicht länger den Hansnarren ſpielen, den ſie mit ihrem ſchönen Sergius ins Geſicht hinein auslacht. Mögen ſie hinter meinem Rücken treiben, was ſie wollen. Wenn ich nur nicht der Eſel ſein ſoll, der es mit anſehen und obendrein ein vergnügtes Geſicht dazu ſchneiden muß.“

Ich war ſtarr vor Erſtaunen und Beſtürzung. Konnte es wirklich der Gemahl der Großfürſtin, der künftige Beherrſcher des mächtigſten Reiches ſein, der ſo zu mir, einem blutjungen Hoffräulein, ſprach? Natürlich wußte ich nicht, was ich ihm antworten ſollte; aber es ſchien ihm auch viel weniger daran gelegen, meine Anſicht zu hören, als daran, vor irgendeinem menſchlichen Weſen ſeinem Aerger Luft zu machen. Was ihn veranlaßte, gerade mir ſein Herz auszuſchütten, und nicht, wie gewöhnlich, ſeinem immer betrunkenen Kammerdiener, dem Koſaken Karnowitſch, ſollte ich ja zu meiner geringen Freude auch noch erfahren.

„Es iſt komiſch, für wie einfältig ich hier von aller Welt gehalten werde,“ fuhr er fort. „Sie wagen, ſich unter meinen Augen über mich luſtig zu machen, und denken, daß ich es nicht merke. Eines Tages aber werde ich ihnen zeigen, wie ſehr ſie ſich getäuſcht haben, und dann wird an mir die Reihe ſein, zu lachen — jawohl, an mir, meine liebe kleine Darja, während die anderen

vielleicht Grund genug haben werden, bittere Tränen zu vergießen."

„Ich weiß gar nicht, von wem Kaiserliche Hoheit sprechen," wagte ich nun endlich einzuwenden, „und mit Eurer Hoheit Erlaubnis möchte ich es auch nicht erfahren?"

„Ja, warum denn nicht? Es sind doch gar keine Geheimnisse. Bald werden es draußen auf der Straße die Spatzen piepsen, daß die Großfürstin Katharina mit dem Kammerherrn Saltykow auf vertrauterem Fuße steht als mit ihrem Gatten. Es ist ein Skandal, aber was soll ich dagegen tun? Alle Welt hier am Hofe ist ja mit ihr im Einverständnis und spielt nach Kräften den Gelegenheitsmacher. Nennen Sie mir doch einen einzigen Menschen, den ich als meinen Freund ansehen und zu dem ich Vertrauen haben könnte. Es mag ja sein, daß die Tschoglokows nicht mit den beiden im Bunde sind. Aber sie sind dafür so dumm, daß es der intrigante Saltykow leicht genug hat, sie zu übertölpeln. Mit seinem honigsüßen Lächeln und seiner geschmeidigen Lügenzunge bringt er alles fertig. Schließlich könnte ich ihn ja zur Rede stellen, könnte ihn ins Gesicht schlagen oder ihm meinen Degen durch den Leib rennen. Aber solche Sachen sind heute nicht mehr vornehm, und wenn man mich dann bei der Kaiserin verklagte, hätte ich sicherlich keinen Menschen, der bei ihr ein gutes Wort für mich einlegt. Es ist eben von jeher mein Schicksal gewesen, keinen einzigen aufrichtigen Freund zu haben."

„Vielleicht, weil Sie bisher noch keines Menschen aufrichtiger Freund gewesen sind."

„Ich weiß nicht, woher mir die Eingebung und der Mut gekommen waren, ihm das zu erwidern, und ich erschrak vor meiner eigenen Verwegenheit, sobald mir das Wort entfahren war. Aber er verübelte mir's offenbar nicht im geringsten und nahm eine mehr nachdenkliche als erzürnte Miene an.

„Ja, darin mögen Sie wohl recht haben," sagte er nach einer Weile. „Aber Sie würden sich nicht darüber wundern, wenn Sie wüßten, was für eine Kindheit und Jugend ich habe durchleben müssen. Und wenn ich nicht so geworden bin, wie ich eigentlich sein müßte — meine Schuld ist es gewiß nicht. Meine Mutter habe ich überhaupt nicht gekannt, denn sie war gleich nach meiner Geburt an der Schwindsucht gestorben. Und von der Liebe meines Vaters habe ich auch verdammt wenig zu kosten gekriegt. Meist war er krank, und wenn er nicht krank war, hatte er anscheinend Wichtigeres zu tun, als sich um mich zu kümmern. Erst waren immer nur Weiber um mich herum gewesen, die mich verhätschelt hatten, und von meinem sechsten Jahr an stand ich unter der Fuchtel von Zuchtmeistern, die mich auf die niederträchtigste Weise malträtierten. Werden Sie es glauben, wenn ich Ihnen erzähle, daß ich geprügelt wurde wie ein Rekrut und daß ich für jeden wirklichen oder vermeintlichen Ungehorsam mit Entziehung des Mittagessens bestraft wurde. Hunger hatte ich eigentlich immer, denn man fand so wenig Zeit, sich mit mir zu beschäftigen, daß ich mich auch an Tagen, wo ich keinen Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben hatte, oft genug mit trockenem Zwieback anstelle einer warmen Mahlzeit begnügen mußte."

Ich erinnerte mich an ähnliche Erlebnisse aus meiner eigenen Kindheit, und war darum sehr geneigt, ihm

Glauben zu schenken. Sein kümmerliches Aussehen schien ja auch dafür zu sprechen, daß es ihm in der Jugend an der rechten körperlichen Pflege gefehlt hatte.

„Eure Kaiserliche Hoheit waren gewiß sehr zu beklagen," sagte ich, „aber am Ende kann diese traurige Zeit doch nicht allzulange gewährt haben."

„O, da irren Sie sehr," widersprach er lebhaft. „Meine ganze Jugend war nichts als Hunger und Furcht vor Strafen. Wollen Sie hören, was ich noch heute als die schönste Erinnerung meines ganzen Lebens betrachte? Ich war neun Jahre alt und hatte den Rang eines Sergeanten in der holsteinischen Armee. Als solcher mußte ich bei einem Bankett, das mein Vater seinen Offizieren im Kieler Schlosse gab, an der Tür des Speisesaals Posten stehen, den Säbel im Arm, und mußte zusehen, wie alle die guten Schüsseln an mir vorübergetragen wurden. Ich hatte den ganzen Tag noch nichts Ordentliches in den Magen gekriegt, und der Duft des Gebratenen und Gebackenen kitzelte mir dermaßen die Nase, daß mir vor Verzweiflung zuletzt die Tränen kamen und daß ich trotz meiner Soldatenuniform heulte wie ein hungriger Hofhund. Da plötzlich — ich weiß noch genau, daß es während des dritten Ganges war — wurde ich durch eine Ordonnanz in den Saal befohlen und mein Vater ernannte mich vor versammeltem Offizierkorps zum Leutnant. Die Folge dieser Beförderung war, daß ich mich sofort an die Tafel setzen und mitessen durfte. So glücklich wie damals bin ich noch nie wieder gewesen, und Sie werden es nun wohl verstehen, daß ich den Tag für den schönsten in meinem Leben halte."

Ich fing an, meine Meinung über den Großfürsten zu ändern. Wie mitleidswürdig war doch im Grunde ein

Mensch, der allen Ernstes so sprechen konnte! Wie begreiflich erschienen die Schwächen eines Jünglings, an dem man sich während seiner Kindheit so schwer versündigt hatte!

Als er sah, daß ich ihm mit Teilnahme zuhörte, wurde der Großfürst immer mitteilsamer.

„Mein Vater starb, als ich elf Jahre alt war. Und von diesem Zeitpunkt an ging es mir noch schlimmer als vorher. Denn jetzt gab man mir den verdammten Brümmer zum Hofmeister, diesen widerwärtigen Kerl, den ich hundertmal umgebracht hätte, wenn ich nur couragiert genug gewesen wäre. Der Herzog Adolf Friedrich, mein Onkel, ließ den ungehobelten Gesellen mit mir anfangen, was er wollte, und das Dasein, das ich führte, war ein richtiges Hundeleben. Ob ich krank oder gesund war, machte für meinen sogenannten Erzieher nicht den geringsten Unterschied. Oft, wenn ich den ganzen Tag von Kopfschmerzen und Erbrechen heimgesucht worden war, mußte ich abends an einer Festlichkeit teilnehmen und tanzen wie die Erwachsenen. Bei dem geringsten Ungehorsam wurde mir das Mittagessen entzogen, und wenn ich meine Aufgaben nicht sorgfältig genug angefertigt hatte, mußte ich stundenlang auf harten Erbsen knien. Draußen sollte ich mich benehmen wie ein Großer und wie ein Prinz; drinnen aber wurde ich behandelt wie ein ungezogener kleiner Junge. So ging es bis zu meinem vierzehnten Jahr, und dann — na, dann kam diese Uebersiedelung nach Rußland."

„Mit der dann alles eine so beglückende Wendung für Eure Kaiserliche Hoheit nahm."

Er lachte laut auf.

„Beglückend? Ich bedanke mich gehorsamst. Wissen

Sie, was ich mir gewünscht hätte? Ich hätte mir gewünscht, nach Stockholm gehen zu dürfen. Denn es ist Ihnen doch wohl bekannt, daß ich auf den schwedischen Thron ebenso berechtigte Ansprüche habe wie auf den russischen. Schweden ist ein viel schöneres Land als Rußland, und am Hofe herrscht viel mehr Freiheit als bei uns. Sagen Sie mir doch um des Himmels willen: kann es eine barbarischere Sprache geben als dieses unaussprechliche Russisch, mit dem man mich schon so viel geplagt hat, und das ich doch niemals ordentlich erlernen werde. Und dann diese Religion mit ihren gräßlichen Fastenvorschriften! Habe ich in meinem Leben nicht nachgerade genug gefastet? Nein, ich habe einen Abscheu vor Rußland. Aber Sie dürfen natürlich keinem Menschen erzählen, daß ich Ihnen das anvertraut habe. Meine Tante würde mir wieder eine große Szene machen, wenn sie es erführe. Und sie erfährt ja leider beinahe alles. Die ganze Sippschaft um uns herum, von den Tschoglokows angefangen bis hinunter zum letzten Ofenheizer — was ist sie denn weiter als eine Horde von Spionen?"

„Und gehöre ich nicht auch zu dieser Sippschaft," fragte ich, durch seine Aengstlichkeit vor dem Zorn der Kaiserin zu sehr respektlosem Uebermut gereizt. „Warum sollte gerade ich besser oder verschwiegener sein als die anderen?"

Ich hatte es natürlich mit einem Lächeln gesagt, aber ich hatte nicht klug daran getan, diesen scherzenden Ton anzuschlagen. Denn was nichts als eine kindische Anwandlung gewesen war, nahm der Großfürst unverkennbar für Koketterie. Indem er sein unschönes Gesicht zu einem wenig anmutigen Grinsen verzog, blinzelte er mir bedeutsam zu.

„Weil es Ihnen auf dem Gesicht geschrieben steht, kleine Darja! Und weil Sie außerdem sehr dumm wären, wenn Sie's lieber mit den anderen hielten als mit mir. Können Sie sich denn etwas Besseres wünschen, als mich zum Freunde zu haben — mich, der ich morgen Kaiser sein kann, und dann natürlich die ganze Gesellschaft von Aushorchern und Angebern nach Sibirien schicken werde?"

Sein Mienenspiel wurde mir so verdächtig, daß ich mich rasch erhob. Aber er war ebenso schnell gewesen als ich und stand schon an meiner Seite.

„Wahrhaftig, es wäre die größte Albernheit von der Welt, wenn Sie sich lange zieren wollten. So schrecklich bin ich doch nicht, daß Sie sich vor mir fürchten müßten. Und auch nicht so einfältig, wie man Ihnen vielleicht erzählt hat. Ich stelle mich nämlich manchmal dümmer als ich bin. Und dann: in der Liebe kommt es auf das Herz an, nicht auf den Verstand."

„Kaiserliche Hoheit vergessen, daß Ihr Herz bereits vergeben ist, und daß —"

Aber er ließ mich nicht ausreden.

„Ah, Sie sind eifersüchtig auf die Schasirow? Aber das ist Unsinn. Ich mag sie gar nicht mehr, denn sie ist eine eingebildete Gans. Und ich bin überzeugt, daß ich mich bei Ihnen hundertmal besser unterhalten werde als bei ihr."

Die bäurische Plumpheit dieses, durch seine Form zehnfach beleidigenden Antrages trieb mir die helle Zornesglut in die Wangen.

„Nein, ich dachte nicht an das Fräulein Schasirow," erwiderte ich, indem ich mich bemühte, recht stolz und un-

nahbar auszusehen. „Ich dachte an Eurer Kaiserlichen Hoheit Gemahlin.“

Aber weder meine abweisenden Worte noch meine „königliche“ Haltung übten die beabsichtigte Wirkung. Der Großfürst schnitt eine jener jungenhaften Grimassen, in denen er einfach unnachahmlich war, und legte trotz meines Widerstrebens den Arm um meine Taille.

„Machen Sie sich darum keine Sorge! Sie sollte es wagen, Ihnen auch nur ein unfreundliches Wort zu sagen — ah, sie sollte es nur wagen! Ich würde Ihrer Majestät Geschichten erzählen — Geschichten, kleine Darja, die den schönen Sergius nach dem entlegensten Sibirien brächten und meine Gemahlin ins Kloster. Jawohl, ins Kloster. Denn dahin hat man in Rußland noch immer die Zarinnen und die Prinzessinnen geschickt, wenn sie ihre Männer hintergingen — oder wenn sie sich ihnen gar zu lästig machten.“

Er begleitete seine letzten Worte mit jenem lauten, ordinären Lachen, das widerwärtiger war als alle seine anderen üblen Gewohnheiten. Und dann näherte er sein blatternarbiges Gesicht dem meinigen — wie ich fürchten mußte, um mich zu küssen.

Dahin aber hätte ich es um nichts in der Welt kommen lassen. Mit einem Ausruf der Entrüstung machte ich mich von ihm los und lief aus dem Zimmer. Das Herz schlug mir zum Zerspringen, als ich mich in meinem Stübchen sicher wußte vor jeder Verfolgung, und ganz verzweifelt warf ich mich auf mein Bett. Was, um des Himmels willen, sollte nun aus mir werden? Gewiß hatte ich recht gehandelt, als ich eine Zumutung zurückwies, die in meinen Augen die Aufforderung war zu einem zwiefach abscheulichen Verbrechen. Aber ich

durfte nicht zweifeln, daß ich den Großfürſten durch dieſe Zurückweiſung tödlich beleidigt hatte, und ich war feſt überzeugt, daß er die Urheberin einer ſolchen Beleidigung nicht länger an ſeinem Hofe dulden würde. Vielleicht ſchon morgen, ſo meinte ich, würde man mich nach Moskau zurückſchicken, und ich würde in der Einſamkeit des großen, ſtillen Hauſes, das doch meine einzige Zufluchtsſtätte auf Erden war, mein ganzes künftiges Leben vertrauern müſſen. Das war eine namenlos betrübende Ausſicht; aber je mehr ich mir alles ins Gedächtnis zurückrief, was der Großfürſt geſprochen, deſto mehr drängte ſich eine andere, quälendere Furcht in den Vordergrund. Ich vergaß meinen eigenen Kummer über der Angſt um meine angebetete Herrin, wenn ich an die ſchreckliche Drohung ihres Mannes dachte, an die Drohung, den Kammerherrn Saltykow nach Sibirien und Katharina in ein Kloſter zu bringen. Daß er fähig war, eine ſolche Drohung auszuführen, ſchien mir ganz ſicher. Denn als er von ſeiner Gemahlin und von ihrem Verhältnis zu Sergius Saltykow geſprochen hatte, war ein beängſtigend tückiſches Glitzern in ſeinen kleinen, unruhigen Augen geweſen. Und alle Welt hier am Hofe ſagte ja von ihm, daß er bösartig und hinterhältig ſei. War es nicht unter ſolchen Umſtänden meine heiligſte Pflicht, die Großfürſtin vor der Gefahr zu warnen, die ſie bedrohte? Ich glaubte ja nicht an ihre Schuld, aber ich wußte aus hundert tragiſchen Geſchichten, daß Schuldloſigkeit im heiligen Rußland nicht immer gleichbedeutend war mit Sicherheit vor grauſamer Beſtrafung. Und wenn es Zaren gegeben hatte, die, wie Iwan der Schreckliche, und Peter I., ihre Söhne mit eigener Hand ermordeten, warum ſollte ich es dann für unmöglich halten, daß die

Kaiserin Elisabeth im ersten Zorn mit der vermeintlich treulosen Gattin ihres Neffen hart und erbarmungslos verfahren könnte?

Von peinigender Ungewißheit gefoltert über das, was ich zu tun oder zu lassen habe, warf ich mich in den Kissen herum, bis mir endlich wie eine Erleuchtung der Entschluß kam, mich der Fürstin Gagarin anzuvertrauen und ihrer reiferen Erfahrung die Entscheidung zu überlassen. Sehnsüchtig wartete ich auf die Heimkehr der Jagdgesellschaft, bei der sich mit den anderen Ehrendamen auch die Fürstin befand. Aber gerade heute schien alles gegen mich verschworen. Am späten Nachmittag zog ein schweres Gewitter über Petersburg herauf, eines der furchtbarsten, deren ich mich erinnern konnte. Der Regen prasselte in unendlichen Strömen hernieder, und der Sturm tobte so ungebärdig, daß die Großfürstin und ihr Gefolge unmöglich daran denken konnten, während dieses Aufruhrs der Elemente die Insel zu verlassen. Von Gewitterangst durchschauert, und außerstande, die Einsamkeit meinrs Zimmers länger zu ertragen, begab ich mich wieder in die Vorgemächer der Kaiserlichen Hoheiten und stieß hier zu meiner Erleichterung auf Madame Wladislawa, die wenigstens meine Sorge um eine glückliche Heimkehr der Großfürstin mit tröstenden Worten beschwichtigte.

„Man wird selbstverständlich nicht zu Schiff gehen, ehe das Unwetter vorüber ist," sagte sie. „Madame Tschoglokow liebt ihr kostbares Leben viel zu sehr, als daß sie sich der Gefahr aussetzen sollte, es bei dem Untergang einer Schaluppe einzubüßen. Und außerdem befindet sich in der Gesellschaft Ihrer Kaiserlichen Hoheit jemand, der sie wie seinen Augapfel behüten und auf

ihre Sicherheit hundertmal mehr bedacht sein wird als auf seine eigene. So lange wir sie unter dem Schutze des Kammerherrn Sergius Saltykow wissen, dürfen wir vollkommen beruhigt sein."

Die Verbindung von Katharinas Namen mit dem Namen des schönen Kammerherrn hatte für mein Ohr jetzt einen ganz anderen Klang als vorher. Ich dachte an die Klage des Großfürsten, daß alle Welt hier am Hofe mit den beiden im Einverständnis sei, und dann fielen mir die frivolen Sätze aus dem Brantômeschen Buche wieder ein, diese Sätze, die Katharina durch einen Federstrich am Rande besonders hervorgehoben hatte. Eine seltsame Beklommenheit preßte mir das Herz zusammen — eine geheime Furcht, daß mein leuchtendes Götterbild von einem häßlichen Schatten verdunkelt werden könnte.

Ich unterhielt mich mit Madame Wladislawa von allen möglichen, weitab liegenden Dingen, nur um über diesen Gegenstand, der mich so sehr beunruhigte, nichts weiter von ihr zu hören. Und dabei lauschte ich beständig ängstlich nach den Türen hin, immer darauf gefaßt, daß der Großfürst wieder eintreten könnte. Aber damit hatte es freilich vor der Hand keine Gefahr. Eine der Kammerfrauen, die sich im Verlauf des Abends zu uns gesellte, erzählte mit lachendem Gesicht, daß in den Zimmern Seiner Kaiserlichen Hoheit schon wieder ein Spektakel sei, wie wenn man alle bösen Geister der Hölle losgelassen hätte. Er hatte also, wie immer, wenn er sich selbst überlassen war, die gewohnte Trink- und Spielgesellschaft um sich versammelt, in deren Mitte er sich am allerwohlsten fühlte. Sie bestand aus seinem Adjutanten, einem vierschrötigen, trinkfesten Holsteiner, seinem Kammerdiener, dem Ukrainer Karnowitsch, und einigen

jungen Kalmücken, die sich, wenn sie berauscht waren, schlimmer gebärdeten als die Tiere. Was man sich von diesen Gelagen erzählte, klang so unglaublich, daß ich es trotz all der häßlichen Dinge, die ich mit eigenen Augen gesehen, noch heute für stark übertrieben halte. Ich will darum auch von diesen Geschichten hier nichts anderes wiedergeben als die Behauptung, daß es zwischen den Teilnehmern des öftern zu regelrechten Prügeleien gekommen sei. Der Großfürst suchte sich den Respekt, den die trunkenen Zechkumpane ihm versagten, durch Stockschläge oder gar durch Hiebe mit der flachen Säbelklinge zu erzwingen, und es soll dann eben zuweilen geschehen sein, daß die halb oder ganz Unzurechnungsfähigen ihm seine Handgreiflichkeiten auf gleiche Weise zurückgaben.

Aber wie es sich auch damit verhalten mochte, jedenfalls war Seine Kaiserliche Hoheit in solchen Nächten für jede andere Gesellschaft verloren, und man hatte außerhalb seiner Gemächer keine Begegnung mit ihm zu fürchten.

Es war beinahe Mitternacht, als endlich die Wagen vorfuhren, die am Landungsplatz der kaiserlichen Schaluppen seit Stunden auf die Großfürstin und ihr Gefolge gewartet hatten. Mit lachendem Antlitz und strahlenden Augen betrat Katharina das Vorgemach, in dem ich mich befand. Als sie meiner ansichtig wurde, reichte sie mir die Hand und machte mir freundliche Vorwürfe, weil ich mich noch nicht zur Ruhe begeben hätte. Auf meine Erwiderung, daß die Sorge um Ihre Kaiserliche Hoheit mich doch nicht hätte schlafen lassen, nickte sie mir mit ihrem bezauberndem Lächeln dankbar zu.

„Ich weiß, daß Sie aufrichtig sind, liebe Darja, und ich freue mich, daß es hier jemanden gibt, der sich um

mich ängstigt. Aber es war diesmal kein Grund dazu vorhanden. Wir konnten das Häuschen auf der Insel nur deshalb nicht früher verlassen, weil wir darin saßen wie Schiffbrüchige, die sich auf eine Klippe gerettet haben. Die ganze Insel war überschwemmt, und auch nachdem sich das Wasser verlaufen hatte, mußte mich der Kammerherr Sergius Wassiljewitsch durch etliche knietiefe Pfützen tragen, damit ich in halbwegs menschenwürdigem Zustande auf das Schiff käme."

Sie lachte hell und fröhlich. Ihr ganzes Wesen atmete eine übermütige Heiterkeit, wie wenn ihr Blut durch einen leichten Rausch erregt worden wäre. Mir aber wurde dabei immer ängstlicher zu Sinn. Ich schlug die Augen nieder, um nicht das verdächtige Leuchten im Blick der Großfürstin und die rosige Glut auf ihren Wangen sehen zu müssen. So verwirrt und unbeholfen kam meine Erwiderung heraus, daß Katharina freundlich sagte, man könne mir die Uebermüdung ansehen, und daß sie mich mit einem liebenswürdigen Gutenachtgruß fortschickte.

Ich aber dachte nicht daran, mein Zimmer und die widerwärtige Gesellschaft der beiden Schafirow aufzusuchen, sondern ich wartete in einem Nebenraum, den sie notwendig passieren mußte, auf die Fürstin Gagarin, um mich bei ihrem endlichen Erscheinen in ihre Arme zu werfen, sie neben mich auf ein Sofa niederzuziehen und ihr mein kummerbeladenes Herz auszuschütten.

So exaltiert und überschwenglich sie werden konnte, wenn es sich um ihre eigenen Herzensromane handelte, so klug und vernünftig zeigte sich die Fürstin meinem Geständnis gegenüber, das kindisch und einfältig genug über meine Lippen gekommen sein mag. Es war meine

Absicht gewesen, mich in bezug auf den beleidigenden Liebesantrag des Großfürsten mit einigen Andeutungen zu begnügen; aber die Gagarin ließ mir mit ihren ernsthaften Fragen keine Ruhe, bis sie über alle Einzelheiten meines Gespräches mit Seiner Kaiserlichen Hoheit unterrichtet war, und dann stand sie mit entschlossener Miene auf.

„Die Großfürstin muß alles erfahren," sagte sie. „Auf der Stelle gehe ich zu ihr. Sie aber, meine liebe Darja, werden hier auf mich warten. Es könnte doch sein, daß ich Ihnen etwas Dringendes von Ihrer Kaiserlichen Hoheit auszurichten habe."

Gepreßten Herzens blieb ich zurück. Mit der unvermeidlichen Ungnade des Großfürsten hatte ich mich ja schon so ziemlich abgefunden; aber ich wußte nicht, wie ich es ertragen sollte, wenn auch Katharina in meinem Benehmen etwas Verdammenswertes fände. Von ihr, für die ich mit Freuden auch das Schwerste auf mich genommen hätte, verkannt und mißachtet zu sein, dünkte mich schrecklicher als die Verachtung der ganzen übrigen Welt. Und bei der Vorstellung, daß die Gagarin mit dem Befehl zurückkehren könnte, mich nie wieder vor den Augen der Großfürstin zu zeigen, wünschte ich mir aufrichtig, zu sterben, bevor ich dies Allertraurigste hätte erleben müssen.

Wohl eine reichliche halbe Stunde währte die Qual meiner Ungewißheit; dann trat die Fürstin wieder ein, ernsten Antlitzes zwar, doch nicht wie die Ueberbringerin eines Verdammungsurteils.

„Ich habe Befehl, Sie zu Ihrer Kaiserlichen Hoheit zu rufen. Aber Sie brauchen sich nicht zu fürchten. Die

Großfürstin ist überzeugt, daß Sie keinen Vorwurf verdienen."

Katharina lag mit aufgelöstem Haar und in duftigen, spitzenbesetzten Nachtgewändern in dem mächtigen vergoldeten Bett, das den größeren Teil des Schlafgemaches einnahm. Niemals, auch nicht in den prächtigsten Kleidern, war sie mir von gleich berückender Lieblichkeit erschienen. Wer auch immer der Glückliche sein mochte, dem sich das Herz dieser reizenden jungen Frau zu eigen gab, für ihn würde sicherlich das Wort Brantômes zur Wahrheit werden, daß die Liebe einer schönen Fürstin die höchsten Seligkeiten in sich einschließt, die einem Sterblichen beschieden sein können.

Ich war nach tiefer Verbeugung an der Tür stehen geblieben. Sie aber winkte mir, näher an ihr Bett zu treten und streckte mir den vollen, wie aus weißem Marmor gemeißelten Arm entgegen.

„Meine liebe, arme Kleine! — Wie verängstigt Sie aussehen! — Wahrhaftig, ich bemitleide Sie von ganzem Herzen."

Ich war an dem Lager auf die Knie gesunken, und meine heißen Tränen, die ich nicht zurückzuhalten vermochte, netzten die kleine kühle Hand meiner Gebieterin.

„Aber Sie sollen nicht weinen," fuhr sie fort. „Wenn ich Sie unter meinen Schutz nehme, haben Sie nichts mehr zu fürchten, wenigstens nicht von einer gewissen Seite her. Vor anderen Versuchungen und Gefahren freilich werde ich Sie nicht immer schützen können. Man hat nicht wohl daran getan, Sie mit Ihrer kindlichen Unschuld an einen Hof zu bringen. Denn Sie sind hier nicht viel besser daran, als ein von hundert Jägern um-

stelltes Wild. Und eigentlich sollte ich Ihnen wohl raten, von der Kaiserin Ihre Verabschiedung zu erbitten. Aber ich bin so arm an Freundinnen, daß es mich recht traurig machen würde, eine von den wenigen zu verlieren."

Noch immer schluchzend, suchte ich nach Worten, um der Großfürstin für ihre unverdiente Güte zu danken, und um zu versichern, daß es mich tief unglücklich machen würde, wenn man mich fortschickte. Aber ich sei gewiß, daß mir dies Schicksal bevorstände, nachdem ich Seine Kaiserliche Hoheit durch mein Benehmen beleidigt hätte. Lächelnd streichelte mir Katharina die nassen Wangen.

„Sie machen sich eine falsche Vorstellung von den Machtbefugnissen des Großfürsten, meine Liebe," sagte sie vertraulich. „An unserem Hofe gibt es eigentlich nur zwei Personen, die nichts zu befehlen haben. Und diese beiden Personen sind mein Gemahl und ich. Er kann Sie ebensowenig davonjagen, als er die Macht hätte, mich in ein Kloster zu schicken. Und wie ich ihn kenne, wird er Ihnen morgen nicht einmal eine unfreundliche Miene zeigen. Benehmen Sie sich gegen Seine Kaiserliche Hoheit ganz so, wie wenn zwischen Ihnen und ihm nichts Besonderes vorgefallen wäre. Und seien Sie versichert, daß er selber dem Vorfall keine große Bedeutung beilegen wird. So lange man ihm seine Hunde, seine Spielsachen und seine Zechkumpane läßt, nimmt er alles übrige von der leichten Seite. Am Ende wäre er ja, wenn Sie seinen Antrag angenommen hätten, in eine noch größere Verlegenheit gekommen als durch die Zurückweisung. Fräulein Schafirow würde Ihnen darüber wahrscheinlich allerlei amüsante Dinge erzählen können, wenn sie es wollte."

In allem, was sie sagte, war ein Klang von Heiter-

keit, ja, von kaum zu bezähmendem Uebermut. Auch wenn ihr Mund nicht lachte, lachten doch ihre Augen, und sie warf ihren blühenden jungen Körper in den Kissen umher, als ließe ein überschäumendes Glücksgefühl sie nicht zur Ruhe kommen. Es war also kein Zweifel, daß mein Bericht über die Aeußerungen des Großfürsten sie nicht im mindesten erschreckt hatte, und ich brauche wohl kaum zu sagen, welche Bergeslast ihre ungetrübte Fröhlichkeit und Sorglosigkeit mir vom Herzen nahm. Als ich nach ihren letzten, für mich unverständlichen Worten in einem verlegenen Schweigen beharrte, lachte sie still in sich hinein und zog mich dann plötzlich zu sich empor, so daß ich mich, halb sitzend, halb liegend, auf dem Rande des Bettes befand, und daß ihre Lippen meinem Ohr ganz nahe waren, als sie mit raschem Atem flüsterte:

„Sagen Sie mir doch, kleine Darja: waren Sie schon einmal recht von Herzen verliebt?“

Meine Wangen glühten. Ich schämte mich wie ein Kind, dem man seine letzte Hülle genommen hat. Aber ich konnte nicht lügen.

„Ja, Kaiserliche Hoheit, ich glaube, daß ich es gewesen bin. Aber der, den ich liebte, war freilich noch ein Knabe.“

Nun lachte Katharina hell auf.

„Dann dürfen Sie gewiß sein, daß es nicht die rechte Verliebtheit gewesen ist. Mit einem Knaben kann man sich zur Not verheiraten lassen, wie gewisse Beispiele beweisen, aber man kann ihn unmöglich lieben. Freuen Sie sich also, kleine Unschuld, daß die herrlichste Offenbarung Ihnen noch bevorsteht. Eines aber müssen Sie mir versprechen: Sie müssen mich zu Ihrer Vertrauten machen, wenn das Wunder geschehen ist. — Oder

wollen Sie, daß ich ein wenig Vorsehung spielen und unter unseren Kavalieren den schönsten, klügsten und liebenswürdigsten für Sie aussuchen soll?"

„Hoheit geruhen zu scherzen. Für den schönsten, klügsten und liebenswürdigsten Kavalier wäre ich doch wohl ein gar zu unscheinbares und unbedeutendes Geschöpf."

„Nun, der allerschönste müßte es ja auch nicht gerade sein," stimmte sie schelmisch zu. „Den Kammerherrn Sergius Saltykow nehme ich von vornherein aus. Sie haben ja gehört, daß mein Herr Gemahl den für mich bestimmt hat."

„O, Kaiserliche Hoheit!"

„Warum machen Sie ein so entsetztes Gesicht? Ich meine es ganz ernsthaft. Für einen Ehemann ist es immer gefährlich, seine Frau merken zu lassen, daß er einen andern für begehrenswerter hält als sich selbst. Und nun gar in diesem Fall — —!"

Sie legte ihren Arm um meinen Nacken, zog mich vollends zu sich heran und küßte mich auf die Augen.

„So. Wissen Sie, warum ich das getan habe? Damit Sie in Zukunft blind sein sollen, für das, was Ihre Unschuld nicht wissen darf, und sehend für alles, was mich bedrohen könnte. Denn ich nehme Sie hiermit als meine beste Freundin ganz und gar für mich in Beschlag. Ich weiß, daß ich Ihrer Ehrlichkeit vertrauen darf wie der Ehrlichkeit meiner guten Fürstin Gagarin; aber ich glaube, daß Sie verschwiegener sein können als sie. Und eine verschwiegene Freundin ist das kostbarste Kleinod, wenigstens für eine arme, einsame, von hundert Spähern umlauerte Prinzessin." — — —

Es war beinahe drei Uhr morgens, als ich das

Schlafgemach verließ, nicht, weil die Großfürstin müde geworden wäre, mit mir zu plaudern, sondern weil dies, wie sie sagte, die Stunde war, zu der sich ihr Gatte einzufinden pflegte, wenn er in seinen Zimmern eine Nacht durchzecht hatte. Als ich mich, an der im Vorgemach schlummernden Kammerfrau vorüber, behutsam in mein Stübchen zurückstahl, mich geräuschlos im Dunkeln entkleidete und unter die Decke schlüpfte, ohne daß die Schwestern Schafirow erwacht wären, war ich nicht mehr dieselbe wie noch vor wenig Stunden. Meine Moralbegriffe wenigstens hatten in dieser kurzen Zeit eine seltsame Wandlung erfahren. Ich wußte, daß die Großfürstin Katharina den Kammerherrn Sergius Saltykow liebte, eine verheiratete Frau einen verheirateten Mann, und ich fühlte doch nichts von sittlicher Entrüstung über solche Sünde. Leuchtenden Antlitzes hatte sich Katharina auf die heiligen, unantastbaren Rechte der Jugend berufen. Und ihre strahlenden Augen hatten mich überzeugt, daß es nimmermehr ein Verbrechen sein konnte, was solche Glückseligkeit gebar.

---

6. Kapitel.

Nie werde ich meinen ersten Sommer in Oranienbaum vergessen. Vielleicht war er an Ereignissen, die des Erzählens wert wären, ärmer als irgendeiner in meinem späteren Leben, und doch ist er in das Buch meiner Erinnerungen eingezeichnet als einer der sonnigsten und glücklichsten Abschnitte meines Daseins.

Schon wenige Tage nach der unter Donner und Blitz geendeten Hasenjagd auf Tschoglokows Newainsel, viel früher, als man es erwartet hatte, erfolgte auf einen besonderen Befehl der Kaiserin die Uebersiedelung des großfürstlichen Hofes nach dem so malerisch am Gestade des Meeres gelegenen Sommersitz. Ich war entzückt von der Schönheit der Landschaft und der Größe des Parkes, in dem wir, wie mir Katharina versicherte, von nun an Tag für Tag nach Herzenslust umherstreifen sollten. Das von Menschikow erbaute Schloß zeigte, was die Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit seiner inneren Einrichtung betraf, zwar ähnliche Mängel, wie der eben verlassene Sommerpalast, aber man empfand die Enge und Kleinheit hier, inmitten einer weiten, herrlichen Natur, viel weniger lästig als dort, und die beschränkte Zahl der bewohnbaren Zimmer brachte außerdem die große Annehmlichkeit mit sich, daß wir wegen der Unmöglichkeit, sie unterzubringen, von einer erheblichen Anzahl ungern gesehener Gesellschafter befreit wurden.

Das unvermeidliche Ehepaar Tschoglokow mußten wir uns allerdings auch in Oranienbaum gefallen lassen; aber von den Ehrendamen der Großfürstin waren außer mir nur die Fürstin Gagarin und Frau Siniawin, eine Schwester des Kammerherrn Leo Narischkin, mitgenommen worden. So hatte Ihre Majestät es ausdrücklich angeordnet, und der Umstand, daß die Schwestern Schafirow zu ihrem nicht geringen Aerger hatten zurückbleiben müssen, konnte wohl als ein Beweis dafür gelten, daß die Kaiserin auf diese Art der Liaison ihres Neffen mit Martha Schafirow ein Ende zu machen wünschte. Unter den in Oranienbaum Vereinigten gab es gewiß niemanden, der die beiden Schwestern schmerzlich ver-

mißt hätte, und der Großfürst selbst schien die Trennung von seiner mageren Geliebten nicht allzu schwer zu empfinden.

„Mein Herr Gemahl liebt überhaupt nur im Winter," bemerkte Katharina einmal scherzend gegen mich, „im Sommer ist er viel zu sehr durch andere Passionen in Anspruch genommen, als daß ihm für die Frauen noch etwas übrig bleiben sollte."

Und ich sollte in der Tat bald erfahren, daß es sich wirklich so verhielt.

Von den Kavalieren, die uns begleitet hatten, wohnte keiner im Schloß selbst, sondern sie waren außerhalb desselben untergebracht worden, so gut oder so schlecht es sich eben tun ließ. Auch kehrte hier und da einer von ihnen auf Tage oder Wochen nach Petersburg zurück, und unbedingt treu blieben uns nur die beiden Saltykow, Leo Narischkin und Herr Siniawin, welchem letzteren die Großfürstin freilich gerne jeden gewünschten Urlaub erteilt haben würde. Denn diesen erst kürzlich zum Kammerherrn ernannten, unsympathischen Menschen liebte niemand; am allerwenigsten aber liebte ihn seine Gattin, die unglückliche Schwester unseres übermütigen Spaßmachers.

Sie war, wie man mir erzählte, noch vor wenig Jahren ein bildschönes Mädchen gewesen, dem neben vielen anderen glänzenden Kavalieren auch der Graf Iwan Iwanowitsch Schuwalow schwärmerische Huldigungen dargebracht hatte. In der Hofgesellschaft glaubte man allgemein, daß aus den beiden ein Paar werden würde; aber als dem Grafen Schuwalow die Sonne der kaiserlichen Huld aufging, war von dieser Heirat nicht mehr die Rede. Das war eine Enttäuschung, mit der sich die

arme Nariſchkin wohl ſchließlich abgefunden haben würde, denn es iſt am Ende ſelbſtverſtändlich, daß man alle Hoffnung begräbt, wenn man eine Kaiſerin zur Rivalin hat. Die alternde Eliſabeth aber mochte der verführeriſchen Macht ihrer Reize doch nicht mehr ſicher genug ſein, um auf eine noch weiter gehende Sicherung ihres neuen Beſitzes zu verzichten. So lange die Nariſchkin unvermählt blieb, gab es für den Grafen Schuwalow immer noch eine Möglichkeit, heimliche Beziehungen zu ihr zu unterhalten. Und deshalb mußte Hals über Kopf die Verheiratung der Aermſten erfolgen. Wie die Kaiſerin darauf verfallen war, ihr gerade dieſen abſcheulichen Siniawin zum Gatten zu beſtimmen, weiß ich nicht. Ein Beweis ihres Wohlwollens für die beſiegte Nebenbuhlerin war es ſicherlich nicht. Denn der finſtere und brutale Vierziger war gewiß der am wenigſten paſſende Gefährte für ein ſo zartes und feines Geſchöpf. Es hieß, daß die Nariſchkin verſucht habe, ſich zu töten, als ihr der kaiſerliche Wille offenbart worden war. Aber man hatte ſie rechtzeitig an der Ausführung ihres Vorhabens gehindert, und ſie hatte ſich zuletzt in das Unabänderliche gefügt, wie es ſchon ſo viele vor ihr hatten tun müſſen. Selten jedoch habe ich eine junge Frau geſehen, der die Qual einer verhaßten Ehe ſo leſerlich auf dem Geſicht geſchrieben ſtand wie ihr. Sie hatte das zwanzigſte Lebensjahr noch kaum überſchritten, und doch war ihre einſtige Schönheit faſt ganz verblüht. Ihre großen, traurigen Augen blickten müde, wie wenn ungezählte Tränen ihren Glanz ausgelöſcht hätten, und auf ihren ſchmalen, wachsbleichen Wangen brannten bei der leichteſten Erregung die runden Purpurflecken der Schwindſucht. Die Großfürſtin erzählte mir, daß ihr

Boerhave, der Leibarzt der Kaiserin, versichert habe, die Siniawin werde in längstens zwei Jahren der Auszehrung erlegen sein. Und ich will gleich hier bemerken, daß er mit seiner Prophezeiung recht behielt. Damals war die beklagenswerte junge Frau zwar noch nicht eigentlich krank; aber ihre körperliche Zartheit gestattete ihr beinahe niemals die Teilnahme an den oft recht strapaziösen Vergnügungen, denen wir anderen in der Fülle unserer Gesundheit und Jugendkraft uns unbedenklich hingeben durften. Und sie würde inmitten der sie umgebenden Fröhlichkeit recht einsam geblieben sein, wenn nicht Katharinas Gutherzigkeit immer aufs neue darauf bedacht gewesen wäre, sie aufzuheitern und zu zerstreuen. Ich zweifle nicht, daß die Großfürstin im innersten Herzen empört war über die Härte, zu der sich die Kaiserin durch ihre Eifersucht hatte hinreißen lassen, und daß sie sich verpflichtet fühlte, das Schicksal der Unglücklichen zu erleichtern, soweit es eben in ihre Macht gegeben war. Auch Leo Narischkin erwies sich seiner Schwester gegenüber stets so zartfühlend und liebevoll, daß ich ihm um dieser Ritterlichkeit willen gern alle die kleinen Bosheiten verzieh, mit denen er in der Folge auch mich nicht verschonte.

Einen prächtigen Menschen lernte ich während dieses Aufenthalts in Oranienbaum auch in dem Deutschen Pechlin kennen, dem Minister des Großfürsten für die Angelegenheiten seines Herzogtums Holstein. Als er zum erstenmal von Petersburg herübergekommen war, um Seiner Kaiserlichen Hoheit allerlei dringliche Affären zur Entscheidung zu unterbreiten, hatte ich mir bei seinem Anblick freilich nur mit Mühe das Lachen verbeißen können. Denn er machte wirklich eine sehr drol-

lige Figur. Von viel weniger als mittlerer Größe, war er dick wie ein Weinfäßchen und steigerte den komischen Eindruck seiner Gestalt überdies durch eine ungeheure Perücke, die ihn von weitem beinahe kugelrund erscheinen ließ. Es setzte mich in Erstaunen, daß die Großfürstin dies putzige Männchen so herzlich und zugleich so respektvoll begrüßte, wie es nur bedeutenden Persönlichkeiten gegenüber ihre Gewohnheit war; aber ich wunderte mich nicht mehr darüber, nachdem ich in Katharinas Gesellschaft einer Unterredung zwischen dem Großfürsten und seinem Minister beigewohnt hatte.

Es handelte sich um die Unterzeichnung wichtiger Schriftstücke, die nach Pechlins Erklärung schon längst hätten erledigt werden müssen. Aber Seine Kaiserliche Hoheit war auch heute nicht aufgelegt, sich mit diesen — wie er sie nannte — langweiligen und abgeschmackten Dingen zu befassen. Er hatte vor Pechlin im eigentlichen Sinne des Wortes die Flucht ergriffen und war in das Zimmer der Großfürstin gekommen, weil er sich dort vor dem Plagegeist sicher glaubte. Aber der wackere kleine Mann folgte ihm fast auf dem Fuße nach und machte dem eigensinnigen Prinzen so ernste und würdevolle Vorhaltungen über die Pflichten eines Regenten gegen seine Untertanen, daß mir's war, als ob seine kleine runde Gestalt immer höher empor wüchse, während der Großfürst, der statt einer vernünftigen Erwiderung, nur seine gewöhnlichen knabenhaften Grimassen hatte, eine immer kläglichere Rolle spielte. Als er sah, daß alle seine Vorstellungen ihn nicht zum Ziel brachten, wandte sich Pechlin ehrerbietig an die Großfürstin, um ihre Unterstützung zu erbitten. Und mit edlem Anstand fügte er hinzu, daß er es vorziehen würde, die Bürde

seines Amtes niederzulegen, wenn man ihn abermals unverrichteter Dinge nach Petersburg zurückkehren ließe.

„So beraten Sie sich doch, zum Henker, mit meiner Frau!“ schrie der Großfürst erbost dazwischen. „Sie ist ja so viel klüger als ich.“

Pechlin verbeugte sich dankend.

„Wenn Ihre Kaiserliche Hoheit einwilligt, mache ich mit Freuden von dieser Ermächtigung Gebrauch.“

Und auf ein zustimmendes Kopfneigen der Großfürstin ging er sofort daran, ihr die einzelnen Schriftstücke mit den nötigen Erläuterungen vorzulegen, während der Großfürst mit langen Schritten auf und nieder stelzte, hier und da eine alberne Bemerkung dazwischen werfend, die er, nach seinem jedesmaligen Gelächter zu schließen, für überaus witzig hielt. Katharina hörte dem Minister aufmerksam zu; zuweilen bewies sie durch eine Frage, wie ernsthaft sie den Dingen auf den Grund zu gehen wünschte, und jedesmal begehrte sie die Meinung Pechlins über die zu treffende Entscheidung zu hören. Aber sie war keineswegs immer seiner Ansicht. Mit liebenswürdiger Bescheidenheit, aber in klaren, wohlüberlegten Worten brachte sie dann ihre Gegengründe vor, und es war dem Mienenspiel des kleinen, dicken Mannes anzusehen, mit welcher Hochachtung ihn der scharfe Verstand und das sichere Urteil der fürstlichen jungen Frau erfüllten. Nur in einem einzigen Fall, wo es sich um die Bestrafung eines ungetreuen Beamten handelte, glaubte er der milderen Auffassung Katharinas gegenüber auf seinem strengen Standpunkt verharren zu müssen, und als sich die Großfürstin an ihren Gemahl wandte, damit er das letzte Wort in der Sache

spreche, bereitete es Seiner Kaiserlichen Hoheit ersichtlich lebhafte Genugtuung, ihr unrecht zu geben.

„Dem Kerl muß noch viel schlimmer mitgespielt werden," erklärte er. „Diese Spitzbuben sollen fühlen, daß die Hand ihres Herrn über ihnen ist, auch wenn er in der Ferne weilt. Lieber zehn Unschuldige ins Gefängnis, als daß ein Schuldiger frei ausgeht. Aber von der schweren Kunst des Regierens haben Frauen natürlich niemals einen rechten Begriff."

Er war offenbar sehr stolz, seine Ueberlegenheit auf so überzeugende Weise zum Ausdruck gebracht zu haben, und glaubte seiner Manneswürde jetzt nichts mehr zu vergeben, wenn er alle übrigen Entschließungen Katharinas zu den seinigen machte und die vorgelegten Schriftstücke ganz nach den von ihr geäußerten Ansichten vollzog. Dann fragte er, ob es nun endlich genug der Arbeit sei und verließ das Zimmer, nicht ohne — nach einer oft geübten liebenswürdigen Gewohnheit — auf der Schwelle noch einmal den Kopf zu wenden und gegen Pechlin die Zunge herauszustrecken.

Ein Wink der Großfürstin hatte den Minister bedeutet, zurückzubleiben. Und jetzt wurde ich zur Zeugin eines Gespräches, das mich mit neuer Bewunderung für meine Gebieterin erfüllte. Ich hatte mich noch nie um Politik gekümmert und wußte deshalb auch nichts davon, daß Dänemark einen Gesandten nach Petersburg geschickt hatte, um mit dem Großfürsten Peter über einen Austausch seines Herzogtums Holstein gegen Oldenburg zu verhandeln. Aus den Aeußerungen Katharinas entnahm ich, daß ihr Gemahl um der Versprechungen willen, die man ihm gemacht hatte, nicht abgeneigt sei, auf den

Vorſchlag einzugehen, daß ſie ſelber aber einen ſolchen Entſchluß für ſehr übereilt halten würde.

„Ich ſehe wohl ein," ſagte ſie, „daß dieſer Tauſch von großem Nutzen ſowohl für Rußland wie auch für den Großfürſten ſein könnte. Denn die beſtändigen Streitigkeiten mit Dänemark würden dadurch wohl auf die beſte Art beigelegt werden. Aber bei aller Rückſicht auf die Intereſſen des Reiches, zu deſſen künftigen Beherrſcher er auserſehen iſt, muß der Großfürſt doch auch auf die Hebung ſeines perſönlichen Anſehens bedacht ſein. Und in dieſem Augenblick würde ſein Nachgeben nur als ein weiteres Zeichen der Schwäche gedeutet werden, die ihm ohnedies zum Schaden ſeines Anſehens von aller Welt nachgeſagt wird. Es iſt doch gar kein Zweifel, daß auch hier wieder Graf Beſtuſchew ſeine Hand im Spiele hat, und ſtatt ihm abermals zum Gelingen einer Intrige zu verhelfen, ſollte der Großfürſt lieber beweiſen, daß er auch einmal ſeinen eigenen Willen haben kann. Nach meinem Dafürhalten wäre der Beſitz des Kieler Seehafens für Rußland an und für ſich viel vorteilhafter als die Hoheitsrechte über das noch viel weiter entlegene Oldenburg. Wenn aber höhere politiſche Intereſſen dennoch die Abtretung Holſteins fordern ſollten, ſo darf dieſe Abtretung doch erſt zu einem Zeitpunkt und unter Umſtänden erfolgen, die ſie der Welt als ein von dem Großfürſten aus freier Entſchließung gebrachtes Opfer und als einen Akt ſeiner eigenen ſtaatsmänniſchen Einſicht erſcheinen laſſen. Ich muß leider fürchten, daß mein Gemahl ſich über dieſe Notwendigkeit nicht hinlänglich klar iſt, und ich rechne deshalb um ſo beſtimmter auf Ihre Unterſtützung bei meinem Bemühen, die Annahme der däniſchen Vorſchläge vor der Hand noch zu hintertreiben."

Der Minister pflichtete ihr bei, und so viel ich weiß, sind ja auch bald nachher die Verhandlungen mit Dänemark an dem Widerstande des Großfürsten, der gewiß nicht seiner eigenen Klugheit und Charakterstärke zuzuschreiben war, gescheitert. Mir aber hat die damalige Erörterung, deren Gegenstand mich an und für sich sehr wenig interessierte, wohl nur deshalb einen so tiefen Eindruck gemacht, weil sie mich zum erstenmal ahnen ließ, ein wie starker, männlicher Geist und eine wie feste Zuversicht auf eine glänzende, ruhmvolle Zukunft sich hinter der liebenswürdigen Bescheidenheit und der harmlosen Heiterkeit der jungen Großfürstin verbarg. Weder ihre nächste Umgebung, die sie als eine reine Verkörperung sorglosen Frohsinns anschwärmte, noch die Kaiserin, die sie mit immer wachem Mißtrauen belauern ließ, oder ihre Gegner, denen sie — wie namentlich dem Grafen Bestuschew — schon seit dem Tage ihrer Ankunft im Wege war, ließen sich von ihrem Interesse an politischen Dingen etwas träumen. Pechlin war vermutlich der einzige, der davon wußte, weil sie eben seines Beistandes nicht entraten konnte. Und der treffliche Mann, der leider schon wenige Jahre später aus dem Leben scheiden sollte, hat sich bis zu seinem letzten Augenblick ihres Vertrauens würdig erwiesen.

Wäre ich dem Versprechen treu geblieben, daß ich meinem hochmögenden Gönner Bestuschew gegeben, so hätte ich es freilich für meine Pflicht halten müssen, den Großkanzler selbst oder zum mindesten Madame Tschoglokow von dem Inhalt der eben angehörten Unterredung in Kenntnis zu setzen. Aber es bedarf keiner Versicherung, daß ich mir lieber die Zunge abgebissen hätte. Die Geheimnisse der Großfürstin, die großen wie die kleinen,

konnten damals wirklich nirgends besser aufgehoben sein wie bei mir, und das hatte seinen Grund nicht nur in meiner grenzenlosen Anhänglichkeit an sie, sondern mindestens ebensosehr in der Tatsache, daß ich in gar vielen bedenklichen Dingen nicht nur ihre Mitwisserin, sondern auch ihre Mitschuldige war.

Das galt vor allem von meiner Begünstigung ihres Verkehrs mit Sergius Saltykow. Nachdem es der Bezauberungskunst Katharinas einmal gelungen war, mein Gewissen einzuschläfern, hatte ich mich mit solchem Feuereifer zur Beschützerin ihrer sträflichen Leidenschaft gemacht, als handle sich's nicht darum, fortgesetzt einen Gatten und eine Gattin zu hintergehen, sondern um das beste und verdienstlichste Werk von der Welt. Madame Saltykow freilich war leicht getäuscht, denn sie befand sich weit von hier auf einer Besitzung ihres flatterhaften Gemahls. Der Großfürst aber hatte oder erheuchelte regelrechte Anwandlungen von Eifersucht, und in solchen Augenblicken hätte sein niemals ganz entschlummertes Mißtrauen wohl einmal recht gefährlich werden können.

Die Voraussage der Großfürstin, daß Seine Kaiserliche Hoheit mir die unzweideutige Abweisung nicht lange nachtragen würde, hatte sich zwar erfüllt. Sein Schmollen hatte kaum länger als vierundzwanzig Stunden gewährt; dann hatte er sich wieder gegen mich benommen, als wäre nichts geschehen. Um sein Vertrauen aber hatte ich mich doch gebracht, und es war offenkundig, daß er mich zu der Partei Katharina-Saltykow, also zu denen rechnete, die es darauf abgesehen hatten, ihn zu betrügen. Seine gelegentlichen Anspielungen, die fein und diplomatisch sein sollten, aber immer rechtschaffen plump herauskamen, konnten mich darüber nicht im Ungewissen

lassen. Wenn ich also meiner angebeteten Großfürstin nicht mehr schaden als nützen wollte, muße ich bei den Diensten, die ich ihr erwies, mit äußerster Vorsicht, ja, hier und da mit wirklicher Verschlagenheit zu Werke gehen. Und ich mußte mich dabei nicht nur vor der Spionage des Großfürsten und der beiden Tschoglokow, sondern auch, was mir viel schwerer wurde, vor den scharfen Augen der Fürstin Gagarin hüten. Katharinas große Zuneigung für mich hatte in dem Herzen der guten Fürstin, trotz ihrer wiederholten Versicherung des Gegenteils, doch allgemach etwas wie Eifersucht entstehen lassen. Und dazu kam, daß ihr der schöne Sergius Saltykow aus irgendwelchen Gründen bis in den Tod zuwider war. Weder ihm selbst noch der Großfürstin machte sie ein Hehl aus dieser Abneigung. Und wenn sie auch viel zu treu und von zu ehrenhafter Gesinnung war, um in bewußter Absicht etwas für Katharina Nachteiliges zu tun, so bestand doch eine unaufhörliche Gefahr, daß sie von einer Aufwallung des Grolls hingerissen, durch ihre unausrottbare Schwatzhaftigkeit Unheil anrichten könnte.

Leo Narischkin und ich mußten uns demnach während dieses unvergeßlichen Sommers in die Aufgabe teilen, Katharinas Liebe gegen alle sie umdrohenden Fährlichkeiten zu beschirmen. Wenn er, wie ich noch heute glaube, selber in die Großfürstin verliebt war, so verdient die Selbstverleugnung, mit der er auf die Förderung ihres Glückes bedacht war, aufrichtigste Bewunderung. Denn eigentlich war er es, der immer neue Möglichkeiten für ein verstohlenes Zusammentreffen der Liebenden auszukundschaften und sowohl den Großfürsten wie den Hofmarschall Tschoglokow mit der treuherzigsten Miene

von der Welt an der Nase herumzuführen wußte. In seiner Eigenschaft als alleiniger Maître de plaisir ersann er die lustigsten und wunderlichsten Veranstaltungen zu keinem anderen Zweck als dem eben genannten, und er tat sich, wenn wir Eingeweihten miteinander allein waren, nicht wenig zugute auf diesen oder jenen besonders gelungenen Streich. Sehr rühmenswert war ja das alles gewiß nicht; aber es war jedenfalls äußerst vergnüglich. Und wir waren allesamt so jung, so voll Lebensfreude und Lebensdurst, daß man wohl ein etwas pharisäischer Sittenrichter sein müßte, um uns erbarmungslos zu verdammen.

Wie sie es mir im voraus angekündigt hatte, gab sich die Großfürstin hier in Oranienbaum mit einer wahren Wollust ihrer Leidenschaft für das Reiten hin. Und wenn ich auch nicht die geringste Aussicht hatte, es ihr an Meisterschaft in dieser schwierigen Kunst jemals gleichzutun, so hielt ich mich doch viel besser im Sattel, als ich es nach dem ziemlich unglücklichen Ausfall meiner ersten Versuche zu hoffen gewagt hatte. Und ich bekam von unseren Kavalieren viele artige Komplimente über mein Aussehen zu hören, als ich mich zum erstenmal in dem Reitkostüm blicken ließ, das ich mir auf den ausdrücklichen Wunsch Katharinas nach dem Muster des ihrigen hatte anfertigen lassen. Sie war nämlich von jeher eine Feindin des ebenso unbequemen wie unsicheren Damensattels gewesen, und hatte ein volles Vergnügen am Reiten nur dann, wenn sie nach Männerart zu Pferde sitzen konnte. Unter den Augen der Kaiserin freilich wagte sie es nicht, durch eine so kühne Neuerung von der hergebrachten Sitte abzuweichen, hier aber glaubte sie ihrer Liebhaberei unbedenklich nachgeben zu dürfen. Wenn auch Schloß Peter-

hof, wo Ihre Majestät zur Zeit residierte, kaum eine Stunde von Oranienbaum entfernt war, so hatte sich die Kaiserin doch noch niemals herbeigelassen, die jungen Herrschaften zu besuchen, und eine unliebsame Ueberraschung von dieser Seite war also kaum zu befürchten. Madame Tschoglokows anfängliche Bedenklichkeiten waren durch unsere vereinten Bitten und Schmeicheleien zerstreut worden; der Großfürst wurde um seine Meinung natürlich überhaupt nicht gefragt, und Narischkins Vorschlag, daß wir alle, die Damen wie die Herren, uns in eine bequeme Sommeruniform von gleicher Farbe und von gleichem Schnitt kleiden sollten, damit wir vor dem Reiten wie vor der Tafel des lästigen Toilettenwechsels überhoben wären, wurde mit jubelnder Zustimmung zum Beschluß erhoben. Sergius Saltykow entwarf das ebenso einfache als kleidsame Kostüm, und Katharina nahm für ihre und für meine Person an diesem Modell diejenigen Veränderungen vor, die ihr geeignet schienen, die Vorzüge eines guten Wuchses noch wirkungsvoller zur Geltung zu bringen. Der Erfolg unseres ersten Auftretens in Herrentracht war —innerhalb unseres intimen Kreises wenigstens — ein geradezu glänzender. Man verglich Katharina mit einem Adonis und mit allen möglichen anderen mythologischen und historischen Jünglingsschönheiten; mir aber flüsterte Leo Narischkin zu, daß ich, wenn der alte Zeus noch lebte, sicherlich das Schicksal des Ganymedes erfahren würde. Und ich muß wohl glauben, daß ich in der Tat nicht ganz übel aussah, da sogar der finstere und wortkarge Herr Siniawin sich bei meinem Anblick zu einer Schmeichelei aufraffte.

In diesen bequemen Anzügen trieben wir uns nun bei Regen wie bei Sonnenschein, immer im Herrensattel

reitend, draußen umher, manchmal in Begleitung des Großfürsten, noch häufiger aber ohne seine, von niemanden entbehrte Gesellschaft. Denn Seine Kaiserliche Hoheit war zumeist durch wichtigere Dinge in Anspruch genommen. Konnte er in Petersburg nur seine Bleisoldaten exerzieren lassen, so hatte er sich hier eine Kompagnie lebendiger Krieger zusammengestellt, und man mußte ihm das Zugeständnis machen, daß er es mit seinen Pflichten als ihr Höchstkommandierender verzweifelt ernst nahm.

In früheren Jahren, wie man mir erzählte, hatten sich's sämtliche in Oranienbaum anwesenden Kavaliere, die Kammerherren, wie die übrigen Hofchargen, gefallen lassen müssen, in die Kompagnie eingereiht zu werden, und ich glaube gern, daß die militärischen Uebungen, denen sie sich zu unterziehen hatten, sehr wenig nach ihrem Geschmack waren. In diesem Sommer aber hatten nur die Adjutanten des Großfürsten das Vergnügen, in Reih' und Glied mit den Jägern, Gärtnern, Lakaien und sonstigen niederen Hofbedienten nach den mit schreiendet Stimme erteilten Befehlen Seiner Hoheit zu exerzieren. Der Anblick, den diese improvisierte Armee bei ihren soldatischen Manövern gewährte, war zwar nichts weniger als martialisch und imposant; aber dem Großfürsten fehlte glücklicherweise jedes Empfinden für die unfreiwillige Komik seines Beginnens. Wenn er mit gezogenem Degen vor der Front stand, war er ganz Feuer und Flamme, tobte und schrie sich heiser, wenn die Anstelligkeit der Rekruten seinen Erwartungen nicht entsprach, und fühlte sich offenbar unbeschreiblich wohl, wenn die Gänge des Schlosses von dröhnenden Marschschritten und dem Geklirr der Waffen widerhallten. Wie innig wir anderen diese Marotte segneten, brauche ich kaum zu

sagen. Sie befreite uns während vieler Tagesstunden von der bedrückenden Gegenwart des Prinzen und machte ihn bei seiner schwächlichen Konstitution so müde, daß er bei den abendlichen Bällen, mit denen wir unser lustiges Tagewerk beschlossen, gewöhnlich nur für eine kurze Zeit als schläfriger und gelangweilter Zuschauer zugegen blieb. Auch Madame Tschoglokow, die sich in gesegneten Umständen befand, war in der Regel genötigt, sich frühzeitig zurückzuziehen; ihr täppischer Gemahl war zu einfältig und zu leicht düpiert, um etwas zu sehen, und wir konnten uns deshalb bei diesen, bis tief in die Nacht hinein ausgedehnten Amüsements alle Freiheiten herausnehmen, nach denen unsere jugendliche Ausgelassenheit Verlangen trug.

Ob nun aber einige von uns in ihrem Uebermut schließlich doch vielleicht zu weit gegangen waren oder ob irgendein abscheulicher Verräter gehässig entstellte Berichte über unser Tun und Treiben nach Peterhof getragen hatte, jedenfalls wurde Madame Tschoglokow eines Tages zur Kaiserin befohlen, und ich sehe sie noch sehr deutlich vor mir, wie sie nach ihrer Rückkehr höchst echauffiert und in zorniger Erregung zu uns, das heißt: zu der Fürstin Gagarin und mir ins Zimmer trat. Sie war von Ihrer Majestät mit allen Zeichen der Ungnade empfangen worden und hatte über die Art, wie sie ihren Pflichten als Oberhofmeisterin nachkam, die unangenehmsten Dinge hören müssen.

„Die Kaiserin ist empört über die Sittenlosigkeit, die hier in Oranienbaum herrschen soll. Und natürlich macht sie mich für alles verantwortlich: für die klägliche Rolle, die man ihren Neffen spielen läßt, für die Dreistigkeit des Kammerherrn Sergius Saltykow gegen die

Großfürstin, für die unschickliche Maskerade der Hofgesellschaft, für das Reiten der Großfürstin im Herrensattel, und schließlich sogar noch für etwas, was doch wahrlich einzig und allein auf die Rechnung des Großfürsten kommt, nicht auf die meinige."

Die Gagarin stellte sich verständnislos und wollte durchaus erfahren, worauf sich dieser letzter Vorwurf bezogen habe. Unter dem Druck des Bedürfnisses, ihrem empörten Herzen Luft zu machen, ließ sich Madame Tschoglokow in der Tat nicht lange um eine nähere Erklärung bitten.

„Ihre Majestät war der Meinung, daß nur die unsinnige Reitpassion der Großfürstin schuld daran sei, wenn man nach siebenjähriger Ehe noch immer vergeblich auf einen Thronerben warten müsse. Und als ich mir zu erwidern erlaubte, daß meines Wissens seit Erschaffung der Welt noch nie wieder aus nichts etwas entstanden sei, fiel sie gleichsam aus den Wolken. Sie wollte mir durchaus nicht glauben, daß es in dem ehelichen Leben der großfürstlichen Herrschaften bisher an dem Allerwichtigsten gefehlt habe. Und ich mußte sehr offenherzig über meine Beobachtungen reden, ehe es mir gelungen war, sie davon zu überzeugen. Nie habe ich Ihre Majestät in ähnlicher Aufregung gesehen als über diese Enthüllung. Weil sie ihren Zorn aber immer an dem auslassen muß, den sie eben vor sich hat, mußte zuletzt doch wieder ich die eigentlich Schuldige sein. Der Großfürst und die Großfürstin seien als zwei ahnungslose Kinder in die Ehe getreten. Und als eine erfahrene, glücklich verheiratete Frau hätte ich die Pflicht gehabt, sie aufzuklären und ihnen zum Bewußtsein zu bringen, was sie der Erhaltung der Dynastie schuldig seien. Mit

dem Befehl, das Versäumte so bald und so gründlich wie möglich nachzuholen, wurde ich entlassen. Ist das nicht die lächerlichste Sache von der Welt?"

Um die Lippen der Gagarin zuckte es in der Tat. Aber es war ein sehr sarkastisches Lächeln.

„Vielleicht hat die Kaiserin nicht so unrecht," sagte sie heuchlerisch, „und man müßte wenigstens versuchen, ihr zu gehorchen."

Madame Tschoglokow machte große Augen.

„Ja, wollen Sie mir vielleicht mitteilen, wie man das anzufangen hätte?"

„Von Ihrer Kaiserlichen Hoheit darf man allerdings nicht verlangen, daß sie in diesem Fall die Lehrmeisterin ihres Gemahls machen solle. Und ich glaube sehr gern, daß weder die schiefgewachsene Prinzessin von Kurland noch das ausgedörrte Fräulein Schasirow die geeigneten Persönlichkeiten für eine so delikate Aufgabe waren. Aber es sollte doch wohl nicht ganz unmöglich sein, eine solche Persönlichkeit zu finden."

„Sie meinen also wirklich, daß man sich einen Erfolg versprechen dürfte, wenn man dem Großfürsten zu der Bekanntschaft mit einer — nun, sagen wir, einer recht erfahrenen jungen Dame verhilft?"

„Ich wüßte wenigstens nicht, wie Sie auf andere Weise den Wünschen der Kaiserin entsprechen könnten."

Man sah, daß der Vorschlag bei Madame Tschoglokow nicht auf undankbaren Boden gefallen war. Sie versank in Nachdenken, und nach einer Weile erklärte sie:

„Ich werde mit Bresson, dem neuen Kammerdiener des Großfürsten, über die Sache sprechen. Er hat große Gewalt über seinen Herrn und ist in solchen Sachen vortrefflich zu gebrauchen. Nur möchte ich nicht gerne ohne

das Einverständnis der Großfürstin operieren, und ich fürchte — —"

„Fürchten Sie nichts," versicherte die Gagarin. „Ich übernehme die volle Verantwortung, daß, wenn Ihr Vorhaben gelingt, die Großfürstin Sie niemals um die Mittel befragen wird, deren Sie sich dazu bedient haben."

Ich hatte während dieser Unterhaltung wie auf Nadeln gesessen, und sobald die Oberhofmeisterin uns verlassen, fragte ich mit kaum verhehltem Unwillen die Fürstin, was sie veranlaßt habe, sich einen so sonderbaren Scherz mit Madame Tschoglokow zu erlauben. Aber sie sah mich kopfschüttelnd an.

„Warum einen Scherz? Es ist mir durchaus ernst gewesen mit meinem Rat. Und Sie, meine liebe Darja, sollten noch lebhafter wünschen als ich, daß es ein guter Rat gewesen sein möge."

„Nein, gewiß nicht!" rief ich. „Und die Großfürstin würde in tiefster Seele empört sein, wenn sie jemals erführe, auf welche Weise Sie ihr zu ihrem Glück verhelfen wollten."

„Wer spricht auch von Glück? Sie wissen doch wohl besser als ich, daß Ihre Kaiserliche Hoheit längst aufgehört hat, das Glück von ihrem Gemahl zu erwarten. Wenn sie es auf andere Weise gefunden hat — wir beide, Sie und ich, gönnen es ihr gewiß von Herzen. Aber wir dürfen nicht erwarten, daß auch andere so nachsichtig darüber urteilen. Und es wäre gewiß nicht gut für unsere fürstliche Freundin, wenn ihr heimliches Einverständnis mit Sergius Saltykow eines Tages gewisse natürliche Folgen hätte, die nach Lage der Dinge von

niemandem, am allerwenigsten von ihm selbst, als ein Verdienst ihres Gatten angesehen werden könnten. Verstehen Sie nun, weshalb wir den Bemühungen der Madame Tschoglokow von Herzen einen raschen und vollständigen Erfolg wünschen müssen?"

Nun verstand ich es allerdings und sah ein, daß Katharina in der Fürstin Gagarin, wenn nicht eine treuere, so doch jedenfalls eine viel klügere Freundin hatte als in mir. Aber ich fühlte mich zugleich sehr niedergeschlagen und bedrückt, denn an eine Möglichkeit dieser Art hatte ich bisher nicht gedacht. Und von jenem Tage an wurde es mir viel weniger leicht als bisher, die Liebesbotin zwischen Katharina und ihrem Herzensfreunde zu machen. —

Seit Madame Tschoglokows unerfreulicher Audienz bei der Kaiserin mochte eine Woche oder etwas darüber vergangen sein, als man bei Hofe über eine neue Liebschaft des Großfürsten zu spötteln anfing, die wohl als eine Heimlichkeit angesponnen worden war, infolge seiner Ungeschicklichkeit, irgend etwas zu verbergen, aber sehr bald von aller Welt bemerkt werden mußte. Diesmal handelte es sich zur allgemeinen Ueberraschung nicht um eine der bei Hofe verkehrenden Damen, auf die sich, der größeren Bequemlichkeit halber, die Neigung Seiner Kaiserlichen Hoheit bisher beschränkt hatte, sondern um eine in Oranienbaum lebende junge Frau, von der bis jetzt keiner von uns etwas gewußt hatte. Sie war die Witwe eines aus den Niederlanden stammenden Malers namens Groot, und es hieß, daß Madame Tschoglokow ihre Bekanntschaft gemacht habe, als sie sich mit irgendeinem Bittgesuch an die Oberhofmeisterin gewendet hatte.

Wir alle brannten natürlich vor Neugier, sie zu sehen, und da sie beinahe allabendlich auf das Schloß kam, um — vermeintlich unbemerkt — in den Gemächern des Großfürsten zu verschwinden, hatten wir Gelegenheit genug, unseren Wissensdurst zu befriedigen. Sie war eine allerliebste, rundliche Person von vierundzwanzig oder fünfundzwanzig Jahren, aber durchaus nicht von dem Aussehen einer Vestalin. Inwieweit sie von der Tschoglokow über ihre Aufgabe instruiert worden war, vermag ich nicht zu sagen; aber es scheint, daß sie von vornherein nicht den Ehrgeiz hatte, den Thronfolger dauernd an sich zu fesseln. Denn sie machte sich niemals aufdringlich bemerkbar und verschwand schon nach kurzer Zeit ebenso plötzlich aus unserem Gesichtskreise, als sie darin aufgetaucht war. Auf die Stimmung des Großfürsten aber übte diese Liaison ersichtlich den allergünstigsten Einfluß. Er stolzierte umher wie ein aufgeblasener Puter und gefiel sich uns Damen gegenüber mehr denn je in den bedenklichsten Scherzen. Die Tschoglokow und die Gagarin sah ich zu dieser Zeit sehr häufig die Köpfe zusammenstecken, und Sergius Saltykow war niemals dreister und übermütiger aufgetreten als eben jetzt. Die Großfürstin aber zeigte gegen mich neuerdings ein auffallend stilles und zurückhaltendes Wesen. Es war beinahe, als ob sie vor mir etwas zu verbergen wünschte, dessen sie sich schämte. Und ich ahnte genug von dem Zusammenhange der Dinge, um kein Verlangen nach einer weiteren Lüftung des Schleiers zu fühlen, mit dem gewisse Dinge von den beteiligten Person verhüllt wurden.

Sicher ist nur, daß das Mißtrauen und die Abneigung, die ich im Beginn unserer Bekanntschaft gegen den schönen Sergius gefühlt hatte, um diese Zeit von

neuem in mir erwachten, daß ich die Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit seines Wesens mit jedem Tage deutlicher empfand, und daß der lustige Sommeraufenhalt in Oranienbaum für mich bei weitem nicht so heiter und sonnig zu Ende ging, als er begonnen hatte.

---

7. Kapitel.

Mit dem Eintritt der kalten Jahreszeit nach Petersburg zurückgekehrt, rüsteten wir uns in der ersten Hälfte des Dezember zur Reise nach Moskau, wo der Winter zugebracht werden sollte. Ich freute mich darauf, alle die Stätten wiederzusehen, an denen ich mit Gregor Potemkin so stolze Luftschlösser gebaut hatte, aber ich dachte an jene kindlichen Träume bereits zurück wie an eine weit hinter mir liegende Zeit. Die kurze Reihe von Monaten, während deren ich die Luft des großfürstlichen Hofes geatmet, hatte mich wissend werden lassen in gar vielen Dingen, die mir bei meinem Eintreffen in Petersburg noch ein siebenmal versiegeltes Buch gewesen waren. Ich kam mir um Jahre gealtert vor, und ich hatte nur noch ein halb mitleidiges, halb wehmütiges Lächeln für jene törichten Phantasien, in denen Gregor Potemkin und ich die Rolle des glücklichen Paares gespielt hatten.

Da wir im Gefolge der Kaiserin reisten, wurde die Fahrt mit jener unsinnigen Schnelligkeit zurückgelegt,

die für Ihre Majestät Bedürfnis war. Die Pferde wurden unzählige Male gewechselt, und doch gingen viele der armen Tiere an den unerhörten Zumutungen zugrunde, die man an ihre Kräfte stellte. Nicht nur für uns untergeordnete Sterbliche, sondern auch für die Großfürstin wurde diese überhastete Reise doppelt anstrengend durch den Umstand, daß die Kaiserin auf allen Stationen für sich und ihre Umgebung die besten Quartiere in Anspruch nahm, und daß wir uns oft genug mit einer Unterkunft begnügen mußten, die kaum noch menschenwürdig zu nennen war. Das schien mir um so unverantwortlicher, als Ihre Kaiserliche Hoheit sich sehr wenig wohl fühlte und nach ihrer eigenen Meinung in einem Zustande war, der die größte Schonung geboten hätte. Aber sie ertrug alle Unbequemlichkeiten und körperlichen Beschwerden mit jener liebenswürdigen Standhaftigkeit, die ihr in allen schwierigen Lagen ihres Lebens eigentümlich geblieben ist. Und sie bewahrte ihre gute Laune, wenigstens in Gegenwart anderer, auch dann noch, als ihr Befinden sich während des letzten Teiles der Reise ernstlich zu verschlimmern begann. Die Kaiserin und ihr Gefolge hatten inzwischen doch einen zu beträchtlichen Vorsprung gewonnen, als daß wir den Leibarzt Boerhave hätten zu Rate ziehen können, und so war Katharina einzig auf den Beistand ihres Wundarztes Gyon angewiesen, zu dem sie großes Vertrauen hatte, während ich selber niemals eine sehr hohe Meinung von seiner ärztlichen Kunst gewinnen konnte.

Zum erstenmal wohl geschah es, daß wir die Anwesenheit der Madame Tschoglokow, die wegen ihrer kürzlich erfolgten Entbindung noch in Petersburg zurückgeblieben war, schmerzlich vermißten. Denn ihre Er-

fahrung wäre sicherlich gerade jetzt von besonderem Nutzen gewesen. Es gewann nämlich immer mehr den Anschein, als ob die kaum erwachten Hoffnungen auf ein glückliches Ereignis in der großfürstlichen Familie durch die fast unerträglichen Strapazen dieser Reise wieder zerstört werden sollten. Und auf der letzten Station vor Moskau traten denn auch wirklich Erscheinungen ein, die solcher Befürchtung recht gaben.

Geschwächt von den ausgestandenen Schmerzen und von einem starken Blutverlust, kam die arme Großfürstin in Moskau an. Aber statt sich in einer behaglichen Umgebung erholen zu können, mußte sie eine Menge neuer Widerwärtigkeiten über sich ergehen lassen. Denn die Wohnungsverhältnisse waren hier noch hundertmal schlechter als im Petersburger Sommerpalast.

Der für die großfürstlichen Herrschaften bestimmte Flügel des an der Sloboda gelegenen Schlosses war ganz aus Holz gebaut und erst im Spätherbst fertiggestellt worden. Wie alle auf Befehl der Kaiserin errichteten Gebäude, hatte auch dies innerhalb einer so kurzen Zeit vollendet werden müssen, daß von irgendwelcher Sorgfalt bei der Ausführung nicht hatte die Rede sein können. Unter den fünf Zimmern der Großfürstin war nicht ein einziges, das man auch nur als halbwegs wohnlich hätte bezeichnen dürfen. Ueberall lief das Wasser an den Wänden herab, und sämtliche Räume waren erfüllt von einem unangenehm muffigen Geruch, der sich weder durch Räucherungen noch durch starkes Heizen vertreiben ließ. Fenster und Türen schlossen so schlecht, das Wind und Feuchtigkeit durch hundert Ritzen ungehinderten Zutritt fanden. Und eine besonders widerwärtige Beigabe war das Ungeziefer, von dem es im ganzen Hause wimmelte.

Alle diese Uebelstände schienen der Kaiserin, die natürlich sehr viel besser untergebracht war, vollständig unbekannt zu sein. Wie hätte man es sonst erklären sollen, daß sie der Großfürstin am Tage ihrer Ankunft noch zwei weitere Damen nebst einigen Kammerfrauen und Dienerinnen zuteilen ließ. Mich einbegriffen, war die weibliche Umgebung Ihrer Kaiserlichen Hoheit, der sie innerhalb ihrer Gemächer Wohnung und Verpflegung zu gewähren hatte, damit auf nicht weniger als achtzehn Köpfe angewachsen. Und wenn ich auch für mich glücklich die Erlaubnis erwirkte, in meinem eigenen Hause schlafen zu dürfen, so blieb doch immer noch die Sorge für die übrigen siebzehn, die hier, in einem kaiserlichen Palast, wirklich beinahe schlimmer daran waren als in einem Gefängnis.

Als gemeinsamer Schlafraum mußte ihnen das unmittelbar neben dem Schlafgemach Ihrer Kaiserlichen Hoheit gelegene Toilettenzimmer der Großfürstin angewiesen werden, eine mäßig große, mit drei Fenstern versehene Stube, in der sich die Bejammernswerten auf eng aneinander gerückten Lagerstätten zusammengepreßt sahen, wie Schafe in ihrem Pferch. Die Luft, die zur Nachtzeit in diesem feuchten, muffigen Raume herrschte, läßt sich ebenso schwer beschreiben als sie sich atmen ließ. Und das schlimmste war, daß die Tür nach dem Schlafgemach der Großfürstin den einzigen Zu- und Ausgang bildete.

Man kann sich leicht vorstellen, was namentlich dieser letzte Umstand für die durch volle vierzehn Tage an das Bett gefesselte Katharina bedeutete. Bei Tage wie bei Nacht gab es ein unabläßiges Kommen und Gehen durch ihr Krankenzimmer, und die spanischen Wände, durch

deren Aufstellung man den Uebelstand zu mildern suchte, änderten sehr wenig an der Widerwärtigkeit dieser ewigen Störungen.

Wäre Madame Tschoglokow dagewesen, so würde vielleicht bald für Abhilfe gesorgt worden sein; jetzt aber gab es niemanden, der sich bei Ihrer Majestät zu beschweren gewagt hätte. Der Großfürst, der in seinen sechs nach hinten gelegenen Gemächern für die eigenen Bedürfnisse Platz genug hatte, zuckte nur gleichgültig die Achseln, wenn er auf das Unerträgliche der Verhältnisse aufmerksam gemacht wurde. Und Katharina selbst war, wie immer, ängstlich darauf bedacht, alles zu vermeiden, was sie in den Augen der Kaiserin als unzufrieden und anspruchsvoll erscheinen lassen konnte.

Glücklicherweise ließ sich Elisabeth am elften oder zwölften Tage nach ihrer Ankunft endlich herbei, die kranke Großfürstin zu besuchen, und sie war über das unaufhörliche Oeffnen und Schließen der Türen während ihrer Anwesenheit so erzürnt, daß sie noch am nämlichen Tage eine Schar von Handwerkern schickte, die eine Wand durch das Toilettenzimmer ziehen und anstelle des einen Fensters eine Tür ausbrechen mußten, von der aus eine schmale und steile hölzerne Treppe auf die Straße hinabführte. Die unglücklichen Damen und Dienerinnen des Hofstaates sahen zwar durch diese Maßnahmen ihren ohnehin so beschränkten Schlafraum noch um ein volles Drittel verkleinert und wurden überdies in die Notwendigkeit versetzt, bei jedem Wetter über die Straße zu gehen, wenn sie aus diesem Raume in eines der anderen Gemächer gelangen wollten; aber das Schlafgemach der Großfürstin hatte nun endlich aufgehört, ein Durchgang

für alle Welt zu sein, und schließlich war es doch gerade das gewesen, was wir alle gewünscht hatten.

Das Leben am jungen Hofe war während dieser und der folgenden Wochen nichts weniger als amüsant. Die Kaiserin war noch immer sehr verstimmt, und sie gab ihrer Verdrießlichkeit bei den verschiedensten Gelegenheiten so unverhohlenen Ausdruck, daß das Bewußtsein ihrer Ungnade schwer und bedrückend auf uns allen lastete. An einem der letzten Tage des Januar war zwar zugleich mit der wiedergenesenen Madame Tschoglokow auch Sergius Saltykow angekommen; aber seine Anwesenheit bedeutete für Katharina viel mehr eine schmerzliche Enttäuschung als eine Erfüllung der sehnsüchtigen Hoffnungen, denen sie mir gegenüber oft genug Ausdruck gegeben hatte. Denn sie war viel zu feinfühlig und scharfblickend, um nicht sehr bald wahrzunehmen, daß die Leidenschaft des schönen Sergius inzwischen eine beträchtliche Abkühlung erlitten hatte. Er zeigte sich immer seltener und ließ die Großfürstin trotz gegebener Versprechungen sehr oft vergeblich auf sich warten. Als Vorwand dienten ihm entweder die weiten Entfernungen, die ja allerdings den gesellschaftlichen Verkehr in Moskau sehr erschweren, oder er spielte sich auf den Vorsichtigen hinaus, der nicht durch ein allzu häufiges Erscheinen bei Hofe dem Argwohn der Kaiserin und des Großfürsten neue Nahrung zuführen wolle. Ich zweifle sehr, daß Katharina an die Aufrichtigkeit dieser Erklärungen glaubte; aber ihre Liebe war damals noch zu groß, als daß sie es über sich gewonnen hätte, durch hartnäckiges Schmollen die Gefahr eines Bruches heraufzubeschwören. Immer wieder gab sie sich den Anschein, durch die Ausreden des Unbeständigen überzeugt und versöhnt zu sein;

immer wieder zeigte sie ihm, wenn er ihr die Gnade seiner Gesellschaft erwies, ihr liebenswürdigstes Gesicht. Ich aber fand sie oft genug in Tränen, und meine Abneigung gegen Sergius Saltykow war jetzt fast noch größer als der Widerwille, den die Fürstin Gagarin dem Kammerherrn von Anfang an gezeigt hatte. Da ich ebensowenig heucheln konnte wie sie, gab es um diese Zeit wegen meines unfreundlichen Benehmens gegen Saltykow mancherlei kleine Verstimmungen zwischen der Großfürstin und mir, und ich empfand es als eine große Erleichterung, daß sie mich infolgedessen nicht mehr dazu benutzte, ihrem Freunde heimliche Botschaften auszurichten oder die Vermittlerin verstohlener Zusammenkünfte zu machen. Sie bedurfte ja auch meiner nicht mehr dazu; denn sie hatte eine andere, einflußreichere Beschützerin ihrer Liebe gefunden. Anfänglich zwar hatte ich geglaubt, meinen Augen und Ohren nicht trauen zu dürfen, als ich wahrnahm, wie offenkundig Madame Tschoglokow den Verkehr der beiden begünstigte, nach und nach aber hatte ich eine ganze Anzahl der unzweideutigsten Beweise für die kupplerische Dienstwilligkeit der Oberhofmeisterin erhalten. Als ich gegen die Gagarin eine Bemerkung darüber machte, erwiderte die Fürstin lächelnd:

„Was wollen Sie? Seit jener fatalen Zurechtweisung in Peterhof hat sich's die Treffliche nun einmal in den Kopf gesetzt, dem Großfürsten zu einem Stammhalter zu verhelfen. Und ich verstehe es sehr gut, daß sie den jetzt eingeschlagenen Weg für sicherer hält als eine Wiederholung des Experiments mit der Malerswitwe."

Am 25. April beging die Kaiserin Elisabeth mit großem Gepränge den Jahrestag ihrer Krönung. Bei

dem feierlichen Gottesdienst in der Mariä-Himmelfahrts-Kathedrale des Kreml nahm der Großkanzler Graf Bestuschew, dem ich auf Antrieb meines nicht ganz reinen Gewissens bisher möglichst aus dem Wege gegangen war, Gelegenheit, mich anzusprechen. Ich zitterte, daß er mir Vorwürfe machen würde, die ich ja in mehr als einer Hinsicht verdient hatte; aber er war im Gegenteil äußerst liebenswürdig und lud mich so dringend zu einem baldigen Besuch in seinem Hause ein, daß ich nicht umhin konnte, ihm diesen Besuch schon für einen der nächsten Tage zuzusagen.

Natürlich dachte ich nicht daran, einen solchen Schritt hinter dem Rücken der Großfürstin zu tun und fand noch am nämlichen Abend Gelegenheit, unter vier Augen mit ihr darüber zu sprechen.

Sie war nämlich, ebenso wie ihr Gemahl, während der Messe von der Kaiserin auffallend ungnädig behandelt worden, und hatte sich durch die Aufregung darüber, vielleicht auch durch die in der Kirche herrschende Grabeskälte, ein zwar ungefährliches, aber sehr lästiges Unwohlsein zugezogen, das sie verhinderte, den im kaiserlichen Palast stattfindenden Ball zu besuchen. Auf ihren Wunsch mußte ich die Abendstunden an ihrem Bette verbringen, und es kam dabei, wie immer, wenn wir vor Lauschern sicher waren, zu allerlei vertraulichen Herzensergießungen. Als ich ihr von meiner Unterhaltung mit dem Grafen Bestuschew und von seiner Einladung berichtete, wurde die Großfürstin nachdenklich; aber auf meine Versicherung, daß ich natürlich nicht hingehen würde, wenn es ihr mißfiele, schüttelte sie den Kopf.

„Ich wünsche im Gegenteil, daß Sie hingehen. Denn

wenn Sie es geschickt anfangen, können Sie mir vielleicht einen großen Dienst erweisen."

Mir wurde ein wenig bange, da ich in meine diplomatische Geschicklichkeit nur sehr geringes Vertrauen setzte, aber die Großfürstin, die in dieser Hinsicht besser von meinen Fähigkeiten zu denken schien, fuhr unbeirrt fort:

„Graf Bestuschew hält mich für seine Feindin, und wir sind ja auch wirklich während dieser letzten Jahre fast immer heimliche Widersacher gewesen. Aber diese Gegnerschaft ist im Grunde eine große Torheit, und sie wird auf die Dauer weder ihm noch mir zum Vorteil gereichen. Der Kanzler kam mir mit grollender Voreingenommenheit entgegen, weil meine Verlobung mit dem Großfürsten seinen Lieblingsplan zerstörte, die Prinzessin Marianne von Polen, die Tochter August III., zur Gemahlin des Thronfolgers zu machen. Aber als ein verständiger Mann sollte er eigentlich inzwischen eingesehen haben, daß ich ahnungsloses fünfzehnjähriges Ding doch nur eine sehr unschuldige Ursache für die Vereitelung seiner Hoffnungen war. Und wenn er trotzdem noch immer eine persönliche Abneigung gegen mich hegen sollte, so müßte ihm wenigstens seine staatsmännische Klugheit sagen, daß es unter den jetzigen Verhältnissen nützlicher für ihn wäre, diese Abneigung zu unterdrücken. Graf Bestuschew war allmächtig, so lange einzig der Oberjägermeister Rasumowski die Gunst der Kaiserin genoß; aber die Umstände haben sich geändert, seitdem Iwan Iwanowitsch Schuwalow den größeren Einfluß auf Ihre Majestät gewonnen hat. Ich weiß, daß der politische Ehrgeiz und die intrigante Natur des neuen Günstlings dem Kanzler das Leben jetzt oft recht sauer

machen, und darum sollten wir beide, Bestuschew und ich, lieber gegen diesen gefährlichen Schuwalow zusammenhalten, als daß wir uns heimlich befehden. Ich habe bis jetzt keine hinlänglich vertrauenswürdige Person gefunden, ihn von meiner Bereitwilligkeit zu einer Verständigung zu unterrichten; denn weder die Kaiserin, die mich am liebsten von aller Welt abschließen möchte, noch der Großfürst, der nichts verschweigen kann, dürfte etwas davon erfahren. Die Sache ist so delikat, daß ich ebensowenig daran denken kann, ihm zu schreiben, als daran, einen der mir befreundeten Herren ins Geheimnis zu ziehen. Nicht einmal der redliche Pechlin käme für diese Mission in Betracht. Sie, meine liebe Darja, wären die einzige, die eine Annäherung vermitteln kann, ohne daß ich in Gefahr gerate, mich zu kompromittieren."

Der Auftrag, für dessen Ausführung sie mir noch allerlei kluge Ratschläge gab, machte mich beklommen; aber ich war selbstverständlich entschlossen, mein Bestes zu tun, um das in mich gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen.

Daß ich zwei Tage später meiner geliebten Herrin ein fast über Erwarten günstiges Resultat melden konnte, war freilich ganz anderen Gründen zuzuschreiben, als meinem diplomatischen Geschick. Denn der Kanzler war meinen schüchternen Andeutungen auf viel mehr als halbem Wege entgegengekommen. Im Anfang unserer Unterhaltung hatte er mich dadurch in Erstaunen gesetzt, daß er sich über das Tun und Lassen der Großfürstin, über ihren Verkehr, ja, selbst über eine Menge ihrer vertraulichsten Aeußerungen so genau und so zuverlässig unterrichtet zeigte, wie wenn er alle seine Tage in den Gemächern Ihrer Kaiserlichen Hoheit verbracht hätte. Aber

er sprach dabei von Katharina nur mit der größten Hochachtung und der wärmsten Sympathie. Er bedauerte, daß übelwollende oder schlecht informierte Zwischenträger ihn der Großfürstin als eine Art von Werwolf geschildert hätten, vor dessen bösen Absichten sie immer auf ihrer Hut sein müsse. Und er erklärte, daß er mit Vergnügen jede Gelegenheit ergreifen würde, sie von der freundschaftlichen Natur seiner Gefühle zu überzeugen. Das alles klang ja wesentlich anders als die Dinge, die ich anläßlich meiner Dienstesinstruktion von ihm zu hören bekommen hatte, aber ich wunderte mich nach dem, was mir die Großfürstin gesagt, nicht mehr allzu sehr über die Veränderung. Er fühlte eben seine Stellung erschüttert und suchte nach Bundesgenossen, wo er sie finden konnte. Daß Katharina seine Abneigung gegen den ränkesüchtigen Schuwalow teilte, wußte er sehr gut, und er wußte auch, in welchem Maße ich das Vertrauen der Großfürstin genoß. Er hatte sich mir in der Kathedrale ohne Zweifel nur deshalb genähert, weil er mich zur Mittelsperson für die beabsichtigte Versöhnung mit seiner bisherigen Gegnerin ausersehen hatte. Und ich brauche nicht erst zu sagen, wie leicht es mir unter solchen Umständen wurde, den Wünschen Ihrer Kaiserlichen Hoheit zu entsprechen, ohne doch bei dem Kanzler die Vorstellung zu erwecken, daß sie den ersten Schritt hätte tun wollen. Er entließ mich mit der Versicherung, daß die Großfürstin fortan in allen Stücken auf ihn zählen und sich unbedenklich an ihn wenden dürfe, so oft seine Dienste ihr von irgendwelchem Wert sein könnten. Auch hinsichtlich ihrer Beziehungen zu Sergius Saltykow machte er eine Andeutung, die vortrefflich zu dem Verhalten der Madame Tschoglokow stimmte.

„Um die Zukunft Ihrer Kaiserlichen Hoheit gegen alle bedrohlichen Möglichkeiten zu sichern," sagte er, „gäbe es gewiß kein besseres Mittel als die Geburt eines Thronerben. Und was auch immer die Großfürstin tun mag, um den Eintritt dieses erfreulichen Ereignisses zu beschleunigen, sie wird damit ebensosehr im Interesse Rußlands und ihres Gemahls wie in ihrem eigenen Interesse handeln."

Katharina küßte mich in freudiger Dankbarkeit auf die Wange, als ich ihr mit peinlicher Gewissenhaftigkeit jedes Wort meiner Unterhaltung mit dem Großkanzler wiederholt hatte. Für den weiteren heimlichen Verkehr mit ihm aber bediente sie sich, wie er es ihr durch mich vorgeschlagen hatte, eines anderen Vermittlers in Gestalt eines gewissen Bremse, der als Bestuschews Vertrauensmann in der holsteinischen Kanzlei des Ministers Pechlin angestellt war und dessen häufiges Erscheinen in den großfürstlichen Gemächern darum keinen Verdacht erregen konnte.

Den Sommer verlebten wir diesmal auf dem in der Nähe von Moskau gelegenen Gute Liberitza, das die Kaiserin ihrem Neffen zum Geschenk gemacht und anstelle des von Menschikow erbauten aber in völligem Verfall begriffenen steinernen Palastes mit einem recht hübschen und geräumigen hölzernen Hause ausgestattet hatte. Da sich Katharina fast immer unpäßlich fühlte und auf Doktor Boerhaves Anordnung auch nicht mehr reiten durfte, ging es trotz aller närrischen Anstrengungen Leo Narischkins dort bei weitem nicht so lustig zu wie in Oranienbaum. Und die Großfürstin hatte um so mehr Veranlassung, dieses Jahr 1753 für ein recht unglückliches

zu halten, als am 1. November — wenige Wochen, nachdem wir es wieder bezogen hatten — das Moskauer Schloß ein Raub der Flammen wurde. Das Feuer war um zehn Uhr vormittags durch die Unvorsichtigkeit der Ofenheizer in einem unmittelbar vor dem Hauptsaal des Palastes gelegenen Raume ausgekommen und hatte so schnell um sich gegriffen, daß alle Bewohner schleunigst die Flucht ergreifen mußten, und daß nur ein kleiner Teil der kaiserlichen Kostbarkeiten gerettet werden konnte. Ihre Majestät hatte das Mißgeschick, neben einer Menge von Juwelen und anderen wertvollen Dingen nicht weniger als viertausend Kleider einzubüßen, ein Verlust, dessen Schwere allerdings einigermaßen gemildert wurde durch die Tatsache, daß die andernorts aufbewahrte kaiserliche Garderobe mindestens noch die gleiche Anzahl von Toiletten jeder Art umfaßte.

Von dem Wohnungselend, dem die großfürstlichen Herrschaften infolge des Brandes preisgegeben waren, will ich nicht ausführlicher sprechen, da ich schließlich immer dieselben Dinge wiederholen müßte. Sowohl in dem Hause Tschoglokows am Ende der großen Slobodastraße, das sie auf Befehl der Kiserin zunächst beziehen mußten, wie in dem später von ihnen bewohnten sogenannten Bischofshause an der Saltykowbrücke fehlte so gut wie alles, das in ungeheuren Mengen vorhandene Ungeziefer natürlich ausgenommen. Fußböden mit weitklaffenden Ritzen, halb verfaulte Türen und Fenster, rauchende Oefen, die für die Bewohner zu einer ständigen Ursache von Kopfschmerzen und Halsentzündungen wurden, und eine Fülle anderer Scheußlichkeiten machten diese Quartiere zu allem andern eher, als zu einem angemessenen Aufenthalt für die Mitglieder einer kaiser-

lichen Familie. Wie erlöst atmete alles auf, als endlich die lang ersehnte kaiserliche Erlaubnis zur Uebersiedelung nach Liberitza eintraf, wo man zunächst viel weniger an neue Vergnügungen dachte als daran, sich von den ausgestandenen Leiden zu erholen.

---

8. Kapitel.

Ein hervorstechender Zug im Charakter der Kaiserin Elisabeth war die leidenschaftliche Ungeduld, die sie an den Tag legte, sobald es sich um die Erfüllung eines ihrer Wünsche handelte. Die mit der Ausführung ihrer Befehle betrauten Personen hatten oft schwer genug unter dieser Ungeduld zu leiden; denn es geschah nicht selten, daß die Kaiserin geradezu Unmögliches verlangte. Und wenn sie dann ihre Erwartungen getäuscht sah, erreichten die Ausbrüche ihres Zornes zuweilen eine Heftigkeit, die alle kaiserliche Würde und Hoheit vermissen ließ. Aber die Furcht, das Opfer eines solchen Zornesausbruchs zu werden, brachte allerdings auch mitunter Dinge zustande, die nahe an das Wunderbare grenzten. Dahin rechne ich zum Beispiel die Tatsache, daß für die kaiserliche Zauberin nicht mehr als sechs Wochen nötig waren, um anstelle des abgebrannten Moskauer Schlosses einen neuen Palast erstehen zu lassen, zu dem man freilich das Gebälk aus allen möglichen anderen Häusern hatte herbeischaffen müssen. Es war sicherlich kein für die

Ewigkeit berechnetes Bauwerk, und es ließ an äußerer Schönheit genug zu wünschen übrig; aber es bot doch Raum genug für die Abhaltung großer Festlichkeiten und für die Entfaltung all des glänzenden Prunkes, den Ihre Majestät so sehr liebte. Der Karneval des Jahres 1754 wurde in diesem neuen kaiserlichen Hause sogar besonders lustig und geräuschvoll gefeiert. Es gab Maskenfeste, die an Pracht und Buntheit alles übertrafen, was ich während meines bisherigen Lebens am Hofe gesehen. Und mit besonderem Vergnügen erinnere ich mich eines Balles, für den Elisabeth den Befehl ausgegeben hatte, daß die beiden Geschlechter bei der Kostümierung ihre Rollen tauschen sollten. Die Fürstin Gagarin, die wegen ihrer unvorteilhaften Gestalt über die kaiserliche Laune nicht gerade entzückt war, äußerte in ihrer Verdrießlichkeit gegen mich, daß die Sache keinen anderen Zweck habe als den, dem ebenmäßigen Wuchs Ihrer Majestät zu einem Triumph zu verhelfen. Aber wenn dies wirklich der Beweggrund gewesen sein sollte, so hatte er jedenfalls seine volle Berechtigung. Denn ich habe nie etwas Schöneres gesehen als die Kaiserin Elisabeth in den von ihr gewählten männlichen Trachten.

Sie erschien zuerst in der reich gestickten und mit den kostbarsten Spitzen besetzten Kleidung eines französischen Hofkavaliers und vertauschte dies Kostüm im Verlauf des Abends gegen die Uniform eines Kosaken-Hetmanns. Ihre hohe Gestalt, die geschmeidige Anmut ihrer Bewegungen und die Pracht ihres Gliederbaues würden sie zu einem Gegenstand der Bewunderung gemacht haben, auch wenn sie nicht die von schmeichelnden Höflingen umschwärmte Herrscherin gewesen wäre. Niemand hätte ihr ihre fünfundvierzig Jahre angesehen.

Jeder aber mußte es begreiflich finden, daß sie noch immer das Herz eines Mannes in Flammen setzen konnte, zumal, wenn sie eine so sprudelnde Laune und eine so hinreißende Liebenswürdigkeit entfaltete wie an diesem Abend.

Was die übrigen Teilnehmer des Festes betraf, so boten allerdings die meisten von ihnen viel mehr Anlaß zur Heiterkeit als zum Entzücken. Ich hatte beständig gegen meine Lachlust zu kämpfen beim Anblick all der erbarmungswürdig dünnen oder unförmig kurzen und dicken weiblichen Beine. Und daß die Herren der Schöpfung in ihren Frauengewändern, in denen sie weder zu gehen noch zu sitzen oder zu tanzen wußten, einen über die Maßen liebreizenden Eindruck gemacht hätten, ließ sich gewiß nicht behaupten.

Angenehme Ausnahmen freilich gab es auf beiden Seiten. Die Großfürstin hatte einen Pagenanzug gewählt, zu dem auf ihren Befehl auch ich mich hatte entschließen müssen, und wenn mein Kostüm mir nur halb so gut gestanden haben sollte wie meiner jungen Gebieterin das ihrige, so will ich gern an die Aufrichtigkeit der Komplimente glauben, die mir von allen Seiten gemacht wurden. Was mir die Erinnerung an diesen fröhlichen Abend besonders lieb macht, ist indessen nicht so sehr das Bewußtsein, eine leidlich gute Figur gemacht zu haben, als die Genugtuung über eine nicht ohne Selbstverleugnung vollbrachte gute Tat.

Am kaiserlichen Hofe gab es damals einen jungen Kammerjunker Dimitri Matjuschkin, den Sohn einer bei Ihrer Majestät sehr gut angeschriebenen verwitweten Generalin. Und dieser Matjuschkin war nach meinem

Geſchmack einer der hübſcheſten und angenehmſten Herren des Hofſtaates. Sein einziger Fehler, der ihm von den Damen allerdings ſehr verübelt wurde, war eine übergroße Schüchternheit im Verkehr mit dem weiblichen Geſchlecht. Er hatte einem indiskreten Freunde anvertraut, daß er noch nie in nähere Berührung mit einem Mädchen gekommen ſei, und ſeitdem machte alle Welt ſich über den jungfräulichen Matjuſchkin, den weißen Raben am kaiſerlichen Hofe, auf mehr oder weniger geſchmackvolle Weiſe luſtig. Mir freilich gefiel er darum nur um ſo beſſer, und ich hatte Grund, zu vermuten, daß auch ich ihm nicht ganz gleichgültig ſei. Seit dem Beginn des Karnevals hatte er mir auf ſeine rührend unbeholfene Weiſe den Hof gemacht, und ich glaube, daß ich gar nicht mehr weit davon entfernt war, mich ernſtlich in ihn zu verlieben.

Auf jenem Maskenfeſt nun, zu dem er in Begleitung ſeiner Mutter erſchienen war, ſah er mit ſeinem friſchen, roſigen Mädchengeſicht, ſeinen hilfloſen blauen Augen und ſeinen ſchlanken Gliedern in der Tracht einer Bäuerin hübſcher aus denn je. Und da, dem Charakter der Veranſtaltung entſprechend, die Damen ihre Kavalierrolle vollſtändig durchzuführen hatten, beſann ich mich gar nicht, ihn — unverkennbar zu ſeiner großen Freude — zum erſten Tanz aufzufordern. In der darauffolgenden Pauſe nahm mich die Großfürſtin beiſeite und verſetzte mich in allergrößte Verwirrung durch die Frage, ob es zwiſchen Matjuſchkin und mir bereits zu einer Erklärung gekommen ſei. Ich verneinte der Wahrheit gemäß, und da ich den Eindruck hatte, daß Ihre Kaiſerliche Hoheit unzufrieden mit mir ſei, fügte ich, wenn auch nicht ganz leichten Herzens, hinzu, daß ich bei der Harm-

losigkeit unseres bisherigen Verkehrs eine solche Erklärung auch gar nicht erwarte.

„Es freut mich, das zu hören," sagte Katharina. „Denn Sie würden durch diese Liebschaft einer Person, die mir teuer ist, großen Kummer bereiten. Haben Sie denn nicht bemerkt, daß die Fürstin Gagarin leidenschaftlich in Matjuschkin verliebt ist, und daß sie sich mit der Hoffnung trägt, er werde um sie anhalten?"

Ich fiel allerdings aus den Wolken; denn an nichts hatte ich so wenig gedacht als an solche Möglichkeit. Die Gagarin war ja um mindestens zwölf Jahre älter als der Kammerjunker, und wenn ich an ihrer Stelle gewesen wäre, hätte ich mich außerdem weislich gehütet, meine Häßlichkeit neben seiner Schönheit in ein noch helleres Licht zu setzen. Aber ich erinnerte mich an ihren Roman mit dem Kadetten Beketow, der ja noch um etliche Jahre jünger gewesen war als Matjuschkin, und verbarg meine Ueberraschung um so sorgfältiger, als ich sah, daß Ihre Kaiserliche Hoheit den Plan begünstigte.

„Er könnte nach meinem Dafürhalten gar keine bessere Wahl treffen," fuhr die Großfürstin fort. „Denn bei seiner Blödigkeit und seinem Ungeschick braucht er unbedingt eine Frau, die ihm an Jahren wie an Erfahrung überlegen ist. Außerdem ist die Gagarin ebenso klug wie liebenswürdig, und sie besitzt ein ganz ansehnliches Vermögen, während der General Matjuschkin so gut wie nichts hinterlassen hat. Das alles sind Eigenschaften, die für eine glückliche Ehe schwerer ins Gewicht fallen als bestechende körperliche Reize. Und ich würde mich jedenfalls aufrichtig freuen, wenn diese Heirat zustande käme."

Daß sie noch einen anderen, etwas eigennützigen

Grund gehabt hatte, sie zu wünschen, gelangte erst später zu meiner Kenntnis. Die Fürstin Gagarin war ihr durch ihre oft bewiesene hingebende Treue so wert geworden, daß sie in beständiger Furcht war, sie durch eine Verheiratung, nach der sich die Hofdame begreiflicherweise inbrünstig sehnte, vollständig zu verlieren. Als die Gemahlin des Kammerjunkers Matjuschkin aber konnte sie sehr wohl auf ihrem Posten bleiben, und sie hatte der Großfürstin denn auch bereits versprochen, sie nicht zu verlassen, wenn ihre Hoffnungen sich verwirklichen sollten.

Davon wußte ich, wie gesagt, nichts; aber ich wußte doch, daß eine Gelegenheit gegeben war, mir die Anerkennung Ihrer Kaiserlichen Hoheit und zugleich den Dank der Fürstin Gagarin zu verdienen. Ich erinnerte mich an alle Freundlichkeiten, die ich von der gutmütigen Hofdame erfahren, und ich war nicht lange im ungewissen über das, was ich zu tun habe. Mit der unbefangensten Miene von der Welt näherte ich mich Matjuschkin, der nach seiner Versicherung bereits sehnsüchtig nach mir ausgeschaut hatte, und nachdem ich einmal mit ihm getanzt, bediente ich mich der Freiheiten, die unsere Maskerade mir gestattete, in der verwegensten Weise für meinen rasch gefaßten Entschluß.

Ich fragte ihn, ob er denn noch gar nicht gemerkt habe, daß der schöne Tscherkesse — ach, die arme Gagarin hatte in ihrem Tscherkessenkostüm leider nur sehr wenig Anspruch auf diese Bezeichnung! — ein Auge auf ihn geworfen. Und als er der Antwort mit einem Kompliment für mich ausweichen wollte, ließ ich ihn nicht entwischen. Ich erklärte ihm, daß er sich glücklich schätzen müsse, die Zuneigung eines so geistvollen, liebenswür-

digen und vielbegehrten Wesens gewonnen zu haben, und daß ich, wenn ich an seiner Stelle wäre, nicht einen Augenblick zögern würde, mir den köstlichen Schatz im Sturm zu gewinnen. Natürlich nahm er anfänglich alles für einen Scherz oder für eine kokette Herausforderung, und ich merkte, daß er auf dem Punkte war, mir eine regelrechte Liebeserklärung zu machen. Aber ich sah zufällig auch im nämlichen Augenblick die Großfürstin im eifrigen Gespräch mit der Generalin Matjuschkin und gewahrte, daß die Blicke der beiden Damen auf die arme Gagarin gerichtet waren, die einsam und schwermütig an einer Balustrade lehnte. Das erschien mir als ein neuer Beweis für den Eifer, mit dem Ihre Kaiserliche Hoheit die Angelegenheit betrieb, und ich setzte alle mir zur Verfügung stehende Tapferkeit daran, um meinem Herzen oder — was vielleicht richtiger ausgedrückt ist — meiner Eitelkeit Schweigen zu gebieten. Noch ehe mein schüchterner Verehrer das rechte Wort gefunden, hatte ich abermals begonnen, das Lob der Fürstin Gagarin in den süßesten Tönen zu singen. Und damit nicht genug. Wie der Heiratsstifter in der Komödie nahm ich meine Zuflucht sogar zu dreisten Lügen. Ich setzte eine gefühlvolle Miene auf, ließ mich von dem ganz verblüfften Matjuschkin seiner unverbrüchlichen Verschwiegenheit versichern und vertraute ihm an, daß die Gagarin wegen ihrer unglücklichen Liebe zu ihm halb und halb entschlossen sei, in ein Kloster zu gehen.

Als ich mich mit meiner Intrige erst einmal bis zu solcher Kühnheit verstiegen hatte, und als ich sah, daß der Kammerjunker immer nachdenklicher wurde, überkam mich mehr und mehr eine wirkliche Freude an meinem mit schwerem Herzen begonnenen Unternehmen. Ich

verstand mich auf die Männer damals nicht besser, als es meinen achtzehn Jahren zukam; aber ich glaube, in einem gewissen Sinne werden wir Frauen schon als Männerkennerinnen geboren. Wie hätte ich sonst darauf verfallen können, diesen jungen Menschen gerade an der Stelle anzugreifen, wo das starke Geschlecht immer ungewappnet ist. Bringe einem Manne die Ueberzeugung bei, daß er von einem weiblichen Wesen mit Leidenschaft geliebt werde — es ist ja meist nicht sehr schwer, diese Ueberzeugung in ihm zu wecken — und du darfst sicher sein, daß die geschmeichelte Eitelkeit alsbald auch in seinem Herzen zärtliche Empfindungen aufkeimen läßt. Ehe ich ihm von ihrer rasenden Verliebtheit und von ihren Klostergelüsten erzählt hatte, war Dimitri Matjuschkin sicherlich weit davon entfernt gewesen, die Gagarin begehrenswert zu finden. Durch diese Enthüllungen aber gewann sie in seinen Augen plötzlich einen Reiz, der nur noch geringer Nachhilfe durch meine phantastischen Lobeshymnen bedurfte, um sie ihm wirklich liebenswert erscheinen zu lassen. Wohl eine Stunde lang sprach ich mit ihm von nichts anderem als von ihr, und je eifersüchtiger die Blicke der Fürstin uns überallhin verfolgten, desto mehr kitzelte es mich, sie durch eine beglückende Ueberraschung zu beschämen.

Früher als es mir lieb war, wurde unser Gespräch dadurch beendet, daß Matjuschkin durch einen Kammerherrn zur Kaiserin befohlen wurde, die mit ihm zu tanzen wünschte. Nach dieser Quadrille wurde er dann sogleich von seiner Mutter in Beschlag genommen, und eine kleine Weile später hatte ich die Genugtuung, ihn am Arme der Gagarin durch den Saal wandeln zu sehen. Im ersten Moment freilich gab es mir wohl einen leisen

Stich an der linken Seite, denn der hübſche blöde Jüngling hatte mir wirklich ſo gut gefallen wie noch keiner nach meinem Jugendfreunde Potemkin. Dann aber ſagte ich mir, daß ja ich ſelbſt es nicht anders gewollt hatte, und daß ich ſtolz ſein durfte auf die Geſchicklichkeit, mit der ich meinen Plan durchgeführt. Allzu tief mußte ja auch wohl die Liebe zu dem Kammerjunker noch nicht in meinem Herzen geſeſſen haben, denn obwohl er für den Reſt der Nacht von der Gagarin unzertrennlich blieb, ſchwamm ich doch bald wieder im vollen Strom des Vergnügens. Und als ich einige Tage ſpäter erfuhr, daß Matjuſchkin wirklich um die Hand der Fürſtin angehalten und die Kaiſerin bereits ihre Zuſtimmung zu der Vermählung gegeben habe, fühlte ich nicht mehr den allergeringſten Kummer.

Im Gegenſatz zu ihrer ſonſtigen Gewohnheit, eine Heirat zwar zu bewilligen, aber den Termin ins Ungewiſſe hinein zu verſchieben, ſetzte Ihre Majeſtät den Hochzeitstag ſchon für die nächſte Zukunft feſt; die Gagarin, für die es ja allerdings hohe Zeit war, unter die Haube zu kommen, wußte ſich vor Seligkeit kaum zu laſſen und — was ich nie für möglich gehalten hätte — Dimitri Matjuſchkin wurde während ihres Brautſtandes zu dem leidenſchaftlichſten aller Liebhaber. Sie ſind, ſo lange ich ihr Schickſal verfolgen konnte, ſehr glücklich miteinander geweſen, und keiner von denen, die am Zuſtandekommen dieſer Heirat beteiligt waren, hatte darum einen Anlaß zur Reue. — —

Bald nachdem die Karnevalsluſtigkeit verrauſcht war, gab es wieder trübe Tage. Die Großfürſtin begann aufs neue zu kränkeln, und alle Anzeichen ſprachen dafür, daß ſie ſich abermals in geſegneten Umſtänden befand. Um

so bedenklicher erschienen die Aufregungen, denen sie während dieses Frühlings und Sommers ausgesetzt war.

Während der heiligen Messe am ersten Ostertage war der Hofmarschall Tschoglokow schwer erkrankt, und obwohl alles für ihn geschah, was ärztliche Kunst vermochte, erschien sein Zustand doch von Anfang an nahezu hoffnungslos. Wir alle bedauerten ihn ja von Herzen, denn er war ein kräftiger, blühender Mann in den allerbesten Jahren; die Großfürstin aber zeigte eine so tiefe Niedergeschlagenheit, wie ich es bei ihren geringen Sympathien für das Ehepaar Tschoglokow nimmermehr erwartet hätte. Eines Abends, nachdem Dr. Boerhave ihr mitgeteilt hatte, daß der Hofmarschall den kommenden Tag wohl kaum überleben würde, erhielt ich aus ihrem Munde die Erklärung für die Ursache ihrer großen Betrübnis.

„Soviel ich auch an diesem Manne auszusetzen hatte," sagte sie, „eines habe ich ihm doch immer sehr hoch angerechnet: die Selbstüberwindung nämlich, mit der er seine Empfindungen für mich zu verbergen wußte. Zu einer Zeit, da er noch nicht ahnte, welche Freundschaftsbande Sergius Saltykow und mich verknüpften, hat er dem Kammerherrn, den er für seinen besten Freund hielt, anvertraut, daß er bis zum Rasendwerden in mich verliebt sei, und daß er manchmal all seine Kraft zusammennehmen müsse, um sich mir nicht zu offenbaren. Wäre er weniger standhaft gewesen, so hätte ich leicht in die schwierigste Lage kommen können. Sie wissen ja ebenso gut als ich, welche Macht über meinen Gatten und mich er durch seine Stellung und durch sein Ansehen bei der Kaiserin besaß. Ihn mir zum Feinde zu machen, hätte ich vielleicht schon deshalb nicht gewagt, weil er manches wußte, was Ihre Majestät nimmermehr hätte

erfahren dürfen. Und wer weiß, ob ich mich nicht gezwungen gesehen hätte, seinen Wünschen zu willfahren. Daß ich vor dieser peinlichen Notwendigkeit bewahrt geblieben bin, hat mich zu seiner Schuldnerin gemacht. Außerdem aber erschüttert es mich tief, einen jungen, vollkräftigen Menschen sterben zu sehen, nur weil er nicht mehr den Willen hat zu leben."

„Nicht mehr den Willen zu leben?" wiederholte ich erstaunt. „So wäre es nach Ihrer Meinung eigentlich gar nicht seine Krankheit, an der er zugrunde geht?"

Katharina schüttelte den Kopf.

„Diese Krankheit hat ihn an demselben Tage befallen, an dem er erfuhr, daß seine Frau ihn mit dem Fürsten Repnin hintergeht. Er hat mir's gesagt, als er mich zum erstenmal hatte an sein Leidenslager bitten lassen, und er hat mir auch gesagt, daß es sein inniger Wunsch sei, nicht wieder aufzustehen. Er wolle nicht zum Gespött des ganzen Hofes werden und wolle nicht mit Geringschätzung von der Mutter seiner Kinder reden hören. Nie hätte ich geglaubt, daß ein so starkes Ehrgefühl in der Brust dieses täppischen Menschen lebe. Ich habe natürlich mein Möglichstes getan, ihn aufzurichten, aber ich war vielleicht nicht die geeignete Person, ihn von der Ungerechtigkeit seines Verdachts zu überzeugen. Denn ich wußte ja längst, was der arme Tschoglokow erst am Ostertage erfuhr."

Sie war in innerster Seele bewegt, als sie mir diese Dinge erzählte, und ich fürchtete sehr ernstlich für ihre Gesundheit, als am nächsten Tage, dem 25. April, die von Boerhave vorausgesagte Katastrophe wirklich eintrat. Eine Fügung des Zufalls oder des Schicksals hatte gewollt, daß auch Madame Tschoglokow tags zuvor erkrankt

war, und daß es ihrem unglücklichen Gatten erspart blieb, in seiner letzten Stunde die Frau bei sich zu sehen, die nach der Ueberzeugung der Großfürstin die eigentliche Urheberin seines Todes war. Sie soll die Nachricht von seinem Hinscheiden mit großer Fassung, um nicht zu sagen: Gelassenheit, hingenommen haben. Und doch hatte noch zu der Zeit, da ich meinen Hofdienst antrat, die mit Kindern reich gesegnete Ehe der Tschoglokow als ein Musterbeispiel von Liebe und Treue gegolten. Aber es mag wohl sein, daß solche Musterbeispiele am kaiserlichen wie am großfürstlichen Hofe überhaupt nur in der naiven Vorstellung sehr wohlwollender oder sehr kurzsichtiger Beobachter existierten.

Ob die Verfehlung der Madame Tschoglokow auch der Kaiserin bekannt geworden war, oder ob Ihre Majestät einen anderen Grund zur Unzufriedenheit mit der jungen Witwe hatte, jedenfalls gab sie ihr unmittelbar nach der Beisetzung ihres Gemahls die deutlichsten Zeichen der Ungnade und ließ ihr durch einen untergeordneten Hofbediensteten mitteilen, daß sie ihres Amtes bei der Großfürstin enthoben sei.

Katharina hatte gewiß recht viel Uebles von dieser Frau erfahren, und namentlich in den ersten Jahren sehr schwer unter ihrer Beschränktheit, Anmaßung und Bosheit leiden müssen; aber gerade in der letzten Zeit hatte sich das Verhältnis zwischen den beiden Frauen erträglicher gestaltet; die Tschoglokow war sozusagen von der Herzensgüte und Liebenswürdigkeit der Großfürstin überwältigt worden und hatte ihr nun auch ihrerseits manchen Beweis der Zuneigung und Anhänglichkeit gegeben, wie ja schließlich niemand, der in ihrer unmittelbaren Nähe lebte, den gewinnenden Eigenschaften der

deutschen Prinzessin auf die Dauer widerstehen konnte. Darum empfand Katharina die unerwartete kaiserliche Verfügung keineswegs als eine Verbesserung ihrer Lage und äußerte gegen mich die größte Besorgnis, daß man ihr wieder die intrigante und schlangenzüngige Gräfin Rumianzow beigeben werde, die schon vor ihrer Verheiratung die Rolle der Aufseherin bei ihr gespielt hatte. Ein glückliches Ungefähr wollte, daß ich Gelegenheit fand, bei einer Hoffestlichkeit mit dem Grafen Bestuschew darüber zu sprechen. Er bestätigte mir, daß eine solche Absicht bei Ihrer Majestät in der Tat vorhanden sei; aber als ich ihm der Wahrheit gemäß versicherte, daß die Großfürstin diese Ernennung als das allergrößte Unglück betrachten und darüber in Verzweiflung geraten würde, versprach er mir auf das bestimmteste, sie zu hintertreiben. Wie immer seit seiner Aussöhnung mit Katharina, erwies er sich auch diesmal als ein ehrlicher Freund. Von der Bestellung der Rumianzow zur Oberhofmeisterin war nicht mehr die Rede. Dagegen wurde Ihre Kaiserliche Hoheit durch die Mitteilung überrascht, daß Graf Alexander Schuwalow, der Vetter des Günstlings, zum Begleiter des Großfürsten ernannt worden sei, und daß seine Gemahlin einstweilen die Funktionen der Madame Tschoglokow übernehmen solle.

Das war eine Verfügung, gegen die selbst der Großkanzler nichts hätte ausrichten können, denn wo einmal die Schuwalow ihre Hand im Spiele hatten, versagte schon damals sein Einfluß ganz und gar. Daß am jungen Hofe niemand sich über die Veränderung freute, war selbstverständlich genug für jeden, der die in Betracht kommenden Persönlichkeiten kannte. Die Gräfin Schuwalow zwar galt nicht gerade für bösartig; aber sie war

von jener Beſchränktheit, die nach meiner Erfahrung einen Menſchen noch viel gefährlicher macht als eine ausgeſprochene Schlechtigkeit. Und was ihren Gemahl betraf, ſo gab es wohl in ganz Rußland, ſicherlich aber weder in Moskau noch in Petersburg, einen Menſchen, der ihn liebte. Um ſo größer war die Zahl derjenigen, die ihn fürchteten wie das hölliſche Feuer — und zwar aus einem ſehr triftigen Grunde. Er war nämlich Präſident des Tribunals der Staatsinquiſition, oder, wie man richtiger und kürzer zu ſagen pflegte, der geheimen Polizei, und er verfügte in dieſer Eigenſchaft über Machtbefugniſſe, die ihn wohl zu einem Gegenſtand des Schreckens für hoch und gering machen konnten.

Davon, was die geheime Polizei in den Tagen der Kaiſerin Eliſabeth bedeutete, kann man ſich ja heute, unter der gerechten und menſchenfreundlichen Herrſchaft einer Katharina, kaum noch eine rechte Vorſtellung machen. Wenn ſie eine Notwendigkeit war, was ich mich nicht zu entſcheiden getraue, ſo war ſie jedenfalls eine der ſchrecklichſten Notwendigkeiten, denen man ſich jemals in einem geordneten Staatsweſen hat fügen müſſen. Denn die geheime Polizei war in ihrer Tätigkeit an kein Geſetz und an keine Vorſchrift irgendwelcher Art gebunden. Die einzige wirkliche oder vorgebliche Richtſchnur ihres Handelns war die Sorge um die Sicherheit der allerhöchſten Perſon. Wo ſie dieſe Sicherheit gefährdet glaubte, ſei es durch hochverräteriſche Handlungen oder Worte, ſei es auch nur durch eine irgendwie kundgegebene verdächtige Geſinnung, durfte ſie mit den Angeſchuldigten oder Beargwöhnten ganz nach ihrem Gutdünken verfahren. Es gab für ſie kein Anſehen des Standes oder des Verdienſtes, des Alters oder des Ge-

schlechts. Vor ihr durfte sich keine Tür verschließen, im kaiserlichen Palast ebensowenig als in der ärmsten Hütte. Sie zauderte weder an der Pforte eines Sterbezimmers, noch vor der Schwelle eines ehelichen Schlafgemaches. Und sie kannte keine Rücksichten der Menschlichkeit, wenn es galt, einem vermuteten Verbrechen politischer Art auf die Spur zu kommen. Wo für eine Anklage die Beweise fehlten, setzte die geheime Polizei an ihre Stelle zur Erforschung der Wahrheit unbedenklich die Tortur in all ihren gräßlichen Gestalten. Nicht nur Jünglinge, Männer und Greise, sondern auch Frauen und junge Mädchen, ja, oft genug sogar unmündige Kinder wurden auf alle erdenkliche Weise gepeinigt, um ihnen Geständnisse zu entreißen, die den Polizeibeamten Gelegenheit geben sollten, sich als verdienstliche Beschützer der Ordnung und des kaiserlichen Ansehens aufzuspielen. Niemand fragte danach, wie viele Unglückliche unter der Knute, der Peitsche, den glühenden Eisen ihr Leben aushauchten. Niemand forschte nach dem Schicksal der Bejammernswerten, die in scheußlichen Kerkern dahinsiechten, ohne daß sie jemals vor den Stuhl eines ordentlichen Richters gestellt worden wären. Die geheime Polizei war allmächtig, und sie hatte keinem Rechenschaft abzulegen als Ihrer Majestät, der sie sich natürlich immer als für das Staatswohl unentbehrlich hinzustellen wußte.

Leo Narischkin erzählte uns einmal mit seinem gewöhnlichen ernsten Gesicht als große Neuigkeit, daß Graf Alexander Schuwalow an diesem Morgen als Chef der geheimen Polizei seine eigene Verhaftung verfügt habe, weil ihm während der Nacht im Traume ein hochverräterischer Gedanke gekommen sei. Und mit jener Bosheit, die eben nur er sich gestatten durfte, fügte er hinzu:

„Vermutlich hätte der Unglückliche sich auch noch der Tortur unterworfen, um auf diese Weise die Namen der Mitschuldigen aus sich herauszupressen, die er freiwillig nicht angeben konnte, weil er zu früh aus seinem staatsgefährlichen Traum erwacht war. Aber er erinnerte sich zu seinem Heil noch rechtzeitig der nahen verwandtschaftlichen Beziehungen, die zwischen ihm und einer sehr einflußreichen Persönlichkeit am kaiserlichen Hofe bestehen. Und aus Furcht, sich durch eine schonungslose Verfolgung des Grafen Alexander Schuwalow die Ungnade des Grafen Iwan Schuwalow zuzuziehen, verfügte er schweren Herzens alsbald wieder seine Haftentlassung und die Einstellung der gegen sich selbst beabsichtigten Untersuchung."

Das mag ein ziemlich einfältiger Scherz unseres freiwilligen Hofnarren gewesen sein; aber es war ein Scherz, der deutlich genug die Meinung widerspiegelte, die wir von dem neuen Hofmarschall des Großfürsten hatten. Und wir hatten den frühen Tod des armen Tschoglokow gewiß niemals aufrichtiger betrauert als an dem Tage, da uns die Ernennung Schuwalows zu seinem Nachfolger mitgeteilt wurde.

Schon äußerlich mußte der Vetter des Günstlings jeden gegen sich einnehmen. Denn er war im Gegensatz zu diesem nichts weniger als ein schöner Mann, und die vielfachen Aufregungen seines Amtes als Leiter der geheimen Polizei hatten ihm ein Nervenleiden zugezogen, das sich in allerlei Zuckungen am ganzen Körper, aber besonders in Verzerrungen der einen Gesichtshälfte kundgab. Wenn er sich über irgend etwas ärgerte, konnte er einen geradezu schreckhaften Anblick gewähren, und ich habe ihn niemals ohne Unbehagen ansehen können.

Für eine junge Frau in gesegneten Umständen war er also gewiß der am wenigsten geeignete Gesellschafter. Daß die Wahl Ihrer Majestät trotzdem gerade auf ihn gefallen war, bewies am besten, wie vollständig die Kaiserin damals dem Einfluß Iwan Schuwalows unterworfen war.

Im Laufe des Sommers erfolgte die Uebersiedelung des großfürstlichen Hofes nach Peterhof. War die Reise nach Moskau eine wilde Hetzjagd gewesen, so hatten wir diesmal nicht viel weniger unter dem von Ihrer Majestät mit Rücksicht auf den Zustand der Großfürstin angeordneten Schneckentempo zu leiden. Wir brauchten nämlich volle neunundzwanzig Tage, was gleichbedeutend war mit neunundzwanzig schlechten Nachtquartieren und einem schier unerträglichen Uebermaß an Langeweile. Ich habe Katharina niemals so oft in Tränen gesehen als während dieser Fahrt, obwohl ich nur verhältnismäßig selten Gelegenheit hatte, mich ihr zu nähern. Denn man verstattete mir trotz ihrer Bitte keinen Platz in ihrem Wagen, dessen verfügbare drei Sitze von der Gräfin Schuwalow, Madame Wladislawa und der Hebamme eingenommen wurden, die auf ausdrücklichen Befehl der Kaiserin jeden Schritt der jungen Frau überwachen mußte. In Anbetracht der wiederholten Fehlgeburten schien diese Vorsicht ja einigermaßen begreiflich; aber sie wurde jedenfalls mehr durch die Rücksicht auf den künftigen Thronerben als durch die Sorge um Katharina eingegeben. Und eines Abends klagte mir die Großfürstin unter verzweifeltem Schluchzen, daß sie sicherlich sterben würde, wenn diese schreckliche Beaufsichtigung bis zu ihrer Niederkunft andauern sollte. Die eigentliche Ursache ihres Kummers freilich, über die sie sich selbst mir gegen-

über nicht offen aussprechen mochte, war, wie ich recht wohl wußte, die Angst, daß man Sergius Saltykow aus ihrer Nähe entfernen würde. Die Schuwalows waren ihm wenig gewogen, und vor unserer Abreise war das Gerede gegangen, er würde unter dem Vorwande einer diplomatischen Mission an irgendeinen fremden Hof entsandt werden. Vielleicht hätte er bei seiner Verschlagenheit und seiner Meisterschaft im Intrigenspiel Mittel und Wege gefunden, diese Absicht zu hintertreiben, wenn ihm ernstlich daran gelegen gewesen wäre. Aber das schlimmste für die arme Großfürstin war eben, daß sie aus seinem Benehmen in der letzten Zeit viel eher auf das Gegenteil schließen mußte. Und nur wer ihren stolzen Charakter so gut kannte wie ich, konnte begreifen, wie schwer gerade sie unter dem Bewußtsein leiden mußte, noch mit ihrem ganzen Herzen an einem Manne zu hängen, der kaum ein Hehl daraus machte, daß er ihrer Liebe bereits überdrüssig geworden war.

Ein eintöniger, trübseliger Sommer in Peterhof, dann erreichte uns eines Tages der Befehl zur Rückkehr in den Petersburger Sommerpalast, mit dem für Katharina völlig niederschmetternden Hinzufügen, daß ihr für das Wochenbett ein unmittelbar neben den Gemächern Ihrer Majestät gelegenes Zimmer hergerichtet worden sei.

Zunächst allerdings durfte sie auf ihre Bitte das gewohnte Schlafgemach beziehen, und da sie von den Geburtswehen schon einige Tage früher überrascht wurde, als die Hebamme es vorausgesagt hatte, fand die Entbindung, die unter großen Schmerzen aber verhältnismäßig rasch vor sich ging, denn auch in diesem Gemache statt. Um die Mittagszeit des 20. September schenkte Katharina einem Knäblein das Leben. Es wurde durch

den eilig herbeigerufenen Beichtvater der Kaiserin auf den Namen Paul getauft, und Ihre Majestät legte eine außerordentliche Freude über den endlichen Eintritt des so lange ersehnten Ereignisses an den Tag.

Ich wage nicht, zu entscheiden, ob ihre Ueberzeugung von der Vaterschaft des Großfürsten auf sehr festen oder auf sehr schwachen Füßen stand. Nach ihrem Benehmen allerdings hätte man wohl eher das letztere vermuten können. Denn während sie das Neugeborene mit Zärtlichkeiten fast erstickte, es nebst der Hebamme sogleich in ihre eigenen Gemächer entführte und in höchsteigener Person alle Pflichten der Pflege und Wartung auf sich nahm, behandelte sie die junge Wöchnerin mit eisiger Kälte und ihren Neffen, der seine Vaterrolle freilich ungeschickt genug spielte, mit unverhohlener Geringschätzung. Ihr Mangel an Teilnahme für die Großfürstin war so groß, daß sie die Hebamme erst nach Verlauf vieler Stunden zu ihr zurückschickte, und daß die Frau, die dem russischen Reiche soeben einen künftigen Herrscher geboren hatte, fast einen halben Tag lang mutterseelenallein und buchstäblich von aller Welt verlassen, nicht etwa in ihrem Bette, sondern auf einem harten, ungepolsterten Entbindungstisch liegen mußte, ehe man sich ihrer wieder erinnerte. Uns Hoffräulein war es auf das strengste verboten worden, das Zimmer zu betreten. Madame Wladislawa wurde aus irgendwelchen mir unbekannten Gründen ferngehalten, oder es fehlte ihr vielleicht auch an Mut, in einer so ungewohnten Lage anders als auf ausdrückliche Weisung der Kaiserin zu handeln; der Großfürst feierte das freudige Ereignis in der üblichen Gesellschaft mit einem lärmenden Trinkgelage, und die Gräfin Schuwalow ließ sich erst wieder blicken, als Ihre

Majestät in Gnaden geruht hatte, an die anscheinend vergessene Wöchnerin zu denken.

Als mir Katharina etliche Monate später in einer vertraulichen Stunde von diesem ersten Tage ihres Mutterglückes erzählte, traten ihr die Tränen in die Augen, und ihre Lippen zuckten, während sie sagte:

„Ich habe gewiß niemals beansprucht, daß man von meiner Person viel Aufhebens mache, aber ich hatte doch nicht erwartet, daß ich am Tage meiner Niederkunft schlechter daran sein würde als die ärmste Bäuerin in Rußland. Denn so ganz vereinsamt ist doch wohl kein Weib aus dem Volke, daß niemand eine helfende Handreichung oder wenigstens ein Wort freundlicher Teilnahme für sie hätte. Und so grausam verfährt man wohl kaum mit dem verworfensten Geschöpf, daß man ihm nicht einmal den Anblick seines Kindes vergönnt. Ich habe meinen Knaben erst am vierzigsten Tage nach seiner Geburt wiedergesehen, als man ihn anläßlich meiner Einsegnung auf einen Augenblick zu mir ins Zimmer brachte. Und bis zu diesem Tage hatte ich nicht einmal wagen dürfen, an meine Umgebung eine Frage nach seinem Befinden zu richten; denn Ihre Majestät hatte ja seine Pflege übernommen, und ich bin sicher, daß man ihr meine Frage als ein Zeichen des Mißtrauens in die Sorgfalt ihrer Bemühungen hinterbracht haben würde. Während der vierzig Tage meines Wochenbettes kam ich mir vor wie eine Verbrecherin, die man zur Strafe für ihre Sünden sich selbst und den Qualen ihres Gewissens überlassen will. Ich lag am zweiten und dritten Tage nach der Entbindung im heftigsten Fieber und litt fast unerträgliche Schmerzen; aber ich durfte dessenungeachtet keines von den Gesichtern sehen, die mir lieb sind. Einmal

täglich erschien mein Herr Gemahl auf der Schwelle des Gemaches, um mir in hastigen Worten mitzuteilen, daß er wegen dringender Geschäfte leider keine Zeit habe, sich mit mir zu unterhalten; an jedem Morgen und an jedem Abend hatte ich das Vergnügen, den Grafen Schuwalow an meinem Bette seine gräßlichen Fratzen schneiden zu sehen, und während der übrigen Zeit mußte ich froh sein, wenn meine Oberhofmeisterin nicht irgend etwas an mir zu tadeln fand. Daß Ihre Majestät mir am sechsten Tage die Anweisung auf ein reiches Geldgeschenk überreichte, habe ich als einen Beweis unverdienter Gnade ja gewiß mit tiefer Dankbarkeit empfunden. Aber wieviel glücklicher wäre ich gewesen, wenn man mir statt dessen nur für wenige Stunden täglich die Gesellschaft meines Kindchens vergönnt hätte. Und dann wurde mir gerade dies Geldgeschenk zu einer Ursache widrigen Verdrusses. Ich hatte die Summe zur Bezahlung dringender Schulden bestimmt; denn Sie wissen ja, daß ich schon in Peterhof fast keinen Pfennig mehr besaß. Aber wenige Tage, nachdem Baron Tscherkassow, der Kabinettssekretär Ihrer Majestät, die angewiesene Summe ausgezahlt hatte, ließ er mich dringend ersuchen, sie der Privatschatulle der Kaiserin wieder zu leihen. Und als ich mein Befremden ausdrückte, empfing ich von ihm die vertrauliche Mitteilung, Seine Kaiserliche Hoheit, mein Gemahl, sei voll Entrüstung gewesen, daß man mir ein Geldgeschenk gemacht habe, statt zu allererst an ihn zu denken. Daraufhin habe Ihre Majestät verfügt, daß auch ihm hunderttausend Rubel ausgehändigt würden. In der Privatschatulle aber befände sich zur Zeit kaum der fünfte Teil dieser Summe, und man fürchte sich, durch eine Offenbarung dieser Tatsache den Zorn der Kaiserin

zu erregen. So habe ich denn das Geld zugunsten des Großfürsten wieder hergegeben und mich mit dem Anblick dieses herrlichen Schmuckes zu trösten gesucht, mit dem Ihre Majestät mich ebenfalls begnadet hatte."

Sie öffnete mit einem bitteren Lächeln das Kästchen, das diesen Schmuck enthielt, und ich sah ein Kollier nebst zwei goldenen Ohrgehängen von solcher Armseligkeit, daß sogar ich Bedenken gehabt haben würde, sie bei Hofe zu tragen. Auch die Großfürstin hat, soviel ich weiß, diesen Schmuck niemals angelegt, obwohl sie von der Gräfin Schuwalow unter Hinweis auf den kaiserlichen Unwillen wiederholt dazu aufgefordert wurde. Und Elisabeth war sich der Kärglichkeit ihrer Gabe wohl zu gut bewußt, als daß sie der jungen Frau aus dieser offenen Mißachtung des Geschenks hätte einen Vorwurf machen dürfen.

Wie wenig ihr daran gelegen war, die sehr geschwächte und erbarmungswürdig abgemagerte Wöchnerin bei guter Stimmung zu erhalten, ging ja am besten daraus hervor, daß sie ihr am siebzehnten Tage nach der Niederkunft hatte mitteilen lassen, der Kammerherr Saltykow sei nach Stockholm entsandt worden, um dem schwedischen Hofe Mitteilung von der Geburt ihres Sohnes zu machen. Daß alle Reichtümer des russischen Kronschatzes den grausamen Schmerz nicht hätten aufwiegen können, den sie der armen Katharina damit bereitete, wußte sie, vor der es am jungen Hofe nie ein Geheimnis gegeben hatte, ja ohne allen Zweifel gut genug.

Neuntes Kapitel.

Wenn auch die Fürstin Gagarin, wie sie es versprochen hatte, dem Namen nach eine Ehrendame der Großfürstin blieb, so erfuhr ihr Verhältnis zu Katharina durch die Verheiratung mit Matjuschkin doch allgemach eine wesentliche Veränderung. Sie war eine viel zu glückliche junge Frau, als daß sie für ihre Herrin noch dasselbe Maß zärtlicher Gefühle hätte aufbringen können, das sie ihr früher offenbart hatte, und niemand hatte für derartige Abkühlungen ein feineres Empfinden als gerade die Großfürstin Katharina. Weil nun auch nicht mehr, wie in der letzten Zeit, die Person des Kammerherrn Sergius Saltykow zwischen uns stand, hatte ich die innige Freude, zu sehen, daß mir die als Gattin wie als Mutter so wenig glückliche fürstliche Frau ihr Vertrauen und ihre Zuneigung wieder so voll und uneingeschränkt zuwandte, wie es vor der Anknüpfung ihrer Beziehungen zu dem schönen, flatterhaften Sergius der Fall gewesen war. Es ist keine Ueberhebung, wenn ich sage, daß ich bis zu der Zeit, wo die Fürstin Daschkow anfing, eine maßgebende Rolle zu spielen, ihre beste, wenn nicht ihre einzige Freundin gewesen bin, und daß ich während dieser Zeit Einblick erhielt in gar viele Dinge, deren Kenntnis mir zu großem Einfluß hätte verhelfen können, wenn ich sie auf die rechte Art zu nützen verstanden hätte. Aber ich muß wohl annehmen, daß ich für die Wichtigkeit und Tragweite politischer Angelegenheiten niemals ein richtiges Verständnis hatte, und es ist jedenfalls sicher, daß sie mich immer nur insoweit interessierten, als sie mir für das Wohl und Wehe meiner geliebten Gebieterin von Bedeutung er-

schienen. Hätte ich den Ehrgeiz der Fürstin Daschkow besessen, so wäre ich gewiß hundertmal in der Lage gewesen, mich zum Mittelpunkt einer der Intrigen zu machen, die vor meinen Augen angesponnen wurden, und es würde mir im entscheidenden Augenblick vielleicht ebensowenig an Mut und Entschlossenheit zum Handeln gefehlt haben wie jener Daschkow, die sich auf ihr tatkräftiges Eintreten für Katharinas Pläne später so viel zugute hielt. Ich kam nur eben nie auf den Gedanken, daß eine Frau dazu berufen sein könne, handelnd und entscheidend in große Staatsaktionen einzugreifen. Ein mir anvertrautes Geheimnis behandelte ich wie ein Heiligtum, dessen Preisgabe mich vor mir selber verächtlich und verdammenswert gemacht hätte. Und wenn man mir dennoch später mit einem Schein des Rechts den Vorwurf gemacht hat, daß ich bei einigen im Buch der Geschichte mit blutigen Schriftzügen verzeichneten Geschehnissen meine Hand im Spiele gehabt hätte, so kann ich mit gutem Gewissen versichern, daß es nicht in berechneter Absicht geschah. Wo immer ich als handelnde Person in einem Spiel aufgetreten bin, das als erschütternde Tragödie enden sollte, immer wurde ich dabei von dem Willen einer Persönlichkeit geleitet, der ich Treue und Gehorsam zu schulden glaubte, und niemals dachte ich an Gewinn oder Belohnung für mich selbst. Ich bin überzeugt, daß man mich in einem gewissen Sinne für sehr dumm hielt, und daß ich im Verlauf meines Lebens nur deshalb von den verschiedensten Personen in alle möglichen Geheimnisse eingeweiht wurde, weil man mir gar nicht die Fähigkeit zutraute, aus meiner Wissenschaft zum Schaden der Vertrauensseligen Nutzen für meine eigene Person zu ziehen.

Zu der Zeit freilich, von der ich jetzt erzähle, dachte überhaupt noch niemand daran, sich meiner zur Verwirklichung weittragender Pläne zu bedienen, und meine Beteiligung an politischen Dingen beschränkte sich auf die Entgegennahme von Katharinas vertraulichen Mitteilungen und auf meine gelegentliche Anwesenheit bei den heimlichen Zusammenkünften, die den Vorbereitungen für eine vielleicht sehr nahe, vielleicht aber auch in noch sehr weite Ferne gerückte Zukunft gewidmet waren.

Denn es gab am großfürstlichen Hofe in der Tat so etwas wie eine geheime Verschwörung. Und ihre Seele war kein anderer als der Großkanzler Graf Bestuschew, der einstige unversöhnliche Gegner der kleinen Zerbster Prinzessin. Der wachsende Einfluß der beiden Schuwalow und die häufigen, manchmal recht bedrohlich auftretenden Erkrankungen der Kaiserin flößten diesem ehrgeizigen und herrschsüchtigen alten Manne zu große Besorgnis vor einer plötzlichen Umgestaltung der Dinge ein, als daß er nicht auf eine rechtzeitige Sicherung seiner gefährdeten Machtstellung hätte bedacht sein sollen. Er hatte lange genug unter Elisabeth gearbeitet, um den Wankelmut ihres Charakters und die Unberechenbarkeit ihrer Entschlüsse zu fürchten. Und er kannte die tiefe Abneigung, die sich in ihrem Herzen nach und nach gegen ihren Neffen und Thronerben, den Großfürsten Peter, herausgebildet hatte. Zu oft und zu unverhohlen hatte sie ihrer Geringschätzung, ja, ihrem Abscheu vor den kindisch einfältigen oder — wenigstens dem äußeren Anschein nach — geradezu schlechten Handlungen dieses von der Natur so stiefmütterlich bedachten und obendrein so schlecht erzogenen holsteinischen Prinzen Ausdruck gegeben. Ihre überschwengliche Freude über die Geburt

des Prinzen Paul, und die Beharrlichkeit, mit der sie dies Kind jedem erzieherischen Einfluß des großfürstlichen Paares entzog, hatten für den klugen und scharfblickenden Bestuschew eine tiefe und bedrohliche Bedeutung. Denn er glaubte die Absicht zu durchschauen, die sich dahinter verbarg. Die Thronfolge in Rußland war durch kein Gesetz geregelt. In dem Augenblick, wo ein Herrscher vom Schauplatz abtrat, sei es durch seinen Tod, sei es unter irgendeinem anderen Zwange, gehörte die Krone nicht immer demjenigen, der durch seine Geburt den nächsten Anspruch auf ihren Besitz hatte, sondern viel öfter dem, der Mut und Kraft genug besaß, sie an sich zu reißen. Elisabeth hatte das einst an sich selbst erfahren müssen, und es mochte ihr darum keineswegs als ungeheuerlich erscheinen, statt des Neffen, den sie bei ihrer Thronbesteigung feierlich selbst zu ihrem Erben und Nachfolger eingesetzt hatte, in ihrem letzten Willen einen andern für die Krone Rußlands zu bestimmen. Dieser andere aber konnte natürlich nur der Sohn des großfürstlichen Ehepaares sein. Und weil er nach aller menschlichen Voraussicht bei dem Hinscheiden der Kaiserin das Alter der Regierungsfähigkeit noch nicht erreicht haben würde, bedurfte es bei der gegenwärtigen Lage der Dinge keines übergroßen Scharfsinns, um zu erraten, daß die Schuwalows ausersehen waren, für den unmündigen Paul die Regentschaft zu führen.

Das vor allem war es, was Katharina und Graf Bestuschew argwöhnten und was sie zu verhindern trachten mußten. An ein Verdrängen des kaiserlichen Günstlings, so lange Elisabeths Zuneigung für ihn fortbestand, war nicht zu denken. Und auf eine offene Fehde durfte man es bei der augenblicklichen Verteilung der Macht-

verhältniſſe keinesfalls ankommen laſſen. Sie hätte bei dem unberechenbaren Jähzorn der Kaiſerin für die Widerſacher ihres Herzensfreundes leicht einen ſehr verhängnisvollen Ausgang nehmen können. Aber man konnte ſich bei Zeiten in aller Stille nach zuverläſſigen Bundesgenoſſen umſehen, die ſtark genug waren, im entſcheidenden Moment den Schuwalows das Heft aus der Hand zu winden.

Vor allem ſetzte man ſeine Hoffnung darauf, daß Iwan Schuwalow ſowohl bei den Offizieren wie bei den Soldaten der Garderegimenter ſehr wenig beliebt war. Wenn man in der Todesſtunde Eliſabeths die Armee für ſich hatte, brauchte man nichts mehr zu fürchten. Der einflußreichſte Mann im Heere aber war zu dieſer Zeit der Marſchall Apraxin, und Katharina war darum mit allen Mitteln weiblicher Klugheit darauf bedacht, ſich ſeiner Freundſchaft zu verſichern. Einige Monate nach der Geburt des Großfürſten Paul, und während man das frohe Ereignis in der Petersburger Geſellſchaft noch immer mit rauſchenden Feſten feierte, waren die Dinge bereits ſo weit gediehen, daß zwiſchen der Großfürſtin, dem Kanzler und dem Marſchall heimliche Zuſammenkünfte ſtattfanden, in denen bis auf die kleinſten Einzelheiten alles beſprochen und feſtgeſetzt wurde, was man bei einem plötzlichen Tode Ihrer Majeſtät zur Abwehr des gefürchteten Staatsſtreiches tun würde. Um dieſen Beſprechungen für den Fall einer Entdeckung — und auf eine ſolche Entdeckung mußte man bei der Menge der Schuwalowſchen Kundſchafter immer gefaßt ſein — einen Anſchein von Harmloſigkeit geben zu können, hatte man ſie äußerlich zu fröhlichen geſelligen Vereinigungen gemacht, die

durch ihre Verstohlenheit einen besonderen Reiz erhalten sollten. Der immer getreue Leo Narischkin hatte sich auch in diesem Fall als erfindungsreicher Helfer in der Not erwiesen. Er hatte seine Schwägerin Anna bewogen, ihr Haus für die nächtlichen Rendezvous herzugeben, und er selbst war es, der die Großfürstin und mich an den verabredeten Abenden dahin brachte. Tollkühn genug blieb das Unternehmen freilich immer. Seine Ausführung wurde überhaupt nur dadurch ermöglicht, daß der Großfürst seit Katharinas Niederkunft nicht mehr das Schlafgemach mit seiner Gemahlin teilte. Da sie unter dem Vorwande, sich unpäßlich zu fühlen, meist auch dem Souper ihres Gatten fernblieb, konnte sie, nachdem die Gräfin Schuwalow und Madame Wladislawa sich zurückgezogen hatten, mit einiger Sicherheit darauf rechnen, nicht mehr beaufsichtigt zu werden. Denn Seine Kaiserliche Hoheit war gewöhnlich bald nach Mitternacht so betrunken, daß er an nichts anderes mehr dachte als an das Schlafen. Und die in den Vorzimmern des Palastes lungernde Dienerschaft wurde dadurch getäuscht, daß sowohl die Großfürstin wie ich selbst diese nächtlichen Ausflüge immer in Männerkleidern unternahmen. Der kalmückische Friseur Katharinas, ein goldtreuer Bursche, von dem sie zu sagen pflegte, daß man ihn viel schwerer zum Reden bringen könne als andere zum Schweigen, schaffte alles, was wir für die Maskerade brauchten, in das Schlafgemach der Großfürstin. Durch eine geschickt ausgedachte Frisur versteckten wir unser Haar unter der Kopfbedeckung und schlüpften an den Lakaien und Schildwachen vorüber zum Schlosse hinaus, ohne daß jemand eine Ahnung gehabt hätte, wer in diesen Männerkleidern steckte. An der nächsten Straßenecke erwartete uns Leo

Nariſchkin in einem Wagen, und wir befanden uns meiſt in der übermütigſten Laune, wenn wir in Anna Nariſchkins Hauſe ankamen. War Graf Beſtuſchew oder der Marſchall Apraxin dort anweſend, ſo zog ſich Katharina meiſt zur vertraulichen Beſprechung mit ihnen in ein Nebengemach zurück, und ich war froh, wenn ich dieſen Beratungen nicht beizuwohnen brauchte. Denn in dem großen Geſellſchaftszimmer ging es meiſt recht vergnüglich zu. Leo Nariſchkin war ja da, und außerdem regelmäßig noch ein anderer junger Kavalier, der in ſeiner Freundſchaft — und nicht bloß in der ſeinigen — der Nachfolger Sergius Saltykows geworden war. Er hieß Stanislaus Auguſt Poniatowski, und war ein Sohn jenes Grafen Poniatowski, der ſich als Parteigänger Karls des Siebenten, des Königs von Schweden, hervorgetan hatte. Im Gefolge des engliſchen Geſandten Sir Williams vor kurzem nach Rußland gekommen, hatte ſich dieſer junge Pole gleichſam im Fluge bei aller Welt in Gunſt geſetzt. Und ſeine glänzenden Eigenſchaften rechtfertigten auf das vollkommenſte die Sympathien, die ihm entgegengebracht wurden. Er war hübſch und elegant, liebenswürdig und klug, ohne die ſkrupelloſe Höflingsverſchlagenheit eines Saltykows und ohne die anmaßende Dreiſtigkeit, durch die ſich leider die meiſten jüngeren Herren unſeres Hofſtaates auszeichneten. Der engliſche Geſandte, der ſogleich zu einer ſehr einflußreichen Perſönlichkeit geworden war, hielt ſehr viel von den ſtaatsmänniſchen Talenten ſeines jungen Freundes, und ſeine warme Empfehlung mochte es geweſen ſein, die die Großfürſtin bewogen hatte, dem Grafen Poniatowski mit beſonderer Freundlichkeit entgegen zu kommen. Schon nach den erſten Begegnungen aber begann ſich in ihrem

Herzen ein wärmeres Interesse für den ritterlichen Polen zu regen. Ein Vergleich mit Sergius Saltykow mußte in jeder Hinsicht so sehr zugunsten Poniatowskis ausfallen, daß sein Erscheinen wohl mehr als alles andere dazu beitrug, den letzten Rest von Liebe zu dem schönen Kammerherrn in Katharinas Herzen zu ertöten. Dafür, wie wenig jener ihrer Neigung würdig gewesen war, hatte sie ja gerade in der jüngsten Zeit zu ihrer peinlichen Beschämung die offenkundigsten Beweise erhalten. War sie schon zu der Zeit, da er im beseligenden Genuß ihrer Liebe schwelgen durfte, seiner Diskretion niemals ganz sicher gewesen, so mußte sie jetzt von den verschiedensten Seiten erfahren, daß er sich am schwedischen Hofe ganz offen seiner Beziehungen zu der Gemahlin des russischen Thronfolgers gerühmt und Einzelheiten erzählt hatte, deren Preisgabe eine Frau niemals verzeihen kann. Außerdem war er in Stockholm bereits zum Helden aller möglichen neuen Liebesabenteuer geworden. Und wenn alle diese Dinge der Großfürstin auch manche heiße Träne erpreßt hatten, so waren sie ihr doch schließlich als mächtige Bundesgenossen bei dem Kampfe zu Hilfe gekommen, den ihr weiblicher Stolz schon lange gegen diese unselige Leidenschaft führte. Graf Stanislaus Poniatowski hätte wahrlich in keinem günstigeren Augenblick auf dem Schauplatz erscheinen können als gerade jetzt. Wie Katharina von der blendenden Persönlichkeit des vornehmen, weitgereisten und weltgewandten Kavaliers angezogen und gefesselt wurde, so wirkten auf ihn der Geist und die Anmut der jungen Frau viel zu stark, als daß er imstande gewesen wäre, diesen Eindruck zu verbergen. Die Art aber, wie er seinen Empfindungen für sie zuerst Ausdruck zu geben wußte, war ganz danach an-

getan, ihn in ihren Augen noch scharmanter und liebenswürdiger erscheinen zu lassen.

Er hatte sich, wie ich bereits erwähnte, besonders herzlich mit Leo Narischkin befreundet, der ihm von allen damaligen Hofkavalieren wohl auch am ehesten geistesverwandt war, und der gute Junge hatte auch diesmal Selbstverleugnung genug, den Vermittler zu machen, wie er ihn einst zwischen seinem Freunde Sergius Saltykow und Katharina gemacht hatte. Das Rührendste dabei war, daß er erst von einem sehr bösen hitzigen Fieber befallen werden mußte, um dem Grafen Poniatowski die heiß ersehnte Gelegenheit zu einer Herzensergießung zu verschaffen. Während dieser Krankheit nämlich hatte die Großfürstin ihrem getreuen Kammerherrn und Hofnarren nach ihrer liebenswürdigen Gewohnheit einen Trostbrief geschrieben, der ganz im Tone einer scherzhaften Vertraulichkeit gehalten war, wie er eben dem in mancher Fährlichkeit erprobten Verhältnis zwischen den beiden entsprach. Auf diesen Brief kam durch die Vermittlung seiner Schwester eine Antwort, die zwar mit dem Namen Leo Narischkin unterzeichnet war, von der Katharina aber schon nach der Lektüre der ersten Zeilen wissen mußte, daß sie nicht aus seiner Feder geflossen war.

Ohne mir ihre Vermutung mitzuteilen, gab sie mir den in französischen Versen geschriebenen Brief zu lesen, und als ich, ganz entzückt von der Grazie des Ausdrucks und von der Feinheit in der versteckten, aber trotzdem unzweideutigen Kundgabe zärtlicher Gefühle fast unwillkürlich ausrief:

„Diese Verse sind nimmermehr von Leo Narischkin, und an unserem Hofe gibt es augenblicklich nur einen einzigen, der sie verfaßt haben könnte" — da legte sie

mir raſch die Hand auf den Mund und ſagte mit jenem ſchelmiſchen Lächeln, das in glücklichen Augenblicken ihr Geſicht ſo reizend machte:

„Still! Ich darf keinen Namen hören. Aber es iſt ſehr hübſch, daß Sir Williams ſo geſcheite und angenehme Leute mitgebracht hat — nicht wahr?“

Wie wenig ſie durch den Inhalt des Briefes erzürnt war, ging am beſten daraus hervor, daß ſie ihn noch am nämlichen Tage beantwortete, natürlich wieder unter der Adreſſe des armen kranken Leo Nariſchkin, und in Wendungen, die allenfalls auch hätten für ihn beſtimmt ſein können, wenn ſchon eine gewiſſe andere Perſönlichkeit ſie mit viel beſſerem Recht auf ſich beziehen durfte. Die Erwiderung ließ ſelbſtverſtändlich nicht lange auf ſich warten, und die lebhafte Korreſpondenz bereitete beiden Teilen ſo lebhaftes Vergnügen, daß der gute Leo ſeine Krankheit ziemlich in die Länge ziehen mußte, um nicht durch eine allzu raſche Geneſung dem Briefwechſel ein unerwünſcht frühzeitiges Ende zu bereiten.

Leider hat die Großfürſtin mir die letzten dieſer Briefe nicht mehr gezeigt. Aber ich muß wohl annehmen, daß ſie bereits einen recht warmen Ton angenommen hatten; denn bei den heimlichen nächtlichen Zuſammenkünften in Anna Nariſchkins Hauſe bedurfte es für einen aufmerkſamen Beobachter der beiden keines beſonderen Scharfblicks mehr, um gewiſſe untrügliche Anzeichen eines Einverſtändniſſes wahrzunehmen, über deſſen Bedeutung ich bei meiner Kenntnis von Katharinas lebhaftem Temperament nicht wohl im Zweifel ſein konnte. Sehr bald hatte ich die volle Gewißheit, daß Poniatowski in jedem Sinne der Nachfolger Saltykows geworden war, und bei der Unmenge von Aufpaſſern konnte es nicht

fehlen, daß auch andere dieſe Ueberzeugung teilten. Die auffallende Kälte, um nicht zu ſagen: Ungezogenheit, mit der der Großfürſt den Grafen behandelte, war ein ebenſo deutliches Zeichen dafür wie das Beſtreben der Schuwalow, den liebenswürdigen Polen vom Hofe zu entfernen. In der Tat gelang es ihren Intrigen, ſeine Abberufung durchzuſetzen, aber ſie ſollten ſich nicht allzu lange ihres Triumphes freuen. Dank ſeiner vortrefflichen Beziehungen und der Unterſtützung des Großkanzlers Beſtuſchew kehrte er ſchon nach einer Abweſenheit von wenig Monaten zurück, diesmal ſogar als beglaubigter Geſandter des Königs von Polen, alſo in einer Stellung, die ihn für ſeine Feinde faſt unangreifbar machte.

Davon, daß ſie ſchon nach Verlauf weniger Jahre die Macht beſitzen würde, ihren ſchönen Freund in liebevoller Erinnerung an die glücklichen Stunden, die ſie ihm verdankte, auf den polniſchen Königsthron zu erheben, ließ Katharina ſich damals ſicherlich noch nichts träumen; aber es iſt wohl ebenſo ſicher, daß Poniatowski einen nicht geringen Anteil hatte an all den geſchickten Vorbereitungen, ohne deren Durchführung Katharina ſchwerlich ſechs Jahre ſpäter ſo ſchnell und leicht an das Ziel ihrer ehrgeizigen Wünſche gelangt wäre.

Seine Kaiſerliche Hoheit der Großfürſt Peter blieb bei alledem beharrlich in jener tragikomiſchen Rolle, für die er nun einmal vom Schickſal beſtimmt ſchien. Soldatenſpielerei, Trinkgelage und ſogenannte Liebſchaften machten nach wie vor den einzigen Inhalt ſeines gründlich verfehlten Lebens aus. Was die erſterwähnte Leidenſchaft betraf, ſo hatte ſie ihn bereits zu den unbegreiflichſten Dummheiten verleitet. So hatte er in dem erſten Sommer nach der Geburt des Großfürſten Paul eine

ganze Kompagnie holsteinischer Soldaten nach Oranienbaum kommen lassen, ohne Erlaubnis und ohne Vorwissen der Kaiserin, die über diesen unsinnigen Streich auf das äußerste entrüstet war. Denn der Großfürst hätte gar kein besseres Mittel wählen können, seine Unbeliebtheit beim Volke und in der Armee noch mehr zu steigern, als die Berufung dieser allgemein verhaßten Soldaten, für deren Unterbringung und Verpflegung er nicht einmal die erforderlichen Geldmittel besaß. Wenn ihn, wie wir alle glaubten, Alexander Schuwalow in seinem törichten Vorhaben bestärkt oder wenn er doch wenigstens nichts getan hatte, es zu verhindern, so war er dabei ohne Frage von dem tückischen Wunsche geleitet worden, den Thronfolger vor der Oeffentlichkeit noch mehr diskreditiert zu sehen. Und ich war selbst zugegen, als die Großfürstin ihm das unverhohlen ins Gesicht sagte, ohne ihn damit zu einer anderen Erwiderung zu veranlassen als zu dem gewohnten nervösen Grimassenschneiden. Glücklicherweise war Katharina klug genug, wenigstens ihre eigene Person den üblen Folgen des unbedachten Schrittes zu entziehen, indem sie bei jeder Gelegenheit durch ihr Verhalten unzweideutig bekundete, wie entschieden sie ihn mißbilligte. Das wurde ihr sowohl von der Kaiserin wie vom Volke als ein Verdienst angerechnet und erhöhte ihre Beliebtheit bei den russischen Soldaten, auf deren Treue und Anhänglichkeit sie mit gutem Grund so große Hoffnungen für die Zukunft setzte.

Nachdem sie durch ihre Ueberflüssigkeit, ihre Anmaßung und ihre groben Manieren ein paar Monate lang alle Welt außer ihrem großfürstlichen Befehlshaber geärgert und gegen sich aufgebracht hatten, wurden die Holsteiner endlich auf ein Machtwort der Kaiserin in ihre

Heimat zurückgeschafft, und Seine Hoheit mußte sich wieder mit jenen anderen Zerstreuungen begnügen, über die hinauszugehen seine Charakteranlagen und seine geistigen Fähigkeiten ihm nun einmal leider nicht erlaubten. Sein Verkehr mit den Ehrendamen Katharinas wurde mehr und mehr zu einem wirklichen Skandal. Nachdem die beiden Schafirow vom Schauplatz verschwunden waren, hatte er — alter Gewohnheit treu — sein Auge auf diejenige geworfen, die bei allen Urteilsfähigen für die häßlichste am Hofe galt, nämlich auf die Gräfin Elisabeth Woronzow, die jüngere der beiden Schwestern, die von der Kaiserin kürzlich dem Hofstaate Katharinas zugeteilt worden waren. Sie waren die Töchter des Grafen Roman Woronzow, eines jüngeren Bruders des Vizekanzlers, der als ein getreuer Parteigänger der Schuwalow in beständigem heimlichem Kampfe gegen den Grafen Bestuschew begriffen war. Niemand zweifelte daran, daß Elisabeths Nachgiebigkeit gegen die Wünsche des Großfürsten den vollen Beifall ihrer Eltern und ihres ehrgeizigen Oheims hatte, aber niemand konnte, wenn er sie ansah, den Ursprung dieser Wünsche begreifen. Denn sie war beinahe ebenso dürr und mager wie der „Kranich" und hatte vor jenem noch eine unreine, bräunliche Hautfarbe voraus, die vermutlich jedem anderen Manne das Verlangen nach ihrem Besitz hätte vergehen lassen. Aber sie mußte dafür wohl andere Eigenschaften besitzen, die bei Seiner Kaiserlichen Hoheit mehr galten als körperliche Schönheit und Grazie — Eigenschaften, deren Natur ich nicht ahnte und auch nicht zu erfahren wünschte. Von allen Liebesverhältnissen Peters ist ja keines so dauerhaft und keines so verhängnisvoll für ihn gewesen wie gerade dies, das erst un-

mittelbar vor seinem tragischen Untergang ein gewaltsames Ende erfuhr. Allerdings war die Leidenschaft auf seiner Seite nicht von allem Anbeginn so heiß wie zur Zeit jener Katastrophe, die ihn Thron und Leben kostete. Der Herzensbund erlitt vielmehr einige Erschütterungen, die von uns für einen vollständigen Bruch gehalten wurden. Und monatelang durfte Madame Teplow, eine andere, bedeutend hübschere Ehrendame der Großfürstin, den anscheinend verwaisten Platz in Peters Herzen einnehmen. Die ihr durch allerlei Listen und Ränke dazu verholfen hatte, die Nebenbuhlerin zeitweilig zu verdrängen, war dieselbe Prinzessin von Kurland, die vor Zeiten selbst eine Rolle in dem sonderbaren Liebesleben des Großfürsten gespielt hatte. Sie war inzwischen eine richtige alte Jungfer und ganz gewiß nicht hübscher geworden, als sie es in ihren Blütetagen gewesen war, ein kleines buckliges Scheusal mit der spitzigsten Zunge, die man sich denken konnte. Selbst ihre Augen, die ehedem für schön gegolten hatten, waren jetzt von jenem unangenehm stechenden Glanz, aus dem man immer auf eine böse und tückische Gemütsart schließen kann. Bei der Kaiserin aber hatte sie sich durch ihre Geschicklichkeit im Schmeicheln in unverminderter Gunst zu erhalten gewußt, und ihr Einfluß am alten Hofe war sogar größer als je zuvor. Von den Ehrendamen Ihrer Majestät wurde sie geradezu gefürchtet, und die armen Geschöpfe hatten dazu in der Tat die allertriftigste Ursache. Denn die Prinzessin von Kurland war eine der beiden Aufseherinnen, von deren Gnade sie ganz und gar abhingen. Die andere war eine Frau Schmidt, eine Person von bäuerlicher Herkunft, die als Witwe eines Hoftrompeters zu ihrem eigenartigen Vertrauensposten

gekommen war — ich weiß nicht auf welche Weise. Sie selber erschien niemals bei Hofe, was auch schon wegen ihrer ungeschliffenen Manieren und ihrer unförmigen Beleibtheit eine reine Unmöglichkeit gewesen wäre, aber sie führte über die Ehrendamen ein Regiment wie ein türkischer Pascha über seine Sklavinnen, und um nichts in der Welt hätte ich ihrer Fuchtel unterstellt sein mögen. Die Damen bewohnten, zu je zweien oder dreien in einem Zimmer untergebracht, eine kleine Reihe von Gemächern, die nur untereinander in Verbindung standen, und deren erstes Frau Schmidt innehatte, während das letzte von der kurländischen Prinzessin für sich mit Beschlag belegt worden war. Es gab also keinen Zugang und keinen Ausgang als durch das Zimmer des einen dieser beiden weiblichen Zerberusse, und man hätte meinen sollen, daß die Tugend junger Hofdamen niemals besser geschützt gewesen sei als durch diese Anordnung. Trotzdem erzählte man sich bei uns die haarsträubendsten Geschichten von den Dingen, die sich bei Tage wie bei Nacht in jenen so wohl behüteten Gemächern ereignen sollten. Und unsere mit allen Wassern gewaschenen Leichtfüße Leo Narischkin und der Kammerherr Buturlin waren indiskret genug, auch das Geheimnis der Zauberwurzel auszuplaudern, mit deren Hilfe man ganz nach Wunsch alle Türen im Quartier der Ehrendamen aufspringen lassen konnte. Frau Schmidt, deren schwache Seite die Süßigkeiten und die schwer verdaulichen Pasteten waren, litt fast beständig an Indigestionen, die ihre Wachsamkeit einschläferten; die Prinzessin von Kurland aber war trotz des harten Regiments, das sie im allgemeinen über die jungen Damen führte, keineswegs unzugänglich für eine gewisse Art der Bestechung. Narisch-

kin, Buturlin und noch einige andere versicherten, daß sie keinem leidlich hübschen Manne den Durchgang durch ihr jungfräuliches Schlafgemach verwehrte, sofern nur der ein für alle Mal festgesetzte Zoll ordnungsgemäß entrichtet wurde. Und man zögerte um so weniger, ihn zu zahlen, als er nicht in barem Gelde, sondern in Gestalt gewisser Liebenswürdigkeiten beglichen werden mußte, deren Genuß sich die buckelige Prinzessin bei dem vollständigen Mangel an körperlichen Reizen auf andere Weise allerdings schwerlich hätte verschaffen können. Hatten sich also die Ehrendamen der Kaiserin nach dieser Richtung hin über ihre Aufseherin nicht allzu sehr zu beklagen, so litten sie in anderer Hinsicht um so empfindlicher unter ihrem giftigen Neid und ihren boshaften Launen. Die Prinzessin stiftete und löste Verlobungen, wie es ihr gefiel, und sie hatte nicht nur am kaiserlichen, sondern auch am großfürstlichen Hofe ihre Hand überall im Spiele, wo man unvorsichtig genug gewesen war, ihr Einblick in ein Liebesverhältnis zu verschaffen. Sie haßte Elisabeth Woronzow wegen ihrer Beziehungen zu dem Großfürsten, und sie setzte alles daran, diese Beziehungen zu stören. Es gelang ihr denn auch, wie schon gesagt, in der Tat, für ein halbes oder ein ganzes Jahr Madame Teplow an die Stelle der Gräfin zu bringen; aber ihr Schützling erwies sich als zu anspruchsvoll für die bescheidenen Fähigkeiten des prinzlichen Liebhabers, und das Ende war, daß Peter reuig in die mageren Arme Elisabeths zurückkehrte, und ihr bis zu seinem furchtbaren Sturz Treue hielt, oder doch wenigstens das, was er unter Treue verstand.

Natürlich hatten die kläglichen Herzensirrungen des Mannes, der eigentlich von Anfang an nur dem Namen

nach ihr Gemahl gewesen war, längst aufgehört, für Katharina eine Quelle des Kummers zu sein, und sie lehnte sich, soweit ich mich erinnern kann, nur ein einziges Mal dagegen auf, als die durch die Freundlichkeiten allzu sehr verwöhnten jungen Damen anfingen, es an dem nötigen Respekt vor ihrer Gebieterin fehlen zu lassen. Bei dieser Gelegenheit allerdings offenbarte sie all den Stolz und die Energie, die sich hinter ihrem liebenswürdig bescheidenen Wesen verbargen, und ich habe kaum je so bestürzte Gesichter und eine so tiefe Zerknirschung gesehen als bei den von ihr zurechtgewiesenen Favoritinnen ihres Gatten. In einer Aufwallung ritterlichen Mutes machte der Großfürst den Versuch, Katharina wegen ihres „hochmütigen" Auftretens gegen die aus den besten Familien stammenden Damen zur Rede zu stellen, aber er erfuhr eine so überlegene, ruhig kühle Abfertigung, daß er kaum weniger beschämt davon schlich wie die Gescholtenen. Und wenn auch in seiner Lebensführung daraufhin keine irgendwie wahrnehmbare Aenderung eintrat, so hatte die Großfürstin sich doch hinfort nie wieder über ein unehrerbietiges Benehmen ihrer Hoffräulein zu beklagen.

Ungleich gefährlicher und bedrohlicher als diese Abweichungen vom Pfade der Pflicht war für die junge Frau die charakterlose Nachgiebigkeit ihres Mannes gegen die Einflüsterungen verderblicher Ratgeber, die sich sein Vertrauen gewonnen hatten, indem sie seinen schlechten und lasterhaften Neigungen schmeichelten. Seit dem Tode des rechtschaffenen Pechlin, der niemals Bedenken getragen hatte, dem Großfürsten zu widersprechen, wo es ihm im Interesse des von Peter „regierten" holsteinischen Stammlandes geboten schien, waren in dieser Ver-

waltung die schlimmsten Uebelstände eingerissen. Und als ihren Urheber betrachtete Katharina mit Recht den Grafen und Kammerherrn Brockdorf, einen holsteinischen Edelmann, der sich schon zur Zeit des Hofmarschalls Brümmer durch seine Ränke unmöglich gemacht hatte und damals sogar aus Rußland ausgewiesen worden war. Unangefochten nach Petersburg zurückgekehrt, hatte dieser Mensch alsbald einen unheilvollen Einfluß auf den Großfürsten gewonnen und sich zu dem eigentlichen Regenten des Herzogtums Holstein zu machen verstanden. Er war schon in seinem Aeußern einer der abscheulichsten Menschen, deren ich mich erinnere. Auf seinem langen, abenteuerlich dünnen Körper saß ein dicker, mißförmiger Kopf mit brandrotem Haar, das er allerdings meist unter einer großen Perücke zu verstecken suchte. Seine kleinen, unruhigen Augen wurden noch häßlicher dadurch, daß er fast gar keine Augenbrauen hatte, und die tief herabgezogenen Mundwinkel gaben ihm ganz das verbissene und sauertöpfische Aussehen, das seinem Charakter entsprach. Er war ein Intrigant von der schlimmsten Art und von geradezu verbrecherischer Gewissenlosigkeit. Weil die Freundschaft des Großfürsten ihm einzig dazu dienen sollte, seine unersättliche Habgier zu befriedigen, benutzte er seinen Einfluß auf die holsteinische Verwaltung in der schamlosesten Art zu Erpressungen und zu einer skrupellosen Ausbeutung des bedauernswerten Herzogtums. Er trieb einen einträglichen Handel mit Titeln und Orden, für deren Verleihung er den Großfürsten mühelos dadurch zu gewinnen wußte, daß er ihm ähnliche, bei den ewigen Verlegenheiten Peters immer willkommene Geldquellen erschloß. Aber es waren Hilfsquellen von der unwürdigsten und verächtlichsten

Art. Peter schuf zu seinen Gunsten Monopole und Steuern, die allen Gesetzen Peters I. Hohn sprachen. Und wenn irgendein aufrechter Mann in Holstein es wagte, sich diesen Willkürlichkeiten zu widersetzen, so fand der gewissenlose Brockdorf sicherlich immer Mittel und Wege, ihn unschädlich zu machen. Der abscheulichste Fall dieser Art war die Affäre eines gewissen Elendsheim, der in Holstein an der Spitze der Justizverwaltung stand und sich trotz geringer Herkunft bei seinen Landsleuten des höchsten Ansehens erfreute. Dieser charaktervolle Mann gehörte zu den entschiedensten Gegnern der Brockdorffschen Ausbeutungspolitik, und darum mußte er durchaus beseitigt werden. Eines Tages erfuhr Katharina aus einer unvorsichtigen Aeußerung des Großfürsten, daß er willens sei, einen Haftbefehl gegen Elendsheim zu erlassen. Und als die Großfürstin, die durch die Mitteilungen eines ihr sehr ergebenen Sekretärs über die holsteinischen Angelegenheiten immer ziemlich genau unterrichtet war, nach den Beweggründen für diese außergewöhnliche Maßregel fragte, erwiderte Seine Kaiserliche Hoheit etwas verlegen, es läge ein Verdacht der Untreue und Bestechlichkeit gegen Elendsheim vor. Katharina schwieg, aber als sie eine Stunde später den Grafen Brockdorf bei ihrem Gemahl wußte, trat sie unvermutet zu den beiden ins Zimmer. Aus ihrem eigenen Munde weiß ich, daß sie von dem Grafen mit Entschiedenheit eine Rechtfertigung des verhängnisvollen Rates verlangte, den er dem Großfürsten in bezug auf das Verfahren gegen Elendsheim gegeben. Als Brockdorf in einiger Bestürzung wiederholte, was sie schon von ihrem Gatten gehört hatte, fragte sie nach den Beweisen, die man für die angeblichen Verfehlungen des

von seinen Mitbürgern so hoch geachteten Mannes habe. Und da war der erbärmliche Intrigant gezwungen, ihr zu erwidern, daß es zwar an solchen Beweisen vor der Hand noch gänzlich fehle, daß sich aber ohne Zweifel Ankläger genug finden würden, sobald Elendsheim erst einmal im Gefängnis säße.

„Gewiß," fügte der Großfürst mit jener Offenherzigkeit hinzu, die der Beschränktheit seines Geistes entsprang, „wir werden bald genug so viel Beweise haben, als wir uns nur immer wünschen können, um dem widerwärtigen Kerl den Prozeß zu machen. Man muß nur erst merken, daß er bei mir in Ungnade ist und daß ich ihn verurteilt sehen will. Dann finden sich auch die Angeber, die wir brauchen. Und selbst wenn es nicht der Fall wäre, kann man ihn doch durch eine lange hingezogene Untersuchung verhindern, mir überall im Wege zu sein."

Im innersten Herzen empört über solche Niedrigkeit der Gesinnung und schamlose Verleugnung alles Gerechtigkeitsgefühls, wandte sich Katharina an den Grafen, um ihm mit rücksichtsloser Aufrichtigkeit alle die Vorwürfe zu machen, die in Wirklichkeit für die Adresse des Großfürsten bestimmt waren. Sie sagte ihm rund heraus, daß sie seine Ratschläge für im höchsten Maße unheilvoll halte, nicht nur, weil ihre Ausführung das Ansehen des Großfürsten in Holstein untergraben müsse, sondern noch mehr um des Eindrucks willen, der dadurch in Rußland erzeugt werde, dem Lande, das in Seiner Kaiserlichen Hoheit den künftigen Beherrscher erblickte.

„Was soll man sich hier von einem Kaiser versprechen," rief sie aus, „dem der Ruf vorausgeht, Recht und Gesetz gebrochen zu haben? Ich habe nicht die Be-

fugnis, mich in politische Angelegenheiten einzumischen, und habe auch nicht den Wunsch, es zu tun. Wohl aber habe ich das Recht, darüber zu wachen, daß in Rußland nur mit Hochachtung und Verehrung von meinem Gemahl gesprochen werden darf. Und darum werde ich nichts unversucht lassen, ihn von Ratgebern zu befreien, denen ihr eigener Vorteil höher steht als das wahre Interesse ihres Herrn."

Brockdorf, der während dieser Zurechtweisung abwechselnd blaß und rot geworden war, versuchte zwar, sich mit allerlei nichtssagenden Redensarten zu verteidigen, aber Katharina kehrte ihm mit Verachtung den Rücken und richtete an den Großfürsten noch einmal die Frage, ob er wirklich entschlossen sei, den Haftbefehl gegen Elendsheim zu unterzeichnen. Sie hoffte, ihn durch ihre nachdrücklichen Erklärungen anderen Sinnes gemacht zu haben, aber so vollständig stand Peter bereits unter dem Einfluß seines bösen Geistes, daß er ihr rauh und herrisch erwiderte, sie verstände nicht das geringste von diesen Dingen und täte besser, sich um ihre eigenen Angelegenheiten zu kümmern. Der abscheuliche Willkürakt, den Katharina zu hindern versucht hatte, ist denn auch in der Tat zur Ausführung gekommen, und der unglückliche Elendsheim hat jahrelang im Gefängnis schmachten müssen, ohne daß es jemals gelungen wäre, so viel Belastendes gegen ihn zusammenzubringen, wie es zur Erhebung einer Anklage notwendig gewesen wäre. Katharinas Zorn gegen Brockdorf aber wurde nach diesem Vorfall und nach der Demütigung, die sie in seinem Beisein erfahren, so groß, daß sie nicht nur vor aller Welt ihrer Verachtung unverhohlenen Ausdruck gab, sondern daß sie auch den Grafen Alexander Schuwalow

dringend bat, ihr die Möglichkeit einer Unterredung mit der Kaiserin zu verschaffen, damit sie ihr über diesen Ratgeber des Thronfolgers die Augen öffnen könne.

Es mag befremdlich erscheinen, daß die in unmittelbarster Nähe Ihrer Majestät lebende Gemahlin des Thronerben außerstande war, eine solche Unterredung anders als durch die Vermittlung eines angesehenen Höflings herbeizuführen. Aber ihr Verhältnis zu der Kaiserin war in der Tat ein derartiges, daß sie nicht hätte wagen dürfen, persönlich darum zu bitten. Außer bei den großen Hoffestlichkeiten, wo sie ihren Neffen und seine Gattin stets mit eisiger Kälte behandelte, blieb Elisabeth für die großfürstlichen Herrschaften völlig unzugänglich. So sehr war sie durch ihren Günstling Iwan Schuwalow gegen Katharina eingenommen worden, daß sie sogar die ihr durch den Grafen Alexander Schuwalow notgedrungen übermittelte Bitte der Großfürstin zunächst gänzlich ignorierte, und sie erst volle acht Monate später zu sich rufen ließ mit dem, nach so langer Zeit geradezu wie Hohn erscheinenden Bemerken, daß sie ja den Wunsch geäußert habe, mit ihr zu sprechen.

Ueber den Verlauf dieser Unterredung kann ich, da Katharina mir nur wenige Andeutungen machte, nichts weiter berichten, als daß die Großfürstin sehr niedergeschlagen von ihr zurückkehrte, und daß ich darum wohl annehmen mußte, sie sei von Ihrer Majestät nichts weniger als gnädig behandelt worden.

Kaum jemals mochte die Lage einer dem Throne zunächst stehenden Prinzessin eine so schwierige und peinliche gewesen sein wie die der Großfürstin Katharina während dieser kritischen Jahre. Beargwöhnt, wenn nicht gehaßt, von der regierenden Kaiserin; an der Seite

eines unfähigen und ungeliebten Gatten, dessen Gleichgültigkeit mehr und mehr in offene Abneigung überging, und der in unbegreiflicher Verblendung fortgesetzt alles nur immer Mögliche tat, um zugleich mit seiner eigenen Zukunft auch die ihrige zu untergraben; umgeben von Feinden und von Spionen, die jede ihrer Handlungen und jedes ihrer Worte belauerten; getrennt von ihrem zärtlich geliebten Kinde, mußte sie an Demütigungen und Bitterkeiten beinahe mehr auskosten als der niedrigsten Frau aus dem Volke beschieden sein kann. Und wenn unter diesem furchtbaren Druck die Spannkraft ihres Geistes nicht erlahmte, wenn sie weder den Glauben an sich selbst noch das Vertrauen in eine glücklichere, glänzendere Zukunft einbüßte, so bedurfte es dazu wahrlich jener außergewöhnlichen Charaktereigenschaften, die ein gnädiges Geschick dieser seltenen Frau auf ihren Lebensweg mitgegeben hatte.

---

10. Kapitel

Es geschah gewiß nicht allzu oft, daß ich für den Großfürsten Peter etwas wie Sympathie oder gar wie Hochachtung empfand; einen Zug aber gab es doch in seinem Wesen, der mich wenigstens zeitweilig mit manchen seiner Schwächen aussöhnte. Dieser Zug war eine fast abgöttische Verehrung für den König Friedrich II. von Preußen, der für ihn nicht nur das Muster eines weisen Regenten, sondern auch den größten Feldherrn aller Zeiten bedeutete. Ich will nicht darüber urteilen,

wie gut oder wie schlecht sich diese Anbetung eines fremden und Rußland nicht immer freundlich gesinnten Fürsten mit den patriotischen Pflichten Seiner Kaiserlichen Hoheit vertrug, und ich glaube gern, daß Katharina eine bessere politische Einsicht bewies, indem sie sie auf das entschiedenste mißbilligte; aber nach allem, was ich von den Taten und Aeußerungen des preußischen Königs gehört hatte, konnte ich nicht umhin, ihm ebenfalls den Tribut aufrichtigster Bewunderung zu zollen. Ich sah um mich her so vieles, was mich an der Weisheit und Gerechtigkeit von Elisabeths Regierung zweifeln ließ, und ich hatte durch so viele traurige Wahrnehmungen den Beweis dafür erhalten, wie verderblich die Herrschaft gewissenloser Günstlinge einem Lande werden muß, daß ich nicht ohne ein Gefühl des Neides unserer westlichen Nachbarn gedenken konnte, die unter dem Szepter eines ebenso klugen und aufgeklärten wie tapferen und entschlossenen Fürsten mehr und mehr zu wohlgeordneten inneren Verhältnissen und zu hohem Ansehen in der Welt gelangten. Jedesmal, wenn sich Katharina im Kreise ihrer intimsten Vertrauten über die Abgötterei lustig machte, die der Großfürst mit seinem preußischen Heros trieb, regte sich in der Stille meines Herzens der Wunsch, daß die Vorsehung dem künftigen russischen Kaiser zu dieser Bewunderung auch die Einsicht und die Kraft verleihen möge, dem Beispiel des seltenen Mannes nachzustreben und damit die hohe Aufgabe zu vollenden, die Peter I in seinem Kampfe gegen Barbarei und Verderbtheit nur unvollkommen hatte lösen können.

Bei solcher Gesinnung mußte Seine Kaiserliche Hoheit es natürlich äußerst schmerzlich empfinden, als die abgeschlossenen Verträge Rußland zwangen, zum

Großfürſt Paul.

Kriege gegen Friedrich zu rüsten. Aber auch für Katharina und ihren Anhang bedeuteten diese Kriegsvorbereitungen und die mit ihnen verknüpften diplomatischen Intrigen einer Quelle der Beunruhigung und der Sorge. Denn der Gegensatz zwischen den beiden Parteien, die seit geraumer Zeit offen und heimlich um den entscheidenden Einfluß am Hofe kämpften, war niemals schärfer zutage getreten als bei dieser Gelegenheit.

Der Großkanzler Graf Bestuschew, der ja dem Namen nach noch immer der alleinige Leiter der auswärtigen Angelegenheiten war, wollte sich durchaus an den Wortlaut des mit Oesterreich abgeschlossenen Vertrages halten und für den Krieg gegen Preußen nicht mehr als dreißigtausend Mann zur Verfügung stellen, während der Wiener Gesandte, Graf Esterhazy, darauf drang, daß Rußland den Bundesgenossen mit all seinen Streitkräften unterstütze. Weil er in der Hartnäckigkeit des in seinen Entschlüssen schwer zu erschütternden Grafen Bestuschew einen unüberwindlichen Widerstand erblickte, versuchte er sein Heil bei der Gegenpartei, die von den Schuwalows und dem ihnen blindlings ergebenen Vizekanzler Woronzow gebildet wurde, und mit Freuden ergriffen diese die Gelegenheit zu allerlei Versuchen, den Großkanzler zu stürzen.

Vorläufig allerdings erreichten sie nichts anderes, als daß gegen Bestuschews Willen der Marschall Apraxin den Oberbefehl über die an die preußische Grenze zu entsendenden Truppen erhielt und daß die Partei der Großfürstin dadurch für eine ungewisse Zeit des Mannes beraubt wurde, auf den sie für den Fall eines Staatsstreiches ihre stärksten Hoffnungen gesetzt hatte.

Katharina hatte den dringenden Wunsch, den Mar-

schall vor seiner Abreise nach dem Kriegsschauplatz noch einmal unter vier Augen zu sprechen; aber die Wachsamkeit des Grafen Alexander Schuwalow wußte das Zustandekommen dieser Unterredung zu verhindern. Vielleicht war es eine gefährliche Unvorsichtigkeit, daß die Großfürstin nunmehr den Abschiedsbesuch der Marschallin dazu benützte, ihrem tiefen Bedauern über die Entfernung Apraxins und ihrer Zuversicht Ausdruck zu geben, daß er auch in der Ferne der gegebenen Versprechungen eingedenk bleiben werde. Denn, wenn sie auch nicht mit klaren Worten aussprach, was sie von ihm erwartete, und wenn auch bei dieser Unterredung niemand außer mir zugegen war, vermute ich doch, daß Katharinas und Bestuschews Feinde durch irgendeine unbedachte Aeußerung der Marschallin Kenntnis von dem Inhalte des Gesprächs erhielten und diese Kenntnisse später in einer für die beteiligten Personen verhängnisvollen Weise auszunützen wußten.

Zu den Verbündeten und Vertrauten der Großfürstin gehörten zu dieser Zeit auch der durch Iwan Schuwalow aus der Gunst der Kaiserin verdrängte Marschall Rasumowski und sein Bruder Kyrill, der Hetman der Ukraine. Beide waren zwar, ihrer bäuerlichen Herkunft entsprechend, ganz ungebildete Menschen von großer Beschränktheit des Geistes und erschreckend unbeholfenen Manieren; aber sie meinten es ehrlich, und namentlich Graf Kyrill Rasumowski, der sterblich in Katharina verliebt war, ohne indessen von ihr etwas anderes als harmlose Freundlichkeiten zu empfangen, wäre für sie gewiß unbedenklich durchs Feuer gegangen. Auch waren sie aus naheliegenden Gründen von einem grimmigen Haß gegen Iwan Schuwalow und seine beiden Vettern

beseelt, und man durfte sich also im Fall der Not ziemlich sicher auf sie verlassen.

Im Juli des Jahres 1757 traf in Petersburg die Kunde ein, daß Memel sich den russischen Truppen ergeben habe, und in der zweiten Hälfte des August erhielten wir die Nachricht von dem bei Großjägerndorf erfochtenen Siege. Kurz vorher aber hatte sich etwas ereignet, das Katharina und ihren Anhang die Abwesenheit Apraxins mit vermehrter Sorge empfinden ließ.

Die Kaiserin, die sich in Zarskoje Selo aufhielt, hatte sich eines Tages nach ihrer Gewohnheit zu Fuß in die Dorfkirche begeben, die nur eine kurze Strecke von dem Schlosse entfernt war. Aber unmittelbar nach dem Beginn der Messe war sie von einem Unwohlsein befallen worden, das sie veranlaßt hatte, das Gotteshaus, und zwar wiederum ohne jede Begleitung, zu verlassen. Sie mochte gehofft haben, den Palast noch zu erreichen, ehe der gefürchtete Anfall ihres schon seit Jahren bestehenden geheimnisvollen Leidens eintrat. Aber schon auf der Hälfte des Weges verlor sie das Bewußtsein und stürzte zu Boden. Eine große Menge des Landvolkes, das an diesem Feiertage von allen Seiten herbeigeströmt war, um die Kaiserin zu sehen, umstand die Ohnmächtige; aber der Respekt vor der geheiligten Person Ihrer Majestät, die zu berühren niemand den Mut hatte, hielt diese törichten Gaffer ab, ihr helfend beizustehen. Eine verhältnismäßig lange Zeit mußte vergehen, ehe einige Personen des Hofstaates herzueilten, aber auch diese benahmen sich ungeschickt und ratlos genug. Sie bedeckten das Gesicht der im Grase liegenden Kaiserin, auf deren Lippen sich Blutstropfen zeigten, mit einem weißen Tuche und warteten im übrigen die Ankunft der eilig

herbeigerufenen Aerzte ab. Der zuerst erschienene Wundarzt tat das einzige, was Wundärzte in Krankheitsfällen zu tun wissen, das heißt, er ließ der Kaiserin im Angesicht alles Volkes zur Ader, ohne daß sie dadurch das Bewußtsein wiedererlangt hätte. Endlich brachte man in einem Lehnstuhl ihren damaligen Leibarzt, den Griechen Condoidi, getragen, der selber krank war, und den man darum nur mit großer Mühe hatte zur Stelle schaffen können. Im Verein mit dem Wundarzt Fouzadier, einem französischen Flüchling, bemühte er sich um die Kaiserin, die man endlich auf ein aus dem Schlosse herbeigeholtes Sofa gelegt und durch einige Wandschirme notdürftig der Schaulust der neugierigen Menge entzogen hatte. Erst nach Verlauf von beinahe zwei Stunden brachte man es dahin, daß sie die Augen aufschlug; aber sie konnte nicht sprechen, und es war kein Zweifel, daß sie auch die Klarheit ihres Geistes nicht zurückgewonnen hatte. Auf dem Sofa in das Schloß getragen, verbrachte sie dort mehrere Tage in einem sehr bedenklichen Zustande und litt die empfindlichsten Schmerzen, da sie sich bei dem Anfall die Zunge fast ganz durchbissen hatte. Wenn sie sich auch in der Folge anscheinend völlig erholte, war es doch unausbleiblich gewesen, daß sich die Kunde von ihrer auf offener Straße erfolgten Erkrankung rasch verbreitete, und daß man sich auch im Heere wie im Volke, denen ihr schlechter Gesundsheitszustand bisher ängstlich verheimlicht worden war, mit dem Gedanken an die Möglichkeit ihres nahen Ablebens zu beschäftigen anfing.

Mehr als je mußte unter solchen Umständen Katharina darauf bedacht sein, die Zahl ihrer Freunde zu vermehren, oder, wenn dies unmöglich war, doch wenigstens die Zahl ihrer Feinde zu verringern. Und es war gewiß

ein Beweis ihrer Klugheit, daß sie dazu auch die kleinen Mittel nicht verschmähte, und da, wo alle anderen Künste versagten, die Genußsucht und die Eitelkeit oberflächlicher Menschen für sich nutzbar zu machen wußte.

Unter dem Vorwande, die glorreichen Erfolge der russischen Truppen zu feiern, veranstaltete sie in Oranienbaum ein Parkfest, zu dem nicht nur die Hofgesellschaft, sondern beinahe jedermann Zutritt erhielt und auf das sie eine Summe verwendete, die in gar keinem Verhältnis zu ihren Einkünften stand. Sicherlich war es eine der glänzendsten und gelungensten Festlichkeiten, deren ich mich aus der damaligen Zeit zu erinnern vermag. Auf einem von dem italienischen Baumeister Antonio Rinaldi entworfenen, phantastisch gestalteten Riesenwagen war das aus sechzig Sängern und Musikanten bestehende Orchester plaziert worden. Die Verse zu den von ihnen vorgetragenen Stücken hatte der Hofpoet verfaßt und der italienische Kapellmeister Araja hatte eine sehr schöne Musik dazu geschrieben. In der großen Parkallee war eine ungeheure Tafel gedeckt worden und ihr gegenüber erhob sich die von einem erleuchteten Transparent überragte Bühne, auf der Schauspieler, Sänger und Tänzer auftraten. Als die Aufführungen vorüber waren, rauschten zwei andere Vorhänge auseinander, und man sah in den dahinter verborgen gewesenen Pavillons eine Menge kunstvoll aufgebauter Lotteriegewinne in Gestalt von Blumen, Schmuckstücken, Porzellangegenständen, Degengehängen, Bändern, Fächern, Handschuhen und vielen anderen Dingen, die an und für sich sehr hübsch waren und außerdem für die Gewinner natürlich einen besonderen Wert dadurch erhielten, daß sie sie mit einem Schein von Berechtigung als Geschenke

Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Großfürstin bezeichnen durften.

Auf einem dazu hergerichteten Platze wurde nach aufgehobener Tafel im Lichte buntfarbiger Lampen und beim schönsten Mondschein getanzt. Da der für die Menuette zur Verfügung stehende Raum etwas beschränkt war, beteiligten sich indessen nur die Angehörigen der engeren Hofgesellschaft an diesem Vergnügen, und die unermüdlichsten Tänzer waren natürlich, wie immer, unsere Kammerherren Leo Narischkin und Graf Buturlin. Zwischen den beiden war übrigens in jüngster Zeit ein ziemlich gespanntes Verhältnis eingetreten, das seine Ursache in ihrer Nebenbuhlerschaft um die Gunst derselben jungen Dame, der Gräfin Maria Woronzow, hatte. Es war augenscheinlich, daß sie den Grafen Buturlin bevorzugte; aber schließlich wäre es nicht das erstemal gewesen, daß der in allen Künsten der Verführung wohlerfahrene Leo Narischkin einen Rivalen im entscheidenden Moment aus dem Sattel gehoben hätte. Und die Sache sah diesmal um so ernsthafter aus, als er wiederholt geäußert hatte, daß es ihm nicht bloß um eine Tändelei, sondern um eine richtige Heirat zu tun sei. Darüber, daß es hohe Zeit war, ihn zu verheiraten, waren sich ja auch alle einig, die es gut mit ihm meinten. Die Zahl seiner Liebesabenteuer wuchs nachgerade in so bedenklicher Weise, und er verstrickte sich durch seine Frauenzimmeraffären in so viele Intrigen und Widerwärtigkeiten, daß dadurch ein sehr schlechtes Licht auf das Leben am großfürstlichen Hofe fiel, und daß er selber sich aus all diesen Wirrnissen kaum noch herauszufinden wußte. Seine Mutter ging deshalb neuerdings mit dem Plane um, ihm Fräulein Anna Alexejewna Hittrow, eine

Ehrendame der Kaiserin, zur Frau zu geben. Sie war dazu von dem Vater des jungen Mädchens überredet worden, und die Partie wäre in der Tat für beide Teile nicht schlecht gewesen; denn Leo Narischkin war durch Erbschaft in den Besitz eines bedeutenden Vermögens gelangt, die Mutter des Fräulein Hittrow aber war eine Schwester der Grafen Alexander und Peter Schuwalow, der neben ihrem Vetter Iwan Iwanowitsch zur Zeit einflußreichsten Männer im russischen Reiche. Die Großfürstin Katharina jedoch wurde durch dies Heiratsprojekt in hohem Maße beunruhigt. Sie kannte den schwachen Charakter Leo Narischkins zur Genüge, um mit gutem Grund zu fürchten, daß er sich in das feindliche Lager hinüberziehen lassen würde, sobald er mit den Schuwalows verschwägert war, zumal Fräulein Hittrow allgemein als eine verschlagene und intrigante Person verschrien war. Und je nützlicher er ihr in vielen Lebenslagen als guter Freund gewesen war, um so gefährlicher mußte er ihr als Parteigänger ihrer Widersacher werden. Denn er war im Besitz von Geheimnissen, deren Preisgabe der Großfürstin unberechenbaren Schaden zufügen konnte. Aus denselben Gründen aber, die sie zur Gegnerin dieses Planes machten, sah sie auch seine Bemühungen um die Gunst der Gräfin Maria Woronzow mit dem größten Mißvergnügen, und hatte bisher alles getan, was in ihren Kräften stand, um dem Grafen Buturlin zu einem entscheidenden Erfolg bei seiner Angebeteten zu verhelfen.

Während sie nun bei dem heutigen Parkfest an meiner Seite dem Tanze zuschaute, fragte sie mich plötzlich:

„Finden Sie nicht, daß Leo Narischkins Tänzerin die hübscheste und anmutigste von allen hier anwesenden

jungen Damen ist? Täte er nicht viel besser daran, sich in sie zu verlieben, statt in die hölzerne Maria Woronzow oder in das boshafte Fräulein Hittrow?"

Die, von der sie sprach, war Marine Ossipowna Sakrefskaja, eine Ehrendame der Kaiserin und Nichte der Grafen Rasumowski. Daß sie mit Anmut tanzte, ließ sich allerdings nicht in Abrede stellen; im übrigen aber war sie weder sonderlich hübsch noch ausnehmend gescheit; ich erinnerte mich sogar recht gut, daß Katharina sich bei einer früheren Gelegenheit über ihr einfältiges Aussehen lustig gemacht hatte. Wie ich meine kluge Gebieterin kannte, zweifelte ich also bei ihrer Frage keinen Augenblick, daß sich mit ihrem plötzlich erwachten Wohlwollen für Marine Ossipowna irgendeine besondere Absicht verbinden müsse.

„Es ist wohl möglich, daß er gut daran täte," erwiderte ich, „aber mir scheint, daß er sehr weit davon entfernt ist; denn man hat mir erst vor wenig Tagen einen Spottvers hinterbracht, den er auf sie gemacht hat."

Die Großfürstin zog die Brauen zusammen.

„O, was will das bedeuten! Hat er nicht auch auf Sie und auf mich schon Spottverse gedichtet? Und glauben Sie deshalb etwa, daß es einer von uns beiden schwer fallen würde, ihn einzufangen?"

Was die Großfürstin selbst betraf, so war sie mit dieser Zuversicht ja ohne allen Zweifel im Recht, und auch ich war während der letzten Jahre schon das eine und das andere Mal in die Notwendigkeit versetzt worden, zärtliche Annäherungsversuche des Leichtfußes Leo Narischkin zurückzuweisen. Aber Marine Ossipowna —? Sollte ich daran glauben, ihn in heißer Leidenschaft ent-

brennen zu sehen für ein Wesen, das er soeben erst sehr ungalant mit einem gewissen, als höchst einfältig verschrienen Vogel verglichen hatte? Ich war im Gegenteil fest überzeugt, daß er an alles andere eher denken würde als an eine Bewerbung um ihre Gunst. Aber ich sah, daß Katharina diese Verbindung wünschte, und ich hütete mich darum wohl, meiner Ueberzeugung Ausdruck zu geben. Um so größer war meine neugierige Spannung, auf die weitere Entwicklung der Dinge, denn ich wußte, daß die Großfürstin, wenn sie einmal ein Ziel ins Auge gefaßt hatte, es niemals bei dem bloßen Wunsche bewenden ließ, es zu erreichen. Rascher und energischer freilich als bei dieser Verheiratung des armen, ahnungslosen Leo Narischkin aber war sie kaum jemals zu Werke gegangen. In der nämlichen Nacht noch wußte sie den Grafen Kyrill Rasumowski, auf den sie ja wegen seiner Verliebtheit einen unbegrenzten Einfluß hatte, für ihren Plan zu gewinnen, und er mußte ihr feierlich versprechen, auch seinen Bruder, den Marschall, dazu zu überreden. Darüber, ob Marine Ossipowna selbst einverstanden sein würde, brauchte man sich ja keine Sorge zu machen. Sie mußte sich einfach mit dem abfinden, was von ihren Oheimen über sie beschlossen werden würde, und es hätte ihr leicht genug ein viel schrecklicheres Schicksal beschieden sein können, als das, die Frau des etwas leichtsinnigen, aber sehr hübschen und liebenswürdigen Leo Narischkin zu werden. Sie hatte noch keine Ahnung von dem Projekt, als Kyrill Rasumowski bereits sein Faktotum Teplow zu dem Bischof von Petersburg geschickt hatte, um für fünfzig Rubel den üblichen Erlaubnisschein zu kaufen. Mit diesem Schein und mit der von dem Marschall unschwer erwirkten Ein-

willigung der Kaiserin, die in der Erinnerung an vergangene Zeiten ihrem ehemaligen Günstling nicht leicht etwas abschlug, begaben sich die beiden Rasumowski zu der Mutter Leos, der sie die Sache so darstellten, als ob es sich dabei um einen besonders lebhaften Wunsch Ihrer Majestät handle. Madame Narischkin war zwar sehr bestürzt, denn sie hatte unmittelbar vorher dem Vater des Fräulein Hittrow ihr Wort gegeben, aber eine offene Auflehnung gegen den vermeintlichen Willen der Kaiserin erschien ihr natürlich als gleichbedeutend mit einer tollkühnen Herausforderung der allerhöchsten Ungnade, und nach einigem Zögern nahm sie es auf sich, die Zustimmung ihres Sohnes zu erlangen. Um diesen für die mütterliche Ueberredung zugänglicher zu machen, hatte ihm Katharina anscheinend absichtslos und natürlich nicht ganz wahrheitsgemäß erzählt, daß Maria Woronzow und Buturlin bereits insgeheim miteinander verlobt seien. Er war darüber so desperat, daß er an diesem Tage wahrscheinlich in jede Heirat gewilligt hätte, die man ihm vorschlug, und so vollzog sich die Verwirklichung von Katharinas Herzenswunsch ohne alle Schwierigkeiten auf die anscheinend natürlichste Weise von der Welt. Die Sippe der Woronzow und der Schuwalow freilich war außer sich, als sie ihre Absichten durchkreuzt sah. Namentlich die Grafen Alexander und Peter Schuwalow empfanden die Demütigung, die in ihrer Nichte Hittrow auch ihnen zugefügt worden war, wie einen schweren Schimpf, und sie waren keinen Augenblick über die Persönlichkeit derjenigen im Ungewissen, der sie ihn zu verdanken hatten. Ihr Haß gegen die Großfürstin erhielt dadurch neue Nahrung, und Katharina hätte getrost alle ihre Hoffnungen auf Glück und Macht begraben

dürfen, wenn es ihren Feinden gelungen wäre, auch nur für einen einzigen Tag volle Gewalt über sie zu gewinnen.

Daß eine Berechnung sich als scheinbar richtig erweisen und doch einen verborgenen Fehler enthalten kann, mußte die Großfürstin allerdings gerade bei Gelegenheit dieses vermeintlichen Triumphes über ihre Gegner zu ihrer schmerzlichen Enttäuschung erfahren. Sie glaubte mit gewohnter Klugheit alles in Betracht gezogen zu haben, und hatte doch eines vergessen: Leo Narischkins Herz. Mit dem liebenswürdigen Humor, der den Grundzug seines Wesens ausmachte, hatte er sich in das Unabänderliche gefunden, solange er darin nur das Walten eines ihm feindlich gesinnten Schicksals sah. Aber die Gegner der Großfürstin sorgten dafür, daß ihm der wirkliche Zusammenhang der Dinge und der Anteil Katharinas an dem Zustandekommen seiner Heirat nicht lange verborgen blieben. Und mit dem Augenblick, da er die Gewißheit erhielt, daß die Frau, der er allezeit in selbstloser Treue gedient, unbedenklich sein Lebensglück ihren politischen Interessen geopfert hatte, änderte er sein Benehmen gegen sie so vollständig, wie die Großfürstin selbst es sicherlich nie für möglich gehalten hätte. Mit einer Offenheit, die ich ihm immer hoch angerechnet habe, wie sehr sie auch den Unwillen Katharinas erregen mochte, ließ er sie die Schwere der Enttäuschung fühlen, die sie ihm bereitet hatte. Er blieb mit einem Mal aus ihren intimen Zirkeln fort, ohne sich auch nur um Vorwände der Entschuldigung zu bemühen; er bewegte sich fast ausschließlich in der Gesellschaft von Leuten, von denen er wußte, daß sie ihr unangenehm waren, und wo er dennoch einer persönlichen Berührung

mit Katharina nicht ausweichen konnte, behandelte er sie mit einer auf uns andere fast komisch wirkenden, steifen Ehrerbietung, wie wenn es niemals vertraulichere Beziehungen zwischen ihm und der Großfürstin gegeben hätte. Wie empfindlich diese von alledem berührt wurde, wußte freilich wohl niemand außer mir, der gegenüber sie sich fast täglich in bitteren Worten über Leo Narischkin beklagte. Schien es doch beinahe, als ob sie durch ihre allzu kluge Intrige gerade das herbeigeführt habe, was sie hatte verhindern wollen, nämlich den Uebergang des in ihre zartesten Geheimnisse eingeweihten Kammerherrn in das Lager ihrer erbittertsten Feinde. Derselbe Narischkin, der das mit geschmacklosem Pomp überladene Haus des Günstlings Iwan Iwanowitsch Schuwalow bisher auf das ängstlichste gemieden hatte, war jetzt, wie man uns erzählte, beinahe täglich der Gast des Grafen, und Katharina lebte in beständiger Angst, daß er ihr den Anschlag auf seine persönliche Freiheit durch schnöden Verrat vergelten würde. Tatsächlich ließ sie kein Mittel unversucht, ihn zu versöhnen. Obwohl gerade damals ihre Geldverhältnisse nicht eben die glänzendsten waren, machte sie ihm doch schon vor seiner Vermählung ein wahrhaft fürstliches Hochzeitsgeschenk damit, daß sie auf ihre Kosten das für das junge Ehepaar bestimmte Haus möblieren und ausstatten ließ. Leo Narischkin aber tat, als ob er nichts davon wüßte oder als ob es nicht den geringsten Wert für ihn hätte. Die Freigebigkeit der Großfürstin besänftigte seinen Groll ebensowenig, wie die bezaubernde Liebenswürdigkeit, die sie bei jeder Gelegenheit in ihrem Benehmen gegen ihn an den Tag legte. Diese Beharrlichkeit des Schmollens erschöpfte endlich auch ihre Geduld. Als er wieder einmal

bei einem Hoffeste jedem Gespräch mit ihr auf geradezu ungezogene Weise ausgewichen war, um sich ausschließlich mit den Grafen Woronzow und Schuwalow zu unterhalten, ging sie zuletzt in ihrer stolzesten Haltung mit gerunzelter Stirn auf ihn zu und sagte:

„Wissen Sie, daß in meinen Augen die Undankbarkeit der häßlichste von allen menschlichen Fehlern ist?"

Leo Narischkin aber verbeugte sich tief, und ohne eine Miene zu verziehen, erwiderte er:

„Kaiserliche Hoheit sprechen damit aus, was ich selber seit meiner Verlobung täglich aufs neue empfinde. In der Tat: der Undank ist das abscheulichste und verächtlichste von allen Lastern."

Es war eine grausame Lektion, eine Lektion, wie sie wohl noch nicht oft einer Prinzessin von einem Höfling erteilt worden war. Aber Katharina bewies auch bei dieser Gelegenheit, daß sie keine Elisabeth war. Für einen Augenblick auf das äußerste betroffen, faßte sie sich doch schnell und sagte mit ihrem gewinnendsten Lächeln:

„Ich freue mich, zu sehen, daß es doch noch etwas gibt, worin wir eines Sinnes sind. Lassen Sie mich hoffen, daß diese Uebereinstimmung die Grundlage sei, auf der wir uns eines Tages wiederfinden werden."

In der Tat bildete dies kurze Gespräch, das wohl nach Leo Narischkins Absicht den Bruch hatte besiegeln sollen, den Anfang einer Wiederannäherung, die zwar zuerst beiden Teilen nicht ganz leicht fallen mochte, die aber sicherlich keinem von beiden zur Schande gereichte. Je mehr sich Katharina vergewissern durfte, daß ihr einstiger Vertrauter auch in den Tagen seines tiefsten Grolls keinen Mißbrauch getrieben hatte mit den Waffen, die er gegen sie besaß, desto offener und herzlicher wurden

ihre Bemühungen, ihn zu versöhnen, und als der erste wirkliche Beweis der von ihm gewährten Verzeihung für ihre Ungeduld gar zu lange auf sich warten ließ, brachte sie die peinliche Affäre durch einen jener übermütigen Streiche zum Abschluß, wie sie eben nur von ihr ausgesonnen und ausgeführt werden konnten. Als sie Leo Narischkin einmal unvermutet in ihrem Vorzimmer traf, und als er dem Ausdruck ihrer freudigen Ueberraschung mit einem Wiederaufflackern des alten Trotzes mit der Bemerkung begegnete, daß er hier nicht auf Ihre Kaiserliche Hoheit, sondern auf mich gewartet habe, eilte sie nach dem hastig gegebenen Versprechen, mich zu holen, in das Zimmer, wo sie mich wußte, und befahl gleichzeitig einer ihrer Kammerfrauen, eine Handvoll frisch geschnittener Birkenruten zu bringen, wie sie zur Bestrafung der niederen Dienerschaft in jedem russischen Hause stets zur Hand sind. Als das Gewünschte zur Stelle war, gab sie mir die Hälfte der Ruten in die Hand und sagte:

„Leo Narischkin erwartet Sie im Vorzimmer, und ich denke, daß wir diese Gelegenheit benützen sollten, ihm die Strafe angedeihen zu lassen, die er für seine Ungezogenheit gegen mich schon lange verdient hat. Vielleicht wenn er sich behandelt sieht wie ein unartiges Kind, wird er endlich inne werden, daß er sich während dieser ganzen Zeit wie ein unartiges Kind benommen hat."

Glücklicherweise war auch ich noch jung genug, um an derartigen Narrenstreichen Gefallen zu finden, und ich dachte nicht daran, mich dem tollen Vorhaben der Großfürstin zu widersetzen. Der vornehme Kammerherr und demnächstige junge Ehemann mag nicht wenig erstaunt gewesen sein, als er uns mit unseren Birken-

ruten eintreten sah und als Katharina ihm ankündigte, daß er nun endlich von unseren Händen empfangen werde, was ihm wegen seiner Treulosigkeit gebühre. Aber er war klug genug, um die liebenswürdige Absicht zu erkennen, die sich hinter der tollen Komödie verbarg und gab sich endlich besiegt. Mit erheuchelter Zerknirschung streckte er sich auf ein Sofa nieder, wie die Großfürstin es ihm befahl, und ließ die Züchtigung über sich ergehen. So spaßhaft sie gemeint war, so wenig würde ich doch bei der Wahrheit bleiben, wenn ich sagte, daß sie auf bloße symbolische Andeutungen beschränkt blieb. Der arme Leo erhielt vielmehr von unseren zarten Händen seine wohlgemessene Tracht Prügel, und ich glaube, daß er die Nachwehen des Scherzes noch geraume Zeit verspürt haben wird. Jedenfalls aber hatte er sich während der schmerzhaften Exekution gesagt, daß die Gemahlin des Thronfolgers sich solche Freiheiten nur mit einem Manne herausnehmen konnte, dem sie von Herzen zugetan war, und bei dem sie trotz aller zeitweiligen Entfremdung dieselben Empfindungen voraussetzte. Als sie ihre Ruten fortgeworfen hatte, küßte er der Großfürstin ritterlich und ergeben, wie in den guten alten Tagen, die Hand. Und das freundschaftliche Verhältnis zwischen beiden war von Stund an vollkommen wiederhergestellt.

11. Kapitel.

Der Krieg gegen Preußen nahm seinen Fortgang nicht so, wie jedermann in Rußland es erwartet und — vielleicht mit einziger Ausnahme des Großfürsten Peter — gewünscht hatte. Zu unserer größten Ueberraschung mußten wir erfahren, daß der Marschall Apraxin, statt den bei Großjägerndorf erfochtenen Sieg auszunutzen und den Feind zu verfolgen, unbegreiflicherweise seinerseits den Rückzug angetreten hatte, und zwar unter Umständen, die kaum durch die zwingende Notwendigkeit einer überstürzten Flucht hätten erklärt werden können. Man erzählte, er habe sein ganzes Gepäck verbrannt und seine Kanonen vernagelt. In forcierten Eilmärschen sollte er sich, wie es hieß, der russischen Grenze nähern.

Das wäre die Handlungsweise eines Verrückten gewesen, wenn nicht irgendein tieferer Beweggrund dahinter gesteckt hätte. Und diesen Beweggrund zu erraten, war für die in das höfische Intrigenspiel eingeweihten Persönlichkeiten wohl nicht allzu schwer.

General Apraxin hatte der Großfürstin Katharina zugesagt, daß sie in kritischen Augenblicken auf seinen Beistand zählen dürfe, und sie hatte ihn beim Beginn des Krieges durch seine Frau nachdrücklich an dies Versprechen erinnern lassen. Nun aber konnte er durch die Berichte, die aus Petersburg an ihn gelangt waren, recht wohl in den Glauben versetzt worden sein, diese kritischen Augenblicke ständen unmittelbar bevor. Offiziell zwar wußte man nichts von einer bedenklichen Krankheit der Kaiserin; der Anfall in Zarskoje Selo war nichts als

eine kleine, bedeutungslose Ohnmacht gewesen, und der Gesundheitszustand Ihrer Majestät ließ nicht das geringste zu wünschen übrig. Für die unmittelbare Umgebung Elisabeths aber hatte die Sache ein ganz anderes Gesicht. Da flüsterte man sich zu, daß die Kaiserin alle drei oder vier Wochen von schweren Krampfanfällen heimgesucht werde, denen lang andauernde Schwächezustände zu folgen pflegten. Die Aerzte wußten diesem Leiden keinen bestimmten Namen zu geben oder sie hatten Gründe, es nicht zu tun. Aber niemand war darüber im Zweifel, daß es sich um etwas Ernstliches und wohl auch um etwas Unheilbares handle. Kein Wunder also, wenn die in Petersburg zurückgebliebene, an den Fürsten Kurakin verheiratete Tochter des Marschalls, die mehr aus politischer Berechnung, als aus wirklicher Herzensneigung ein ziemlich offenkundiges Liebesverhältnis mit dem Grafen Peter Schuwalow unterhielt, ihrem Vater alarmierende Mitteilungen über den Gesundheitszustand der Kaiserin und über die geheimen Absichten der Schuwalow hatte zugehen lassen. Der brave Mann war dadurch offenbar in einen peinlichen Zwiespalt der Pflichten gebracht worden. Er mußte für Katharina fürchten, wenn er bei einem plötzlichen Ableben Elisabeths nicht in der Hauptstadt war, um seinen Einfluß auf die Armee geltend zu machen, und er mußte überdies voraussehen, daß der Krieg gegen den Abgott Friedrich in demselben Augenblick zu Ende sein würde, wo der Großfürst Peter die Regierung übernahm. Auf der anderen Seite aber war er natürlich der lebenden Kaiserin und ihrem Ministerium unbedingten Gehorsam schuldig und durfte sich keiner Täuschung darüber hingeben, daß er mit seinem allen Regeln der

Kriegskunst hohnsprechenden Verhalten seine Feldherrnpflichten gröblich verletzte.

Der Wiener Gesandte Graf Esterhazy und der Marquis de l'Hôpital, der Gesandte des mit Oesterreich verbündeten Frankreich, beklagten sich namens ihrer Regierungen mit großem Nachdruck über die unbegreiflichen, vertragswidrigen Maßnahmen des auf dem Kriegsschauplatz kommandierenden Generals, und Graf Bestuschew sah sich in einer um so schwierigeren Lage, als er wegen seiner Weigerung, die ganze russische Streitmacht gegen Preußen zu entsenden, mit den beiden Gesandten ohnehin auf sehr gespanntem Fuße stand. Die Schuwalow und der von ihnen geleitete Vizekanzler Woronzow durchschauten natürlich die eigentlichen Beweggründe Apraxins, und immer lauter wagte sich in ihren Zirkeln das Gerede hervor, daß dies eine regelrechte Verschwörung sei, deren Urheber durchaus ermittelt und zur Rechenschaft gezogen werden müßten.

Mehr denn je um seine Stellung besorgt, beschwor der Großkanzler Katharina, ihren Einfluß auf den allzu diensteifrigen Marschall geltend zu machen, damit er seinen Rückzug keinesfalls noch weiter fortsetze. Und die Großfürstin schrieb in der Tat in meiner Gegenwart einen an Apraxin gerichteten Brief dieses Inhalts, dessen Besorgung Graf Bestuschew auf sich nahm. Ob er wirklich jemals in die Hände des Marschalls gelangt ist, vermag ich nicht zu sagen. Wenn der unglückliche General ihn überhaupt erhielt, so kam er doch jedenfalls schon zu spät, um sein Schicksal abzuwenden. Denn auf einen von dem Vizekanzler Woronzow veranlaßten Befehl der Kaiserin, dem wohl oder übel auch Bestuschew hatte zustimmen müssen, war inzwischen bereits der General Fer-

mor von Petersburg abgereist, um an Apraxins Stelle den Oberbefehl zu übernehmen, und dem Marschall die Ordre zur sofortigen Rückkehr in die Hauptstadt auszuhändigen. Die Herren unserer Umgebung, soweit sie der Armee angehörten, äußerten sehr lebhafte Bedenken gegen die Berufung Fermors auf einen so schwierigen und verantwortungsvollen Posten, denn wenn er auch vor Zeiten Generalquartiermeister des Grafen Münnich gewesen war, so versah er doch seit langem nur noch den Posten eines kaiserlichen Generalbaudirektors und galt in militärischen Dingen für nichts weniger als eine Autorität. Mit der größten Sorge sah die Großfürstin der Ankunft des Generals Apraxin entgegen, dem, wie man sagte, mit großer Strenge der Prozeß gemacht werden sollte. Aber noch waren ihre und Bestuschews Freunde einflußreich genug, um die drohende Katastrophe hinauszuziehen. Die beiden Parteien kämpften mit allen Mitteln um die Oberhand bei dem Einfluß auf die Entschließungen der Kaiserin. Und die Folge davon war, daß Elisabeth selbst nicht zu wissen schien, was sie tun sollte. Apraxin erhielt auf seinem Wege nach Petersburg in Trihorski den Befehl, seine Fahrt zu unterbrechen und fernere Weisungen abzuwarten. Aber es währte ziemlich lange, ehe Iwan Schuwalow endlich die Ernennung einer Untersuchungskommission durchgesetzt hatte, vor der sich der Marschall verantworten sollte.

Ob er bei einem mit Strenge durchgeführten Verfahren standhaft genug geblieben wäre, die wahre Natur seiner Beziehungen zu Katharina abzuleugnen, die ja in der Tat bedenkliche Aehnlichkeit mit einer Verschwörung gehabt hatten, wage ich bei meiner nur oberflächlichen Kenntnis seines Charakters nicht zu entscheiden. Und

es war unter allen Umständen als ein besonderes Glück für die Großfürstin anzusehen, daß seine Verschwiegenheit gar nicht ernstlich auf die Probe gestellt wurde. Apraxin war schon krank, als er seinem ersten Verhör unterworfen wurde, und man brach dies Verhör mit Rücksicht auf sein Befinden ab, nachdem er erklärt hatte, daß er lediglich durch die Schwierigkeit der Beschaffung von Lebensmitteln zu seinem Rückzuge veranlaßt worden sei. Am Abend desselben Tages erlitt er einen Schlagfluß, an dem er vierundzwanzig Stunden später starb.

„Er war ein guter und treuer Mensch," äußerte sich Katharina gegen mich, als sie die Nachricht von seinem Tode erhielt, „aber der größte Dienst, den er mir je geleistet hat, war doch sein Hinscheiden gerade in diesem Augenblick."

Das Wort berührte mich damals sehr peinlich, weil sich mein weibliches Empfinden gegen die Vorstellung auflehnte, daß man den Tod eines treuen Freundes um des eigenen Vorteils willen mit einer Art von Genugtuung begrüßen könne. Ich kannte eben zu jener Zeit trotz meiner Vertrautheit mit ihr noch nicht alle Seiten von Katharinas Charakter und ahnte nicht, wie große und schmerzliche Ueberraschungen mir nach dieser Richtung hin noch vorbehalten waren.

Mit dem Ableben des Angeschuldigten war die Untersuchung zu Ende, denn man hegte offenbar keine Hoffnung, auf andere Weise als durch sein eigenes Geständnis die Namen derjenigen zu erfahren, die seinen übereilten Rückzug veranlaßt hatten. Aber die gegen Katharina und den Großkanzler gerichteten Intrigen der Schuwalow und Woronzow nahmen ihren Fortgang.

Als ein weiterer, für die Großfürstin tief betrübender Erfolg dieser Partei war es anzusehen, daß sie die Abberufung des Grafen Poniatowski zu erlangen wußte. Man wollte damit nicht nur einen gefährlichen Bundesgenossen Katharinas vom russischen Hofe entfernen, sondern ihr auch einen großen persönlichen Kummer bereiten, denn ihre Beziehungen zu dem ritterlichen Polen waren natürlich seit langem für niemanden mehr ein Geheimnis. Der Zustand, in dem sich Ihre Kaiserliche Hoheit wieder seit einer Reihe von Monaten befand, gab Anlaß zu allerlei Anzüglichkeiten, die sich zwar in die vorsichtigsten Formen kleiden mußten, aber nichtsdestoweniger von jedem verstanden und weitergegeben wurden. Viel bedenklicher freilich als diese frivolen Witzeleien, aus denen sie sich nicht viel machte, war es für die junge Frau, als sie eines Tages erfuhr, daß der Großfürst in der Betrunkenheit vor so und so vielen Ohrenzeugen geäußert hatte:

„Der Himmel weiß, woher meine Gemahlin guter Hoffnung sein mag. Jedenfalls werde ich mir's noch gründlich überlegen, ob ich dieses Kind auf meine Rechnung nehmen soll oder nicht."

Das bedeutete eine sehr ernste Gefahr, denn von dem Augenblick an, wo ihr Gatte selbst in so unverblümter Weise von ihrer ehelichen Untreue sprach, war ihren Feinden eine Waffe in die Hand gegeben, deren man sich jetzt und später nach Belieben bedienen konnte, um sie zu vernichten. Sie war sehr niedergeschlagen und beschwor ihre Vertrauten, irgend etwas ausfindig zu machen, was den Großfürsten zum Schweigen brächte. Der kluge Poniatowski war ratlos, Leo Narischkin aber, der glücklich Versöhnte, wußte auch diesmal den rechten Weg zu

finden. Er flüsterte der Großfürstin eine Frage ins Ohr, und als sie sie errötend bejaht hatte, versicherte er, daß sie ganz beruhigt sein dürfe. Am nämlichen Abend noch nahm er an einem der regelmäßigen Trinkgelage Peters teil, und wußte mit der ihm eigenen Geschicklichkeit das Gespräch auf das bewußte delikate Thema zu lenken. Wie es zu erwarten gewesen war, tat der Großfürst abermals eine Aeußerung gleich der oben wiedergegebenen; da aber stand Leo Narischkin auf und sagte mit erhobener Stimme voll feierlichen Ernstes:

„Eure Kaiserliche Hoheit würden also bereit sein, zu beschwören, daß Sie zu der fraglichen Zeit das Lager Ihrer Gemahlin nicht geteilt haben?"

Auf das Aeußerste verblüfft durch diese unerwartete Frage, und in seiner Betrunkenheit unfähig, die richtige Form für ihre Zurückweisung zu finden, stotterte Peter:

„Wieso? — Was soll das heißen? — Wer kann einen solchen Eid von mir verlangen?"

„Jeder, der Ihre letzten Worte vernommen hat, und dem Ihre Ehre wie die Ihrer Kaiserlichen Hoheit am Herzen liegt."

Der Großfürst glotzte den dreisten Sprecher an. Dann schlug er mit der Faust auf den Tisch.

„Nun, in des Teufels Namen — warum soll ich es nicht beschwören? Und wenn ich den Eid geleistet hätte, was würde dann geschehen?"

„Dann würde ich mich unverzüglich zu dem Grafen Alexander Schuwalow als zu dem Chef der Inquisition begeben, damit er nach den Pflichten seines Amtes entscheide, ob Eure Kaiserliche Hoheit falsch geschworen haben — oder Eurer Kaiserlichen Hoheit Gemahlin. Denn

die Großfürstin hat mit ihrem Eide das Gegenteil von dem bezeugt, was Sie soeben behauptet."

Wohl nirgends in der Welt hätte ein Höfling sich dergleichen gegen einen in den Mannesjahren stehenden Thronfolger herausnehmen dürfen. Aber Leo Narischkin hatte es eben mit einem Peter von Holstein zu tun, und man befand sich in dem Rußland der Kaiserin Elisabeth — in jenem Rußland, wo auch Prinzen erzittern mußten, wenn das Schreckgespenst der geheimen Polizei vor ihnen heraufbeschworen wurde. Der Großfürst verstummte und wollte sich mit einer Grimasse abwenden. Da aber Narischkin keck genug war, seine Eidesforderung zu wiederholen, wie jemand, der sich für sein Verlangen auf ein unzweifelhaftes Recht berufen kann, schrie Peter wütend:

„Gehen Sie zum Henker! — Meinetwegen mag dies Kind mir gehören. — Ich will nichts mehr von der Geschichte wissen."

Da der ebenso getreue als verwegene Kammerherr natürlich Sorge trug, daß der Inhalt dieses Gespräches alsbald am ganzen Hofe bekannt wurde, wagte der Großfürst in der Folge wirklich nie mehr, eine Vaterschaft zu bezweifeln, an die er in der Stille seines Herzens selbstverständlich nach wie vor ebensowenig glaubte, wie irgend jemand am Petersburger Hofe.

Auch die von Katharina mit tiefstem Schmerz aufgenommene Abberufung Poniatowskis war noch keineswegs gleichbedeutend mit einer sofortigen Abreise ihres geliebten Freundes. Graf Bestuschew hatte zwar nicht mehr Macht genug, sie rückgängig zu machen; aber als geschickter Diplomat wußte er wenigstens Zeit zu ge-

winnen. Er behielt das ihm überreichte Abberufungsschreiben wochenlang bei sich, um es dann unter dem Vorwande eines Formfehlers an den Grafen Brühl, den Kanzler des Königs von Polen, nach Dresden zurückzuschicken. Wir amüsierten uns am großfürstlichen Hofe weidlich über diesen Schachzug des Alten, und es war wieder einmal eine recht lustige Zeit, da uns der glückliche Ausgang der Affäre Apraxin in eine — leider nur wenig berechtigte — Sicherheit gewiegt hatte.

Auch die böse Kunde von der furchtbaren Schlacht bei Zorndorf, einer der blutigsten des ganzen Jahrhunderts, vermochte, wie ich offen bekennen muß, unsere Vergnügtheit nur insoweit zu beeinträchtigen, als wir gezwungen waren, nach außen hin eine gewisse Betrübnis und Niedergeschlagenheit zur Schau zu tragen. Es hatte sich nämlich bald herausgestellt, daß die Nachrichten, die diese Schlacht als einen abermaligen Sieg der russischen Waffen bezeichneten, durchaus nicht mit der Wahrheit übereinstimmten, und daß General Fermor sich mit allem andern eher als mit militärischem Ruhm bedeckt hatte. Unter den Adelsfamilien, die dem kaiserlichen und dem großfürstlichen Hofe nahestanden, gab es im übrigen kaum eine einzige, die nicht durch den Verlust eines auf dem Felde der Ehre gebliebenen Angehörigen in Trauer versetzt worden wäre, und so mußten wir unsere jugendliche Lustigkeit, die nun einmal nicht ganz zu unterdrücken war, für jenen allerintimsten Zirkel aufsparen, den Katharina um so ungestörter allabendlich in ihren Gemächern versammeln konnte, als ihre vorgeschrittene Schwangerschaft ihr das Ausgehen kaum noch gestattete.

Bei ihrer Niederkunft mit einem Töchterchen wiederholten sich fast genau dieselben Vorgänge, unter denen

sie bei der Geburt des Großfürsten Paul so empfindlich hatte leiden müssen. Anscheinend tragikomischer Art, und doch im Grunde betrübend und beschämend genug, war eine Szene gewesen, die sich in der letzten Nacht vor dem freudigen Ereignisse abgespielt hatte. Als sich die Geburtswehen einstellten, hatte die Hebamme, ihrer Pflicht gemäß, sowohl die Kaiserin wie den Großfürsten benachrichtigt, und Peter war als der erste im Schlafgemach seiner Gemahlin erschienen. Aber in welcher Verfassung! Gestiefelt und gespornt, vom Kopf bis zu den Füßen wie für eine Feldschlacht gerüstet, stellte er sich mit gezogenem Degen an die Tür des Zimmers und erklärte feierlich, daß es die beschworene Pflicht eines holsteinischen Offiziers sei, die herzogliche Familie gegen jede Gefahr mit seinem eigenen Leben zu beschützen. Da er gehört habe, daß Ihre Kaiserliche Hoheit sich in einer gefährlichen Lage befinde, sei er gekommen, seinem Eide gemäß zu handeln. Das war nicht etwa ein abgeschmackter Scherz, sondern der Wein oder der Branntwein, der, wie gewöhnlich um diese Stunde, seinen schwachen Geist umnebelte, ließ den künftigen Beherrscher des russischen Reiches in vollstem Ernst derartige ungeheuerliche Narrheiten begehen. Katharina und die Hebamme hatten große Mühe, ihn zu entfernen, indem sie versicherten, daß die Gefahr, gegen die sie seinen ritterlichen Schutz gern annehmen würden, noch nicht so nahe sei, wie sie zuerst geglaubt hätten. Und so gelang es ihnen denn wirklich noch im letzten Augenblick, dem Großfürsten ein beschämendes Zusammentreffen mit seiner Tante zu ersparen, die gleich nach seinem Weggange eintrat.

Sobald das Geschlecht des neugeborenen Kindchens festgestellt worden war, hatte Katharina die Kaiserin ge-

beten, daß es den Namen Ihrer Majestät tragen dürfe. Aber Elisabeth lehnte die Erfüllung dieses Wunsches ziemlich kurz ab und befahl, daß es nach der verstorbenen Mutter des Großfürsten, ihrer Schwester Anna Petrowna, genannt werden solle. Sie nahm es, wie seinerzeit den Großfürsten Paul, sofort mit in ihre Gemächer, in denen es gleich jenem für die eigene Mutter in der Folge so gut wie unsichtbar blieb.

Auch die Verlassenheit der Wöchnerin wäre eine ebenso vollständige gewesen wie nach ihrer ersten Niederkunft, wenn sich nicht Katharina diesmal, durch die Erfahrung klug gemacht, besser gegen die Langeweile der Einsamkeit zu schützen gewußt hätte. Mit erfinderischem Scharfsinn hatte sie ihr rings von Vorhängen umgebenes Bett so aufstellen lassen, daß es sich einer kleinen Seitentür gegenüber befand, durch die man über Hintertreppen und Korridore auf einem nur den Eingeweihten bekannten Wege in das Schlafgemach gelangen konnte. Durch eine auf Verlangen der Großfürstin unter naheliegendem Vorwande herbeigeschaffte spanische Wand wurde nun der zwischen dem Bett und jener Tür gelegene Teil des Zimmers so vollständig abgeschlossen, daß er ein kleines Kabinett für sich bildete. Und Katharina brauchte nur den Vorhang an der betreffenden Seite ihres Lagers zurückzuziehen, um nach ihrem Belieben die Gesellschaft derer zu genießen, die auf dem geheimen Wege, von den Kammerfrauen und der Dienerschaft unbemerkt, in dies Kabinett gelangt waren. Trat von der anderen Seite her unvermutet jemand in das Schlafgemach, was selten genug geschah, so genügte ein rascher Zug an der Vorhangschnur, um die Besucher allen indiskreten Blicken zu entziehen. Und es ist selbstverständlich, daß das Ge-

wagte dieses Versteckspiels nur danach angetan war, für die Beteiligten seinen Reiz zu erhöhen. Leo und Anna Narischkin, vor allem aber natürlich Graf Poniatowski, konnten auf solche Art der Wöchnerin während vieler Stunden des Tages, und gewöhnlich sogar bis tief in die Nacht hinein, lustigste Gesellschaft leisten. Mehr als einmal geschah es, daß sich die Großfürstin, über ihre Vereinsamung klagend, sehr ernsthaft mit der Gräfin Schuwalow oder deren sonst so scharfäugigem Gemahl unterhielt, während die hinter dem Vorhang Verborgenen vor mühsam zurückgehaltenem Lachen schier erstickten. Graf Poniatowski mußte sich überdies zu diesen Rendezvous in einer Verkleidung begeben, die ihn auch für die Schildwachen an den Palasttüren unkenntlich machte, denn er hatte sich seit seiner Abberufung krank gemeldet und erschien nicht mehr offiziell bei Hofe. Mit einer großen blonden Perücke ausstaffiert, nannte er, wenn er von den Posten angerufen wurde, den Namen eines großfürstlichen Hofmusikanten, der einige Aehnlichkeit mit ihm hatte, und wenn er droben im intimen Kreise mit viel Humor die Rolle dieses Musikus weiterspielte, gab es der ausgelassenen Heiterkeit mehr als genug.

Es war, wie gesagt, eine sehr lustige Zeit, aber die Wochen und Monate, die ihr folgten, trugen ein nichts weniger als fröhliches Gesicht.

Als der Karneval des Jahres 1759 zu Ende ging, wurden in der Petersburger Hofgesellschaft nicht weniger als drei Hochzeiten an einem und demselben Tage gefeiert. Es waren die des Grafen Alexander Stroganoff mit der Gräfin Anna Woronzow, der Tochter des Vizekanzlers, die des Grafen Buturlin mit Maria Woron-

zow, an deren Zustandekommen Katharina einen so lebhaften Anteil genommen hatte, und die unseres armen Leo Narischkin, der in seine Zukünftige noch immer nicht mehr verliebt war, als am Tage seiner Verlobung. Natürlich mußte die Großfürstin an dem aus Anlaß dieser Vermählungen stattfindenden Hofball teilnehmen. Sie hatte sich in bester Laune ankleiden lassen, und wir waren eben im Begriff aufzubrechen, als ihr durch ihren Kammerdiener Skurin ein Billett überreicht wurde, auf dem sie sogleich die Handschrift Poniatowskis erkannte. Sie wurde leichenblaß, während sie las, und ihre Hand zitterte, als sie mir wortlos das Blatt überreichte.

Es enthielt nur wenige Zeilen; aber sie hätten nicht inhaltsschwerer sein können; denn sie lauteten:

„Soeben erfahre ich, daß in der letzten Nacht Graf Bestuschew verhaftet und aller seiner Aemter und Würden entkleidet worden ist. Die Lage ist ernst, aber nicht verzweifelt, denn der Mutige ist niemals ohne Hilfsquellen."

Ich war einer Ohnmacht nahe, denn in meinem Geiste stiegen sogleich die schrecklichsten Vorstellungen auf von den Folgen, die diese Katastrophe für Ihre Kaiserliche Hoheit haben könnte.

„Mein Gott," stammelte ich, „wie ist es nur möglich! Und wie konnte es geschehen, daß wir bis zu diesem Augenblick nichts davon erfuhren!"

Katharina verzog die zuckenden Lippen zu einem bitteren Lächeln.

„O, ich begreife sehr gut, weshalb man so ängstlich bemüht war, es mir zu verheimlichen," sagte sie. „Wahrscheinlich wollte man sich der Beweise einer Verschwörung versichern, bevor ich irgend etwas zu meinem Schutze

unternehmen könnte. Iwan Iwanowitsch und sein Freund Woronzow verstehen sich einigermaßen auf ihr Handwerk."

„Und was — was gedenken Eure Kaiserliche Hoheit jetzt zu tun?"

„Natürlich nichts, so lange ich nicht weiß, welche Anklage man gegen Bestuschew erhebt. Welch' ein Unglück, daß Poniatowski im Augenblick für mich unerreichbar ist, und daß ich mit Leo Narischkin heute nicht über diese Dinge sprechen kann."

„Und der Ball? Werden Hoheit stark genug sein, ihn zu besuchen?"

„Gewiß! — Selbst wenn ich mich dem Tode nahe fühlte, dürfte ich ihm nicht fernbleiben. Gerade weil ich weiß, daß alle Augen heute nur auf mich gerichtet sein werden, muß ich meinen Feinden eine heitere Stirn und eine unbewegte Miene zeigen."

Ich hielt es für unmöglich, daß sie eine solche Verstellung durchführen könnte; aber ich hatte die Stärke ihres Charakters unterschätzt. Sie verbrannte das Billett Poniatowskis, legte etwas Rot auf ihre verräterisch blassen Wangen und betrat eine Viertelstunde nach dem Empfang der niederschmetternden Schreckenskunde den Ballsaal mit dem sonnigsten und sieghaftesten Lächeln, das ich je auf ihren Lippen gesehen.

Wie sie es vorausgesagt hatte, schienen in der Tat alle Blicke nur auf sie geheftet, und das Benehmen der Höflinge bewies unzweideutig, daß hier bereits alle Welt von der plötzlichen Wendung der Dinge unterrichtet war. Schon die Abwesenheit der Kaiserin, die ihr Erscheinen vorher auf das Bestimmteste zugesagt hatte, mußte ja darauf schließen lassen, daß sich etwas Unvorhergesehenes

zugetragen habe, und die allgemeine Neugier hatte wohl dafür gesorgt, daß die Natur dieses Ereignisses bald für keinen mehr ein Geheimnis geblieben war. Die Wirkung der Neuigkeit aber mochte für Katharina einen bitteren Vorgeschmack dessen bedeuten, was sie von diesen Menschen zu erwarten hatte, wenn eines Tages ihr Stern vollständig untergehen sollte. Alles zeigte ihr ernste und undurchdringliche Gesichter. Als wäre sie mit einer ansteckenden Krankheit behaftet, gingen ihr selbst diejenigen aus dem Wege, von denen sie bis dahin hatte glauben dürfen, daß sie nicht zur Partei ihrer Widersacher gehörten. Und wo sie den einen oder den andern ins Gespräch zog, gab es verlegene Grimassen und ein scheues Ausweichen der Rede.

Trotzdem mußte Katharina eine Möglichkeit gefunden haben, sich über die Vorgänge der letzten Nacht zu unterrichten, denn während des Tanzes, an dem ich mich unter der — keineswegs erlogenen — Entschuldigung eines Unwohlseins nicht beteiligte, trat sie auf mich zu und flüsterte:

„Es ist, wie Poniatowski mir geschrieben hat. Mitten aus einer Konferenz des Staatsrats, zu der man ihn aus seinem Hause geholt hatte, ist Bestuschew durch eine schon vorher bereit gehaltene Abteilung von Garde-Grenadieren, als Staatsgefangener abgeführt worden. Niemand weiß, wessen man ihn beschuldigt, aber ich höre, daß der Marschall Buturlin und Fürst Nikita Trubetzkoi von der Kaiserin zu Untersuchungskommissaren ernannt worden sind. Da sie beide hier sind, werde ich von ihnen Aufklärung verlangen."

Gerade in diesem Augenblick kam Fürst Trubetzkoi, der heute als Heiratsmarschall funktionierte, in unsere

unmittelbare Nähe, und ohne Besinnen wandte die Großfürstin sich ihm zu:

„Was für herrliche Bänder haben Sie da an Ihrem Marschallstab, Fürst!“ sagte sie mit lauter Stimme. „Lassen Sie mich doch, bitte, die Stickerei ansehen.“

Während sie sich dann aber, anscheinend mit der Betrachtung der Bänder beschäftigt, näher zu ihm neigte, fuhr sie leise fort:

„Was bedeutet die Verhaftung des Großkanzlers? — Welches Verbrechens klagt man ihn an?“

Ebenso gedämpft und mit tiefernster Miene gab der Gefragte zurück:

„Wir haben getan, Kaiserliche Hoheit, was man uns zu tun befohlen hat. Man hat uns beauftragt, nach den Verbrechen zu forschen, von deren Vorhandensein man überzeugt ist. Und es ist selbstverständlich, daß wir gehorchen?“

„Gewiß! Was aber haben Sie gefunden?“

Der Fürst machte eine Bewegung mit den Schultern.

„Es sind erst wenige Stunden vergangen, Hoheit, seitdem wir unsern Auftrag erhielten. Wie könnte man in dieser kurzen Zeit auf große Erfolge hoffen bei einer so schwierigen Untersuchung!“

Er verbeugte sich förmlich und trat zurück, um die verfängliche Unterhaltung zu beenden. Katharina aber atmete erleichtert auf.

„Noch ist also nicht alles verloren,“ raunte sie mir zu. „Wenn man Beweise hätte, würde die Antwort des Fürsten sicherlich anders gelautet haben.“

Sie hatte recht. Das kurze Gespräch, das sie im weiteren Verlauf dieser Ballnacht mit dem Marschall Buturlin führte, bestätigte ihre Vermutung; denn der

Vater unſeres Kammerherrn war eine weniger diplomatiſche Natur als Trubetzkoi, und er gehörte zu denen, die eine aufrichtig freundliche Geſinnung für die Großfürſtin hegten. Er gab ziemlich unzweideutig zu verſtehen, daß man den Grafen Beſtuſchew verhaftet habe, weil eben ſeine Gegner ſtärker geworden ſeien als er, daß aber die Gründe für die Verhaftung erſt noch geſucht werden müßten, und daß er keineswegs ſicher ſei, ob es gelingen würde, ſie zu finden. —

Das mochte für den Augenblick eine Beruhigung ſein, aber die ſchwarze Gewitterwolke hing nichtsdeſtoweniger ſchwer und drohend über dem Haupte der Großfürſtin. Davon, daß der charakterſtarke Beſtuſchew nicht ſprechen würde, ſelbſt wenn man ungerecht und grauſam genug wäre, ihm das Schickſal des unglücklichen Leſtocq*) zu bereiten, war ſie im innerſten Herzen überzeugt. Aber es waren kompromittierende Schriftſtücke vorhanden, und nicht nur für ihn ſelbſt lagen die Dinge ſehr ſchlimm, wenn er vor ſeinem unerwarteten Sturz nicht mehr die Möglichkeit gefunden hatte, ſie zu vernichten. Das gefährlichſte dieſer Dokumente war ein in den geheimen Beratungen mit der Großfürſtin entworfenes Manifeſt, das beim Ableben der Kaiſerin hatte veröffentlicht werden ſollen, und gegen deſſen Inhalt ſich Katharina lange geſträubt hatte.

Peter wurde darin zum rechtmäßigen Kaiſer, ſeine Gemahlin Katharina aber zur gleichberechtigten Teilnehmerin an der Regierung erklärt, und es wurde weiter

*) Dem tatkräftigen Beiſtande des franzöſiſchen Arztes Leſtocq hatte Eliſabeth in erſter Linie das Gelingen ihres Staatsſtreiches zu verdanken, und während der erſten Jahre nach ihrer Thronbeſteigung war er ihr Vertrauter und einflußreichſter Berater geblieben. Dann wurde er auf die — wahrſcheinlich haltloſe — Anklage hin, von dem König von Preußen tauſend Rubel für die Betreibung preußiſcher Intereſſen empfangen zu haben, verhaftet, wiederholt grauſam gefoltert und, ohne ein Geſtändnis abgelegt zu haben, für den Reſt ſeines Lebens nach Sibirien verbannt.

bekannt gegeben, daß alle hohen Staatsämter bei ihren bisherigen Inhabern verbleiben, dem Grafen Bestuschew aber die Stelle eines Generalleutnants über die Garderegimenter sowie die Präsidentschaft der drei Reichskollegien, der auswärtigen Angelegenheiten, des Krieges und der Admiralität, übertragen werden sollten.

Ich brauche kaum zu versichern, daß die Großfürstin niemals im Ernst daran gedacht hatte, das Manifest zu der gegebenen Zeit in dieser Form zu veröffentlichen, schon deshalb nicht, weil es ihr schwerlich gelungen wäre, ohne offenen Kampf die Zustimmung Peters zu erzwingen, und weil sie überdies die Ansprüche Bestuschews für seine eigene Person als viel zu weitgehend ansah. Aber der Alte hatte sich mit dem ihm eigentümlichen Eigensinn auf seinen Willen versteift, und als bei allen Umarbeitungen des Entwurfs, die er von seinem Sekretär Pugowischnikow vornehmen ließ, in der Sache selbst immer nur das nämliche herauskam, hatte sich Katharina, um den damals unentbehrlichen Freund nicht zu verlieren, zuletzt scheinbar einverstanden erklärt.

Wenn dies wegen der häufigen Aenderungen in ziemlich vielen Exemplaren vorhandene Manifest jetzt unter den beschlagnahmten Papieren des Großkanzlers aufgefunden wurde, so mußte es den Feinden der Großfürstin ein leichtes sein, es als Beweis für das Vorhandensein einer von ihr inspirierten Verschwörung zu deuten, und es ließ sich gar nicht absehen, was bei dem Mißtrauen der Kaiserin und der Abneigung des Großfürsten gegen ihre Person daraus für sie entstehen konnte.

Kaum weniger als die Entdeckung dieses unglückseligen Entwurfs fürchtete sie übrigens die Auffindung

der von dem früheren englischen Gesandten Williams an den Grafen Bestuschew gerichteten vertraulichen Briefe. Die Bestrebungen des Kanzlers waren nämlich immer, den Wünschen Katharinas entsprechend, auf eine Annäherung Rußlands an England gerichtet gewesen, während die Partei Schuwalow-Woronzow hartnäckig an dem Gedanken eines Bündnisses mit Frankreich festhielt. Ohne Bestuschew damit einer Bestechlichkeit im schlimmsten Sinne des Wortes beschuldigen zu wollen, muß ich doch der Wahrheit gemäß aussprechen, daß er von Sir Williams für seine Bemühungen ziemlich bedeutende Summen erhalten hatte, und ich darf nicht unerwähnt lassen, daß auch meine fürstliche Freundin sich dieser Hilfsquelle bedient hatte. Als ihre Geldverhältnisse, deren Ordnung immer recht viel zu wünschen übrig ließ, wieder einmal sehr schlecht gewesen waren, hatte sie von Sir Williams 20 000 Dukaten, also ungefähr 44 000 Rubel, erbeten und mit den liebenswürdigsten Begleitworten ohne weiteres erhalten. Daß man ihr daraus, wenn es jetzt an das Licht kam, ein Verbrechen machen würde, war nur zu gewiß, und so mußte sie wohl ihre ganze Standhaftigkeit aufbieten, um die quälende Sorge zu meistern, in die Bestuschews Fall und die gegen ihn eingeleitete Untersuchung sie gestürzt hatten.

---

12. Kapitel.

Wäre die Kaiserin Elisabeth noch im vollen Besitz ihrer Gesundheit gewesen, so hätte der in Ungnade gefallene Staatsmann mit dem Augenblick der Verhaftung sicherlich seinen letzten Freund verloren. Aber sie war

trotz ihrer zeitweiligen scheinbaren Rüstigkeit eine schwerkranke Frau, deren Ableben vielleicht schon in allernächster Zeit zu erwarten war, und es fanden sich darum einige weiter blickende Personen, die kühn und klug genug waren, um lockender Zukunftsaussichten willen gegenwärtigen Gefahren Trotz zu bieten.

Daß die liebenswürdig bescheidene Großfürstin Katharina im Grunde eine sehr tatkräftige und entschlossene Natur sei, war nachgerade denn doch schon recht vielen zum Bewußtsein gekommen, und etliche von ihnen, die den an der Katastrophe Beteiligten nahestanden, mochten sich darum wohl die Frage vorlegen, ob es nicht vielleicht politischer sei, sich den Dank der zukünftigen als den der gegenwärtigen Kaiserin zu verdienen. So geschah es, daß Graf Bestuschew trotz der scheinbar strengen Bewachung, die seine Feinde über ihn verhängt hatten, Gelegenheit fand, die Großfürstin durch vertrauenswürdige Mittelspersonen über den Stand der Dinge zu unterrichten. Zunächst hatte sein Waldhornbläser dem Grafen Poniatowski ein flüchtig hingeworfenes Billett mit der beruhigenden Versicherung überbracht, daß alle kompromittierenden Papiere vernichtet seien. Und in der Folge übernahm ein mit der Beaufsichtigung des Gefangenen betrauter Offizier die Vermittlung der Korrespondenz, die, um Verdacht zu vermeiden, in der Weise vor sich ging, daß Bestuschews Briefe an Poniatowski wie die Antworten des letzteren an einem bestimmten Orte in der Nähe des Poniatowskischen Hauses zwischen Ziegelsteinen versteckt wurden.

Erst aus den Fragen, die von den Untersuchungskommissaren Buturlin und Trubetzkoi — zu denen als dritter übrigens inzwischen auch Graf Alexander Schu-

walow gekommen war — an ihn gerichtet wurden, hatte Bestuschew erfahren, daß der auf seine Veranlassung von Katharina an den Marschall Apraxin geschriebene Brief unter den Papieren des verstorbenen Generals gefunden worden war. Etwas Sträfliches konnte man in diesem Briefe zwar nur insofern erblicken, als es der Großfürstin durch Ihre Majestät auf das strengste verboten worden war, sich in politische Angelegenheiten einzumischen oder an irgend jemanden Briefe zu senden, die nicht zuvor dem Ministerium der Kaiserin vorgelegen hatten. Aber man schloß aus dem Vorhandensein dieses einen Schreibens, daß deren noch mehr existieren müßten, und man drang in den Gefangenen, Auskunft darüber zu geben. Er hatte sich's indessen nach der Vernichtung der gefährlichen Papiere, die das Gegenteil bewiesen hätten, zum Prinzip gemacht, einfach alles in Abrede zu stellen. Er leugnete ebenso dreist, mündliche Besprechungen mit der Großfürstin und Poniatowski gehabt zu haben, wie er bestritt, daß die Gestaltung der Dinge nach dem Tode der Kaiserin für ihn allein oder in Verbindung mit anderen Personen jemals Gegenstand irgendwelcher Pläne gewesen sei. Von Apraxins Rückzug nach dem Siege bei Groß-Jägerndorf wollte er ebenso unangenehm überrascht worden sein wie alle Welt; aber er hatte Mut genug, sarkastisch hinzuzufügen, daß er nach den Erfolgen des Generals Fermor wieder zweifelhaft geworden sei, ob sich Apraxin nicht dennoch als der bessere und einsichtigere Feldherr gezeigt habe.

Ueberhaupt ließ er es, wie seine eigenen Briefe an Poniatowski und noch mehr die ärgerlichen Aeußerungen Alexander Schuwalows bewiesen, während der ganzen Dauer seiner Haft nicht an Zuversicht und mannhafter

Haltung fehlen. Wenn ich an die ziemlich klägliche Figur dachte, die er vor Jahren bei dem plötzlichen Krankheitsanfall meiner edlen Wohltäterin, der Staatsrätin Wjässemski, gemacht hatte, so mußten mich die Berichte über seine Tapferkeit wohl in Erstaunen setzen, denn darüber, daß er es mit Gegnern zu tun hatte, die ihn tödlich haßten, konnte er sich ja keiner Täuschung hingeben. Selbst dann geriet er nicht aus der Fassung, als einer seiner an Poniatowski gerichteten Briefe aufgefangen wurde, ein Brief, der unter anderem die verfängliche Wendung enthielt, daß die Großfürstin getrost sein und mutig auftreten dürfe, da Verdachtsgründe allein noch nichts zu beweisen vermöchten. Man forderte ihn auf, die Bedeutung dieser Worte zu erklären, und er erwiderte seelenruhig, er habe damit natürlich nichts anderes sagen wollen, als daß das einzige vorhandene Schriftstück von der Hand Ihrer Kaiserlichen Hoheit, ihr Brief an Apraxin nämlich, doch wahrlich nichts Kompromittierendes enthalte.

So führte auch dieser aufgefangene Brief nichts Schlimmeres herbei, als daß der wachthabende Offizier wie der arme Waldhornbläser verhaftet und verschickt wurden, natürlich nicht, ohne von Poniatowski und Katharina für ihre Verbannung heimlich mit Geld ausgerüstet zu werden. Die Untersuchung gegen Bestuschew aber zog sich zum Aerger seiner Feinde ohne jedes Ergebnis endlos hin. Und nachdem auch der hinterlistige Versuch Woronzows, aus den Archiven der fremden Gesandtschaften belastendes Material gegen den früheren Großkanzler herbeizuschaffen, an der selbstverständlichen Weigerung dieser Gesandten, irgend jemandem Einblick in die Archive zu gestatten, gescheitert war, mußte

man ſich wohl oder übel entſchließen, die Affäre nach Jahresfriſt durch ein Urteil zu beenden, das den Erwartungen und Wünſchen der Schuwalow ſehr wenig entſprach. Graf Beſtuſchew wurde ſeiner Titel und Würden verluſtig erklärt und auf eines ſeiner Güter verbannt. Den empfindlichſten Teil der Strafe ſollte vermutlich das kaiſerliche Manifeſt bedeuten, das am Tage des Urteilsſpruches veröffentlicht wurde, das aber, wie man uns glaubwürdig verſicherte, ſchon vierundzwanzig Stunden vor Beſtuſchews Verhaftung von dem Vizekanzler Woronzow entworfen worden war. Es hieß darin, er habe Zwietracht geſät zwiſchen der Kaiſerin und dem großfürſtlichen Paare, habe viele der ihm von der Kaiſerin erteilten Befehle nicht zur Ausführung gebracht, habe von der Pflichtverſäumnis des Marſchalls Apraxin gewußt, ohne der Kaiſerin davon Mitteilung zu machen, habe den Vermittler geſpielt bei dem Briefwechſel Apraxins mit einer Perſönlichkeit, der eine Beteiligung an den Staatsgeſchäften nicht gezieme, und habe an ebendieſelbe Perſönlichkeit — gemeint war natürlich die Großfürſtin — verſchiedene Staatsgeheimniſſe preisgegeben. Dies alles, ſo lautete die Schlußſentenz, ſeien des Todes würdige Verbrechen. Aber Ihre Majeſtät habe in Gnaden geruht, ſtatt der Strenge das Mitleid walten zu laſſen.

Damit war — für den Augenblick wenigſtens — die Rolle des greiſen Staatsmannes ausgeſpielt, und ſein unverſöhnlicher Gegner Woronzow ſah ſich als Großkanzler am Ziel ſeiner ehrgeizigen Wünſche. Wenn es ihm nun noch gelang, den Großfürſten Peter völlig unter ſeinen Einfluß zu bringen, ſo durfte er wohl auch über den Tod der Kaiſerin Eliſabeth hinaus auf die Behauptung ſeiner Machtſtellung rechnen. Und allem Anſchein

nach gab es ja ein vortreffliches Mittel, ſich dieſen Einfluß zu ſichern.

Das Mittel hatte Fleiſch und Blut und hieß Eliſabeth Woronzow.

War bis zu der Verhaftung Beſtuſchews ihr Verhältnis zu dem Großfürſten noch immer mit dem — allerdings ſehr durchſichtigen — Schleier einer gewiſſen Heimlichkeit umgeben geweſen, ſo galt ſie ſeit jenem Zeitpunkt in aller Oeffentlichkeit für die erklärte Favoritin des Thronfolgers, und Peter erzählte im Kreiſe ſeiner Vertrauten mit bewunderungswürdiger Unbefangenheit, daß er ſie heiraten werde, ſobald ſeine als Hochverräterin erkannte Gemahlin fortgeſchickt oder in ein Kloſter geſteckt worden ſei. In den Gemächern des Großfürſten machte Roman Woronzows Tochter bereits in aller Form die Honneurs der Hausherrin, und die beiden Liebesleute erlaubten ſich in ihrem Verkehr alle nur denkbaren Freiheiten, ohne Rückſicht auf die Gegenwart anderer. Mit vollſter Sicherheit hatte Peter darauf gerechnet, daß der Sturz des Großkanzlers auch Katharina mit in den Abgrund reißen würde. Während der Dauer des Prozeſſes hatte er beinahe jeden Umgang mit ihr aufgegeben und hatte ſie bei jeder Gelegenheit, die ſich ihm darbot, ſeine Geringſchätzung in einer Weiſe fühlen laſſen, die auch eine weniger fein empfindende Frau, als es die Zerbſter Prinzeſſin war, tödlich hätte verletzen müſſen. Nie war das über die junge Frau verhängte Martyrium ſchwerer zu ertragen geweſen als während dieſer fürchterlichen Monate, nie hatte ſie inmitten des bunten, geräuſchvollen höfiſchen Treibens in ſo vollſtändiger Vereinſamung gelebt wie zu dieſer Zeit.

Denn sie hatte inzwischen auch den Freund verloren, dessen Liebe ihr so manche dunkle Stunde erhellt hatte. Nachdem durch das aufgefangene Billett sein heimlicher Briefwechsel mit einem Staatsgefangenen entdeckt worden war, hatte es für den Grafen Poniatowski keine Möglichkeit mehr gegeben, sich am russischen Hofe zu behaupten. Vom Grafen Brühl war ein erneutes, diesmal in sehr entschiedenen Worten gehaltenes Abberufungsdekret eingetroffen, und nachdem alle kleinen Auskunftsmittel erschöpft waren, durch deren Anwendung man Poniatowskis Abreise noch um Wochen und Monate hinauszuschieben gewußt hatte, mußten die Liebenden sich endlich in die bittere Notwendigkeit der Trennung finden. Katharina litt diesmal unter dem Verlust unendlich viel schwerer, als sie einige Jahre früher unter der Lösung ihres Verhältnisses zu dem schönen Saltykow gelitten hatte. Denn damals hatte die Erkenntnis, daß der leichtsinnige Freund ihres Vertrauens und ihrer Hingabe unwürdig gewesen sei, ihren weiblichen Stolz zu Hilfe gerufen gegen den Schmerz der Entsagung. Poniatowski aber, welches auch immer die Schwächen seines Charakters gewesen sein mögen, hatte sich ihr gegenüber niemals anders als ritterlich, zartfühlend und aufopfernd erwiesen; er hatte mehr als einmal Freiheit und Leben aufs Spiel gesetzt, um ihren Interessen zu dienen, und seine bedingungslose Ergebenheit hatte für Katharina jedenfalls überreich ersetzt, was seiner Liebe etwa an robuster Leidenschaftlichkeit gefehlt haben mochte. Sie betrauerte sein Scheiden mit ehrlichstem Kummer, und sie sprach in jener Zeit von dem polnischen Grafen niemals anders als mit warmen Worten der Anhänglichkeit und des Dankes.

Um den Demütigungen zu entgehen, die ihr fast bei jedem Schritt in die Oeffentlichkeit von der feindlichen Partei oder durch ihren Gatten bereitet wurden, hatte sich Katharina gewöhnt, ihre Gemächer nur noch unter dem Zwange der dringendsten Notwendigkeit zu verlassen. Bei den großen Hoffestlichkeiten ließ sie sich beinahe immer mit Krankheit entschuldigen, und in der Tat war diese Entschuldigung nur selten als ein bloßer Vorwand anzusehen. Denn ihr Gesundheitszustand konnte denen, die sie liebten, damals recht wohl die ernstesten Besorgnisse einflößen. So stark und kräftig, wie man es noch heute in ihrem vorgeschrittenen Alter allgemein von ihr glaubt, ist sie in Wirklichkeit ja überhaupt nie gewesen. Das weiß niemand besser als ich, die ich so viele Jahre lang in ihrer Nähe gelebt habe und ihre Vertraute in allerlei Bedrängnissen der Seele und des Leibes gewesen bin. Seit der schweren Erkrankung, von der sie als fünfzehnjähriges Mädchen, bald nach ihrer Ankunft in Rußland, befallen worden war, litt sie bis zum Beginn ihrer reiferen Jahre unter einer Schwäche der Brust, die sich in häufigen Erkältungen und zuweilen sogar durch Blutspeien zu erkennen gab. Auch die wiederholten Fehlgeburten und die beiden ersten Wochenbetten hatten sie sehr angegriffen, so daß sie manchmal ihre Zuflucht zu allerlei künstlichen Hilfsmitteln nehmen mußte, um ihr schlechtes Aussehen zu verbergen. Am meisten aber wurde sie ihr ganzes bisheriges Leben hindurch von heftigen Kopfschmerzen und von einer fatalen Neigung zu stürmisch auftretenden Koliken belästigt. Die Fruchtlosigkeit aller Versuche, sie dauernd von diesen beiden Leiden zu befreien, hatte sie bald mit großem Mißtrauen gegen die Wissenschaft ihrer Aerzte erfüllt. Sie machte sich mir

gegenüber oft über die Wichtigkeit luſtig, mit der dieſe Jünger des Gottes Aeskulap aufzutreten lieben, um ihre Ohnmacht gegen die Feinde des Menſchengeſchlechts zu verbergen. Und in den allermeiſten Fällen leiſtete ſie den ärztlichen Vorſchriften ebenſo wenig Folge, als ſie die ihr verabreichten Arzneien nahm. Daß ein ſtarker Wille das beſte Heilmittel in faſt allen Krankheiten ſei, hatte ſie ſchon in jungen Jahren erkannt, und dieſes Heilmittels bediente ſie ſich denn auch mit viel beſſerem Erfolge als all der Tränke und Latwergen, mit denen man ihr zuſetzen wollte. Sie war, ſo lange ich ſie beobachten konnte, niemals krank, wenn die Wahrnehmung wichtiger Intereſſen verlangte, daß ſie geſund ſei. Sie konnte mitten aus den heftigſten Schmerzen von ihrem Lager aufſtehen, um ſich für eine Feſtlichkeit oder eine große Staatsaktion ankleiden zu laſſen, und keiner außer mir ahnte in ſolchen Fällen, wieviel körperliche Qual ſich hinter der heldenmütig feſtgehaltenen Maske liebenswürdiger Heiterkeit oder würdevoller Majeſtät verbarg. Außer der Energie des Willens aber gab es in ihrem Arzneiſchatz noch ein zweites Medikament, von deſſen ſelten verſagender Wirkſamkeit ſie nicht weniger feſt überzeugt war — nämlich das Vergnügen. Nie iſt mir ein weibliches Weſen begegnet, das in dieſem Punkte ſo unerſättlich geweſen wäre wie ſie. Sie war und iſt geradezu eine Virtuoſin in der Kunſt, ſich zu amüſieren. Auch der harmloſeſten Zerſtreuung, wie dem Karten- oder dem Pfänderſpiel, weiß ſie durch den Eifer, mit dem ſie ſich ihr hingibt, Reize abzugewinnen, die dieſe Unterhaltungen für mich leider niemals gehabt haben. Die großen Freuden des Lebens aber, die künſtleriſchen Genüſſe und die Schwelgereien der Liebe, bedeuteten für dieſe mit den

empfänglichſten Sinnen ausgeſtattete Frau etwas ganz anderes als für die große Menge der gewöhnlichen Sterblichen. In der Leidenſchaft, mit der ſie ſie auszukoſten weiß, gibt es für ſie weder Maß noch Ziel. Man müßte ſie ausſchweifend und laſterhaft nennen, wenn nicht ihre Ausſchweifungen immer etwas von dem Weſen jener elementaren Naturgewalten hätten, bei deren Ausbruch man nicht von gut oder böſe ſpricht, und die man als etwas Unabänderliches hinnimmt, auch wenn ſie zerſtörend und verheerend wirken. Ich wage nicht vorauszuſagen, wie die Nachwelt über Katharina und ihre Liebſchaften urteilen wird, und nach allebem, was im Auslande ſchon heute über dieſe Dinge geſchrieben wird, muß ich beinahe fürchten, daß man ſie dereinſt mit einer Meſſalina vergleichen könnte. Aber ich glaube nicht, daß ſie denen, die ihr im Leben nahegeſtanden, jemals in dieſem ſchrecklichen Lichte erſchienen iſt. Wir empfanden bei allen ihren Handlungen eben nur das eine, daß ſie ihrer ganzen Natur nach außerſtande war, irgend etwas mit halbem Herzen zu tun. Darum war ihre Güte ſchrankenlos wie ihre Härte, ihre Liebe unerſchöpflich und unermeßlich wie ihr Haß. Wo ſie etwas begann, mußte ſie es auch bis zu den letzten, äußerſten Möglichkeiten durchführen. Sie war furchtbar für ihre Feinde, und furchtbar zuweilen auch für die, denen ihre Neigung gehörte. Aber ſie war es in beiden Fällen nicht aus einer Schlechtigkeit und Verderbtheit des Herzens heraus, ſondern unter dem Zwange unwiderſtehlicher Triebe. Und noch heute, wo mich nicht mehr wie in meinen Mädchenjahren eine blinde, abgöttiſche Verehrung erfüllt, wo ich ſie in all ihrer Menſchlichkeit geſehen habe und Grund genug hätte, ihr wegen eines durch ſie zerſtörten Lebens in tiefſter

Seele zu grollen — noch heute kann ich um meiner Kenntnis ihres Charakters willen nicht in den Chorus derer einstimmen, die das Antlitz der edelmütigen Menschenfreundin für eine heuchlerische Larve, und die verzerrten Züge der grausamen, perbuhlten Tyrannin für ihr wahres Gesicht erklären.

Aber ich muß zu der traurigen Zeit nach Graf Bestuschew-Rjumins Sturze zurückkehren.

Nachdem es der Großfürstin wiederholt zu Ohren gekommen war, daß man auch im Volke bereits von ihrer demnächstigen Verbannung ins Ausland oder ihrer Unterbringung in einem Kloster wie von einem sicheren Ereignis zu reden begann, und nach einer heftigen Szene mit ihrem Gemahl, bei der Peter seinem Widerwillen gegen sie in brutaler Unverhülltheit Ausdruck gegeben hatte, faßte Katharina einen Entschluß, der ihr trotz all ihrer Leiden vielleicht weniger von der Verzweiflung als von der Klugheit eingegeben worden war. Sie ließ den Grafen Alexander Schuwalow rufen, und erklärte mit einer Bestimmtheit, die keinen Zweifel an ihrer Aufrichtigkeit zuließ, daß sie den dringenden Wunsch hege, Rußland zu verlassen und in ihre Heimat zurückzukehren. So sehnlich nun auch die Partei Schuwalow-Woronzow ihre Entfernung herbeiwünschen mochte, so wenig hätte es dem Plane dieser Intriganten entsprochen, daß sie mit dem Anschein einer freien Entschließung tat, was doch, um sie in Rußland für immer unmöglich zu machen, durchaus den Anschein einer durch ihre Unwürdigkeit veranlaßten Aechtung haben mußte. Der erschrockene Schuwalow bot darum unter vielem Gesichterschneiden seine ganze Beredsamkeit auf, um sie zu überzeugen, daß sie nicht daran denken dürfe, ohne die Einwilligung der

Kaiſerin einen ſolchen Schritt zu tun. Katharina hörte ihn ruhig an, um dann mit Feſtigkeit zu erwidern, daß ſie bei der gegenwärtigen Lage der Dinge nicht zweifle, die Erlaubnis Ihrer Majeſtät zu erlangen, und daß ſie zu dieſem Zweck an ſie ſchreiben wolle, nachdem es ihr zu ihrem Schmerz ſeit vielen Wochen nicht mehr vergönnt worden ſei, das Allerhöchſte Antlitz zu ſehen.

„Mein Brief wird noch an dieſem Abend fertig ſein,“ fügte ſie hinzu. „Ich werde ihn, meiner Inſtruktion gemäß, in Ihre Hände legen, und ich verlange, daß Sie ihn unverzüglich Ihrer Majeſtät übergeben.“

Schuwalow wand und drehte ſich, um ſie durch allerlei unbeſtimmte Verſprechungen von ihrem Vorhaben abzubringen; aber Katharina blieb unerſchütterlich, und ſobald der Graf ſie verlaſſen hatte, ſetzte ſie ſich wirklich nieder, um den Brief an die Kaiſerin zu ſchreiben. Ich habe ihn vor ſeiner Auslieferung an Schuwalow geleſen, und ich kann verſichern, daß er das Schönſte und Ergreifendſte war, was je aus Katharinas gewandter Feder gefloſſen iſt. Sie hatte ſich der ruſſiſchen Sprache bedient, wahrſcheinlich, weil dieſe eine gefühlvollere und pathetiſchere Ausdrucksweiſe geſtattet als die franzöſiſche, und weil ſie außerdem wußte, daß ſie Eliſabeth angenehmer ſei. Sie fing damit an, der Kaiſerin für alle Freundlichkeit und für alle Gnadenbezeugungen zu danken, mit denen ſie ſeit ihrer Ankunft in Rußland von ihr überſchüttet worden ſei. Dann aber fuhr ſie mit einer wehmütigen Wendung fort, daß ſie zu ihrem Schmerz all dieſe Huld für eine unverdiente halten müſſe, nachdem ſie ſich, wie die Tatſachen bewieſen, nicht nur den Haß des Großfürſten, ihres Gemahls, ſondern auch die Ungnade Ihrer Majeſtät zugezogen habe. Im Hinblick nun auf

dies große Unglück und auf ihre troſtloſe Gefangenſchaft, in der man ſie ſelbſt des unſchuldigſten und notwendigſten Zeitvertreibs beraube, bitte ſie inſtändigſt, ihre Leiden zu enden, indem man ſie auf diejenige Art, die Ihrer Majeſtät als die paſſendſte erſcheinen würde, zu ihren Verwandten zurückſende. Die Trennung von ihren Kindern könne kein Grund ſein, ſie von dieſer Bitte abzuhalten. Denn obwohl ſie unter demſelben Dache mit ihnen lebe, ſei es ihr doch niemals vergönnt, ſie zu ſehen, und es würde darum kaum einen Unterſchied bedeuten, ob ſie nur wenige Schritte oder einige hundert Meilen von ihnen entfernt ſei. Sie wiſſe, daß Ihre Majeſtät ihnen eine mütterliche Sorgfalt widme, die ihnen angedeihen zu laſſen ihre ſchwachen Kräfte weit überſteigen würde, und ſie wage zu bitten, ihnen dieſe Sorgfalt auch ferner zu bewahren. In dieſem Vertrauen werde ſie bei ihren Verwandten den Reſt ihrer Tage damit hinbringen, für Ihre Majeſtät, für den Großfürſten, für ihre Kinder und für alle diejenigen zu beten, die ihr während ihres Aufenthalts in dem geliebten Rußland Gutes oder Böſes angetan. Gegenwärtig aber ſei durch das Uebermaß des Kummers ihre Geſundheit ſo zerrüttet, daß ſie alles tun müſſe, was in ihren Kräften ſtehe, um wenigſtens ihr armes Leben zu retten. Und ſie würde Ihrer Majeſtät darum aus tiefſtem Herzen für die gnädige Erlaubnis danken, zunächſt in ein Bad zu gehen, und von dort aus zu ihren Verwandten zurückzukehren.

Die Tränen, die mir unaufhaltſam aus den Augen ſtürzten, hatten es mir ſchwer gemacht, den Brief bis zu Ende zu leſen, und nun warf ich mich der Großfürſtin zu Füßen mit der heißen Bitte, auf ſeine Abſendung zu verzichten.

„Denken Sie doch daran," flehte ich, „was nach Ihrer Abreise aus mir und aus allen denen werden soll, die Sie lieben."

Da beugte sich Katharina lächelnd zu mir herab, und nachdem sie mich auf die Wange geküßt hatte, flüsterte sie mir ins Ohr:

„Wenn es noch irgendein Mittel gibt, meine Abreise zu verhindern, so ist es dieser Brief. Glauben Sie denn im Ernst, kleine Törin, daß ich dies Land zu verlassen wünsche, mit dem ich durch tausend schöne Erinnerungen und durch tausend schönere Hoffnungen unauflöslich verbunden bin?"

„Aber wenn die Kaiserin Ihrem Wunsche willfahrt — diesem Wunsche, den Sie ihr in so rührenden und herzbewegenden Worten vortragen, daß auch die Härteste ihm nicht widerstehen könnte —?"

„Sie wird es nicht tun — verlassen Sie sich darauf! Gerade weil man sie glauben gemacht, daß ich mich mit allen Kräften an meine Stellung klammere und daß alle meine ehrgeizigen Pläne auf eine glänzende Zukunft in Rußland gerichtet sind, trägt sie sich mit dem Gedanken an meine Entfernung. Wenn es mir gelingt, sie durch diesen Brief an der Wahrhaftigkeit ihrer Günstlinge und Ratgeber irre zu machen, wird ihr Groll schon zur Hälfte entwaffnet sein, und ich nehme es auf mich, sie ganz zu versöhnen, wenn meine unbequeme Bitte ihr ein Anlaß wird, mir endlich die Unterredung zu gewähren, die meine Feinde bisher so klug zu hintertreiben wußten."

Ich gestehe, daß ich Katharinas Zuversicht nicht teilen konnte, und daß mir das Herz sehr schwer in der Brust lag, als sie einige Stunden später dem höchst mißmutig dreinschauenden Grafen Schuwalow das Schreiben wirk-

lich einhändigte, und ihn nochmals — alle seine Einwendungen kurz abschneidend — in ernsten und hoheitsvollen Worten aufforderte, es ohne jeden Zeitverlust in die Hände Ihrer Majestät zu legen.

Sicherlich würde Schuwalow den Brief unterschlagen haben, wenn er den Mut dazu aufgebracht hätte. Aber er mochte fürchten, daß die Großfürstin Mittel und Wege finden könnte, sich über die Ausführung oder Nichtausführung ihres Auftrages zu unterrichten, und er entschloß sich darum schweren Herzens, ihrem Befehl zu gehorchen.

Vierundzwanzig Stunden später meldete er Katharina, daß Ihre Majestät eine Unterredung mit ihr zu haben wünsche, deren Zeitpunkt sie noch bestimmen werde. Ueber die Aufnahme, die der Inhalt des Briefes bei ihr gefunden, konnte oder wollte er jedoch nichts sagen. Natürlich hatte die Großfürstin erwartet, schon an diesem oder doch an einem der nächsten Tage zu der Kaiserin befohlen zu werden, und sie befand sich in einer Stimmung, die mir deutlich genug zeigte, ein wie unerschütterliches Vertrauen sie in die Macht ihrer Persönlichkeit setzte. Aber Tag um Tag und Woche um Woche verging, ohne daß ihr eine weitere Mitteilung der Kaiserin überbracht worden wäre, und da sie zur Genüge wußte, wie geschäftig und unermüdlich ihre Feinde am Werke waren, mußte jeder in vergeblicher Erwartung verstrichene Tag ihre kaum erwachten Hoffnungen tiefer herabstimmen. Unter dem ersten Eindruck ihres beweglichen Briefes hatte sie mit der Kaiserin zu sprechen gedacht; was aber durfte sie sich noch von der Wirkung ihrer rührenden Klagen versprechen, wenn böse Einflüsterer Zeit genug fanden, sie zu zerstören.

Da entschloß sie sich zu einem letzten, äußersten Mittel. Ein wirklich eingetretenes, nicht allzu ernstes Unwohlsein gewährte ihr die Möglichkeit, sich schwerkrank zu stellen, und als die vollendetste Schauspielerin der Welt führte sie diese Komödie mit einer Meisterschaft durch, die auch mich getäuscht haben würde, wenn ich nicht durch ihre eigene Versicherung, daß alles nur ein Spiel sei, beruhigt worden wäre. Mitten in der Nacht mußte ich den Grafen Schuwalow holen, dem Katharina mit schwacher Stimme den Wunsch aussprach, ihren Beichtvater bei sich zu sehen, da sie sich dem Tode nahe fühle und ihr Gewissen erleichtern wolle. Statt dessen schickte er, wie es ja auch seine Pflicht war, nach den Aerzten, und ich fürchtete sehr, daß diese die Täuschung entdecken würden. Aber Katharinas geringe Meinung von ihrem Scharfblick erwies sich wenigstens diesmal als vollauf berechtigt. Man fand Ihre Kaiserliche Hoheit sehr krank, entdeckte allerlei höchst bedenkliche Symptome und war, nachdem die nötigen ärztlichen Verordnungen erfolgt waren, durchaus damit einverstanden, daß der Beichtvater käme.

Das allein aber war es, was Katharina gewollt hatte. Denn der gutmütige und keineswegs einfältige Geistliche, dem sie sich zu offenbaren wünschte, war auch der Beichtvater der Kaiserin und besaß bei Elisabeths fast abergläubisch zu nennender Religiosität einen nicht geringen Einfluß auf die Herrscherin. Man ließ ihn mit der angeblich Schwerkranken allein, und ihre „Beichte" währte fast anderthalb Stunden. Ich weiß nicht, welcher Mittel sie sich bediente, ihn für sich zu gewinnen; aber da sie ohne Mühe jeden bezaubern konnte, an dessen Zuneigung und Dienstwilligkeit ihr gelegen war, dürfte

es sie auch in diesem Fall keine besondere Anstrengungen gekostet haben, den guten Mönch ihren Wünschen gefügig zu machen. Als er sie verließ, hatte sie die Gewißheit, daß er ihre Sache bei Elisabeth besser führen würde, als es irgend jemand aus dem Kreise der Höflinge hätte tun können. Er ging in seinem Eifer sogar soweit, ihr zu versprechen, daß er sich unverzüglich zu der Kaiserin begeben und in ihrem Vorgemach so lange warten werde, bis sie erwacht sei. Ihr selber aber gab er den wohlgemeinten Rat, noch für eine kleine Weile schwerkrank zu bleiben, damit er sagen könne, Schmerz und Gram würden sie töten, wenn man nicht ein Mittel fände, sie tröstend aufzurichten und sie aus dem gegenwärtigen unerträglichen Zustande zu befreien.

Die folgenden Ereignisse bewiesen, daß der Wackere des in ihn gesetzten Vertrauens würdig gewesen war. Durch so starke Mittel der Beredsamkeit wußte er auf die Kaiserin zu wirken, daß sie schon in aller Frühe den Grafen Schuwalow rufen ließ, um ihn zu fragen, ob er glaube, daß die Großfürstin stark genug sein werde, in der nächsten Nacht eine Unterredung mit ihr zu haben. Als der Graf mit der nämlichen Frage an Katharinas Lager trat, erwiderte sie, die gnädige Absicht Ihrer Majestät erfülle sie mit so hoher Freude, daß sie gerne alle ihre Kräfte zusammennehmen und den Himmel inständig bitten werde, ihr die nötige Energie und Standhaftigkeit zu verleihen. Nichts als der Tod könne sie abhalten, sich der Kaiserin zu jeder von ihr gewünschten Stunde zur Verfügung zu stellen.

Im Laufe des Tages erfuhr ich, daß in der verwichenen Nacht auch dem Großfürsten, der mit seiner Favoritin Elisabeth Woronzow im Kreise der gewohnten

Zechgenossen verweilt hatte, die Mitteilung von der plötzlichen schweren Erkrankung seiner Gemahlin überbracht worden war. Statt aber irgendwelche Teilnahme an den Tag zu legen oder sich persönlich nach ihrem Befinden zu erkundigen, hatte er mit der brutalen Offenheit des Berauschten ausgesprochen, daß die „falsche Schlange" wahrlich nichts Besseres tun könne als zu sterben, damit man sich in bezug auf sie alle Weitläufigkeiten und Umständlichkeiten ersparen könne. Vor aller Augen schloß er Elisabeth Woronzow in seine Arme und gelobte feierlich, daß er sie sofort nach Katharinas Tod heiraten werde. Ich war so aufgebracht über diese Herzensroheit, daß ich es mir nicht versagen konnte, den skandalösen Vorgang auch der Großfürstin zu erzählen. Katharina lächelte bitter und sagte nur:

„Es tut mir leid, daß Fräulein Woronzow genötigt sein wird, sich noch ein wenig zu gedulden."

Im nächsten Moment aber zogen sich ihre Brauen zusammen, und ihr Gesicht nahm einen Ausdruck so großer Härte an, daß ich meine übereilte Mitteilsamkeit im stillen lebhaft bereute. Denn ich glaubte auf ihrer Stirn einen schrecklichen Gedanken zu lesen, und nie habe ich mich von der Empfindung freimachen können, daß es gerade dieser Augenblick gewesen ist, dessen sich Katharina erinnerte, als sie wenige Jahre später in einer unheilvollen Stunde den furchtbarsten Entschluß ihres Lebens faßte.

Gegen Abend erschien Schuwalow mit der Meldung, daß er die Großfürstin um Mitternacht abholen und in die Gemächer Ihrer Majestät geleiten werde. Katharina stand sofort auf, um sich ankleiden zu lassen. Auf einem Sofa liegend und noch immer mit der Miene einer Kran-

ken, erwartete sie den Grafen, der sich jedoch erst gegen zwei Uhr morgens einfand, als wir schon halb und halb überzeugt gewesen waren, daß die Kaiserin abermals ihre Absicht geändert habe. Ich küßte ihr weinend die Hand, wie wenn sie zu einer Hinrichtung geführt würde, während Katharina selbst keinerlei Aufregung oder Unruhe zeigte. Was den Verlauf der Unterredung betrifft, so kann ich natürlich nur die Erzählung Katharinas wiedergeben; aber ich habe die volle Gewißheit, daß nicht ein unwahres Wort in dieser Erzählung ist.

Der Empfang fand in dem mir wohlbekannten Toilettenzimmer Elisabeths statt, einem großen und langgestreckten Raume, zwischen dessen drei Fenstern die Tische mit den goldenen Waschgeschirren und den Toilettenécessaires der Kaiserin standen. Auf den ersten Blick hatten Katharinas scharfe Augen entdeckt, daß ein Teil des Gemaches durch zwei spanische Wände abgeschlossen war, die sich sonst nicht dort befanden, und sie hegte keinen Zweifel, daß diese Schirme lediglich dazu bestimmt waren, einen oder mehrere Zuhörer zu verbergen, von deren Anwesenheit sie nichts ahnen sollte. Einen so bedeutsamen Schritt, wie es die Gewährung dieser Unterredung war, hatte Elisabeth ja sicherlich nicht unternommen, ohne ihren Günstling davon zu unterrichten, und in der Tat erhielten wir bald nachher die Bestätigung, daß Iwan Schuwalow, hinter der spanischen Wand versteckt, alles mitangehört hatte.

Die zweite Wahrnehmung, die die Großfürstin bei ihrem Eintritt machen mußte, war, daß auch ihr Gemahl sich eingefunden hatte — ein Beweis dafür, daß man gesonnen war, in aller Form Gericht über sie zu halten. Sie zögerte einen Augenblick, in der Annahme, daß Graf

Alexander Schuwalow sich zurückziehen würde. Da er aber nicht Miene machte, es zu tun, warf sie sich der bekümmert und leidend aussehenden Kaiserin zu Füßen und wiederholte, da keine Anrede oder Frage erfolgte, in demütigen Worten die Bitte, zu ihren Angehörigen zurückkehren zu dürfen. Elisabeth machte eine Bewegung, sie aufzuheben, und als Katharina in ihrer unterwürfigen Stellung verharrte, sagte sie in einem viel milderen Ton, als ihn die Großfürstin zu hören gehofft hatte.

„Wie können Sie erwarten, daß ich Ihnen dazu die Erlaubnis geben werde? Denken Sie denn nicht an Ihre Kinder?"

„Meine Kinder sind in den Händen Eurer Majestät und könnten sich nirgends besser befinden. Ich werde über die Trennung von ihnen getröstet sein, so lange ich hoffen darf, daß Sie sie nicht verlassen."

„Und die Meinung des Volkes? Wie soll ich, ohne Sie oder mich in Rußland wie im Ausland vor der Oeffentlichkeit bloßzustellen, Ihre Entlassung begründen?"

„Eure Majestät werden, wie ich denke, einfach die Gründe angeben, wegen deren ich mir Ihre Ungnade und den Haß meines Gemahls zugezogen habe."

„Und wovon wollen Sie, da Sie selbst doch nichts besitzen, bei Ihren Verwandten leben?"

„Wovon ich lebte, bevor Sie mir die Ehre erwiesen, mich in dieses Land zu berufen."

„Sie scheinen zu vergessen, daß sich die Verhältnisse seitdem sehr verändert haben. Ihr Vater ist tot, und das kleine Land, das er regierte, befindet sich heute im Besitz des Königs von Preußen. Ihre Mutter aber hat nach Paris flüchten müssen, wo sie sich mit allerlei Abenteurern eingelassen hat und ein übles Leben führt, zu dem

sie sich die Mittel, wie man mir sagt, nur durch Schuldenmachen verschaffen kann."

„Ich weiß nicht, was daran Wahrheit und was Verleumdung ist, da man mir seit Jahren jeden Briefwechsel mit meiner Mutter verboten hat. Aber ich weiß, daß sie ihr Land hat verlassen müssen, weil sie dem König von Preußen als eine allzu ergebene Anhängerin Rußlands unbequem und verhaßt geworden ist."

Die Kaiserin schwieg und ging einige Male, wie in tiefen Gedanken, auf und nieder. Dann trat sie abermals auf die Großfürstin zu und forderte sie auf, sich zu erheben. Als Katharina gehorcht hatte, sagte sie:

„Gott ist mein Zeuge, wieviel ich um Sie geweint habe. Wenn Sie ein dankbares Gedächtnis haben, können Sie den Kummer und die Sorge noch nicht vergessen haben, die ich an den Tag legte, als Sie bald nach Ihrer Ankunft so schwerkrank wurden. Hätte ich Sie nicht aufrichtig geliebt, so würde ich durch das unverantwortliche Benehmen Ihrer Mutter sicherlich veranlaßt worden sein, Sie damals nach Deutschland zurückzuschicken und den Gedanken an Ihre Vermählung mit meinem Neffen aufzugeben. Denn Sie werden sich gut genug erinnern, wieviel Anlaß zur Unzufriedenheit mir zu jener Zeit gegeben wurde."

„Ich erinnere mich daran, obwohl ja nicht ich es gewesen war, die diesen Anlaß gegeben hatte. Und mein Gedächtnis ist so gut, daß ich keine von den unzähligen Wohltaten vergessen habe, die Eure Majestät mir seit dem ersten Tage meines Hierseins zu erweisen geruhten. Nie werde ich aufhören, Ihnen dafür aus tiefster Seele zu danken, und immer werde ich es als das größte Un-

glück meines Lebens beklagen, mir Ihr Mißfallen zugezogen zu haben."

„Sie sprechen, als ob Sie nicht das geringste getan hätten, dies Mißfallen zu erregen. Wenn man Sie hört, sollte man glauben, es gäbe kein bescheideneres Wesen als Sie. Und doch sind Sie von einem unerträglichen Stolz."

„Wenn ich diesen Fehler besitzen sollte, so offenbarte ich ihn doch niemals in meinem Benehmen gegen Eure Majestät."

„O ja — auch da. Erinnern Sie sich nicht mehr, daß ich Sie einmal im Sommerpalast fragte, ob Sie einen steifen Hals hätten, weil Sie mich nur mit einem kaum merklichen Kopfnicken gegrüßt hatten?"

Das war vor reichlich vier Jahren geschehen, und nie war Katharina darauf verfallen, der damaligen Frage der Kaiserin einen solchen Sinn zu unterlegen. Freimütig und aufrichtig versicherte sie jetzt, daß sie sich des getadelten Verstoßes nicht bewußt sei. Die Kaiserin aber fuhr fort:

„Ich weiß wohl, daß Sie sich für sehr klug halten, für viel klüger als wir alle. Nach Ihrer Ueberzeugung besitzt niemand am russischen Hofe eine solche Ueberlegenheit des Geistes wie Sie."

„Hätte ich mich jemals in diesen törichten Glauben gewiegt, so müßte doch schon meine gegenwärtige Lage hinreichend sein, mich von ihm zu heilen. Leute von überlegenem Geiste pflegen nicht in so traurige Situationen zu geraten, wie es die meinige ist."

Alles, was sie der Kaiserin geantwortet hatte, war im Tone tiefster Ehrerbietung gesprochen worden. In diesem Augenblick aber hörte sie, wie der Großfürst, der

sich auf der anderen Seite des Gemaches mit dem Grafen Alexander Schuwalow unterhielt, mit lauter Stimme sagte:

„Ja, gewiß, sie ist sehr schlecht und so furchtbar starrköpfig, daß es unmöglich ist, mit ihr zu leben."

Und nun wandte sie sich erhobenen Hauptes gegen ihn. „Wenn Eure Kaiserliche Hoheit von mir sprechen, so muß ich erwidern, daß ich mich allerdings nach Kräften bemüht habe, schlecht zu sein gegen diejenigen, die Ihnen zu Torheiten und Ungerechtigkeiten raten. Und meine Starrköpfigkeit begann sicherlich erst in dem Augenblick, wo ich inne geworden war, daß Sanftmut und Freundlichkeit mir nichts eintrugen als Ihre Feindschaft und den Spott derer, die Sie für Ihre Freunde halten."

Mit einem höhnischen Auflachen kehrte sich Peter gegen die Kaiserin.

„Da haben Sie ihre Art. Was man auch sagen mag, sie will immer recht behalten, und immer ist sie darauf bedacht, Zwietracht zu säen, um ihre eigene Herrschsucht zu befriedigen."

Auch Elisabeth schien von Katharinas ruhig selbstbewußten Worten unangenehm berührt, denn sie sagte:

„Vermutlich wissen Sie noch nicht einmal, in welcher Weise sie zu mir von Ihrem Freunde, dem Grafen Brockdorf gesprochen hat. Wenn es damals nach ihren Wünschen gegangen wäre, hätte ich den Grafen sofort als einen Verräter, Betrüger und Dieb ins Gefängnis schicken müssen."

Nichts konnte abscheulicher und hinterhältiger sein als diese Indiskretion. Denn wie auch immer Elisabeth über die Frau ihres Neffen denken mochte, davon, daß Katharina bei ihren Anklagen gegen Brockdorf von keinem

anderen Interesse als der Sorge um das Ansehen ihres Gemahls geleitet worden war, mußte sie doch überzeugt sein. Auf der anderen Seite aber mußte sie sich sagen, daß sie den Haß des Großfürsten gegen Katharina durch diese Mitteilung gewaltig schürte. Denn Brockdorf war noch immer sein vertrauter Freund, an den er sich um so fester klammerte, je häufiger er sich neuerdings in peinlichen Geldverlegenheiten befand. Er wurde denn auch dunkelrot vor Wut und schrie:

„Ah, diese Geschichte kenne ich ja noch gar nicht. Ich konnte mir allerdings denken, daß sie gegen den armen Brockdorf intrigieren würde. Denn er ließ sich von ihr nicht um den kleinen Finger wickeln wie dieser Pechlin, mit dessen Hilfe sie die holsteinischen Angelegenheiten regierte, wie es ihr gefiel. Aber daß sie die Dreistigkeit haben würde, hinter meinem Rücken Eure Majestät gegen meine Freunde aufzuhetzen, hätte ich denn doch nicht geglaubt. Beweist das noch immer nicht deutlich genug, wie hinterlistig und schlecht sie ist?"

Die Kaiserin machte eine ausweichende Bewegung mit den Schultern; Katharina aber schwieg, denn sie durfte ja nicht aussprechen, wessen Schlechtigkeit nach ihrem Dafürhalten soeben bewiesen worden war.

Es gab eine drückende Stille, bis Elisabeth den Faden wieder aufnahm, an dem vermutlich bei einer vorausgegangenen Besprechung mit den Schuwalow und Woronzow alle gegen die Großfürstin zu erhebenden Anklagen aufgereiht worden waren.

„Sie haben sich während der letzten Jahre in zahllose Dinge gemischt, die Sie nichts angehen. Auch ich habe zur Zeit der Kaiserin Anna als Prinzessin am Hofe gelebt, und ich hätte ein besseres Recht gehabt als Sie, mich

in die politiſchen Angelegenheiten einzumengen. Aber ich habe es nie getan, weil ich alles heimliche Intrigieren verdammenswert und abſcheulich finde. Wenn ich denke, daß es mir jemals hätte einfallen ſollen, einem im Felde ſtehenden General der Kaiſerin heimlich Befehle zu ſchicken — es wäre eine für mich ganz unfaßbare Vorſtellung geweſen."

„Auch mir iſt es niemals in den Sinn gekommen, etwas Derartiges zu tun."

Eliſabeth warf mit einer unruhigen Gebärde den Kopf zurück und deutete auf eine der beiden Waſchſchüſſeln, in der Katharina längſt einen ganzen Haufen von Papieren bemerkt hatte.

„Sie ſollten nicht zu leugnen verſuchen, meine Liebe, was man Ihnen ſchwarz auf weiß zu beweiſen vermag. Oder wollen Sie den Brief, den Sie nach der Schlacht bei Groß-Jägerndorf an den Marſchall Apraxin geſchrieben haben, vielleicht für eine Fälſchung erklären?"

„Paſſen Sie auf, ſie iſt imſtande, es zu tun," krähte der Großfürſt dazwiſchen. Katharina aber begnügte ſich, ihm einen geringſchätzigen Blick zuzuwerfen und erklärte ruhig:

„Ich verleugne meinen Brief an den Marſchall nicht, und ich bekenne reumütig, daß ich mit ſeiner Abſendung einem Verbot Eurer Majeſtät zuwidergehandelt habe. Aber es handelte ſich in dieſem Briefe um nichts, das einem Befehl ähnlich geſehen hätte. Ich teilte ihm mit, wie man hier über ſein Verhalten dächte — weiter nichts."

„Und weshalb glaubten Sie, die doch das alles nichts anging, ihm eine ſolche Mitteilung machen zu müſſen?"

„Weil ich den Marſchall, der mir nur Freundlichkeiten erwieſen hatte, aufrichtig ſchätzte, und weil es mich

schmerzte, zu sehen, daß er auf dem Wege war, sich die Ungnade Eurer Majestät zuzuziehen. Wenn jener Brief dort der nämliche ist, den ich geschrieben habe, so werden Eure Majestät nichts anderes darin gefunden haben, als die dringende Bitte, den Befehlen der Regierung zu gehorchen und in unverbrüchlicher Treue gegen Eure Majestät seine Pflicht zu tun."

„Es mag sein, daß in einem Ihrer Briefe etwas Derartiges steht. Aber die anderen?"

„Welche anderen? Ich habe dem Marschall außerdem nur noch ein einziges Mal geschrieben, als ich ihn zu der Geburt seines Sohnes beglückwünschte. Und ich war der Meinung, daß das Verbot, Briefe zu schreiben, sich nicht auf solche nichtssagenden Höflichkeiten erstreckte."

„Nicht von Ihren Glückwünschen ist die Rede, sondern von den Briefen, die sie in bezug auf politische Angelegenheiten an Apraxin gerichtet haben. Bestuschew hat ausgesagt, daß deren ziemlich viele gewesen seien."

„Wenn Graf Bestuschew das gesagt hat, so hat er gelogen."

„Ich werde also Befehl geben, ihn abermals zu verhaften und ihn zu foltern, damit die Wahrheit ans Licht kommt."

Es war ein erbärmlich plumper Versuch, Katharina in die Falle zu locken, denn die Großfürstin wußte natürlich ebenso gut, daß Bestuschew niemals etwas Derartiges ausgesagt hatte, als sie überzeugt war, daß die Ankündigung einer Wiederaufnahme seines Prozesses nur eine leere Drohung war. Darum zeigte sie sich nicht im mindesten bestürzt und erwiderte demütig, alles werde gut und gerecht sein, was die Güte und Gerechtigkeit Ihrer Majestät zu beschließen geruhe.

Damit schien alles erschöpft, was die Kaiserin selbst an ernstlichen Anklagen gegen Katharina vorzubringen hatte. Der Großfürst aber war unverkennbar mit dem festen Entschluß hierhergekommen, die günstige Gelegenheit zur gänzlichen Vernichtung der verhaßten Gattin nicht ungenützt zu lassen, und als er zu fürchten anfing, daß sich die Kaiserin einer milderen Auffassung zuneigen könnte, brachte er seinerseits mit großer Leidenschaftlichkeit und in heftigen, überstürzten Worten alles vor, was er auf dem Herzen hatte. Aber der arme Peter hätte nun einmal von jeher keinen schlechteren Anwalt für die Wahrnehmung seiner Interessen bestellen können als sich selbst. In dem Augenblick, wo er ohne fremde Hilfe seine Sache zu führen begann, war diese Sache in der Regel auch schon verloren. Und hier gab es zu seinem Unglück niemanden, der ihm beigestanden und ihm warnend zugeflüstert hätte, daß läppische Kleinigkeitskrämereien und groteske Uebertreibungen nicht die geeigneten Mittel sind, einer ernsten Anklage Gewicht zu verleihen. Sobald die Kaiserin ihren Neffen ungehindert reden ließ und Katharina es sozusagen nur noch mit ihm zu tun hatte, fühlte sie ihr Spiel auch schon halb gewonnen. Je toller und sinnloser der Wunsch, sie zu zerschmettern, seine Anschuldigungen werden ließ, desto leichter wurde es ihrer unendlich viel größeren Klugheit und Schlagfertigkeit, sie mit wenig Worten zu entkräften. Je widerwärtiger sein ungestümes Poltern wurde, desto günstiger mußte der Eindruck sein, den ihre unerschütterliche Ruhe auf die zuhörende Kaiserin hervorbrachte. Und zu alledem mußte der Großfürst auch noch die sicherlich unvermutete Enttäuschung erleben, daß Graf Alexander Schuwalow ihn mehr und mehr im Stiche ließ. Mochte dieser Graf auch

nur ein gewöhnlicher Höfling von ziemlich beschränktem Geiste sein, so viel Scharfsinn hatte er doch, um zu bemerken, daß die günstigen Chancen für die Zukunft nicht auf der Seite des Großfürsten waren und daß man klüger tat, auf eine andere Karte zu setzen als auf die, die seinen Namen trug. So oft er von Peter als Zeuge für die behaupteten Schlechtigkeiten der Großfürstin angerufen wurde, so oft hatte er nur ausweichende Redensarten oder ein verlegenes Schweigen, das von Elisabeth unmöglich im Sinne einer Zustimmung gedeutet werden konnte. Darüber geriet der Thronfolger begreiflicherweise immer mehr aus der Fassung, und da er sich wahrscheinlich den für diese Auseinandersetzung erforderlichen Mut vorher in ausgiebigem Maße angetrunken hatte, konnte es nicht ausbleiben, daß er zuletzt dahin gelangte, einen Unsinn zu reden, den auch der erbittertste Feind Katharinas nicht mehr hätte ernst nehmen können. Diejenige Anklage, durch die er sie vielleicht am sichersten und schwersten getroffen hätte, die Anklage der ehelichen Untreue nämlich, wagte er ja nicht zu erheben. Er hatte, gleichsam als Belohnung für seine Vaterschaft, bei der Geburt des Großfürsten Paul hunderttausend und bei der Geburt der Großfürstin Anna Petrowna sechzigtausend Rubel aus den Händen der Kaiserin empfangen, und er verurteilte sich selbst zu der allerkläglichsten Rolle, die ein Mann spielen kann, wenn er jetzt mit der Behauptung hervortrat, daß er diese Kinder nicht als die seinigen anerkennen könne, weil — nun, weil sie eben nach den Gesetzen der Natur die seinigen nicht sein konnten. Er mußte sich sagen, daß die Verachtung und der Zorn der Kaiserin in dem Augenblick, wo er mit solchen Erklärungen kam, viel mehr gegen ihn als gegen Katharina gerichtet sein wür-

den, und seine Eigenliebe hielt ihn, wie die Großfürstin es als gute Menschenkennerin mit Sicherheit vorausgesehen hatte, davon ab, sich dieser zweischneidigen Waffe gegen sie zu bedienen.

Die Unterredung mochte ungefähr zwei Stunden gewährt haben, als Elisabeth ihr ein Ende machte, indem sie erklärte, es sei zu spät geworden, um diese Dinge noch weiter zu erörtern. Als sie der Großfürstin die Hand zum Kusse reichte, standen ihre Augen voll Tränen, und es war ja auch begreiflich genug, daß nach allem, was sie soeben erlebt hatte, der Gedanke an die Zukunft sie mit tiefer Traurigkeit erfüllen mußte. Katharina ging, ohne die ersehnte Gewißheit über ihr Schicksal erlangt zu haben, aber noch vor dem Anbruch des neuen Tages sollte sie ihr werden.

Sie hatte sich in meinem Beisein bereits zur Hälfte auskleiden lassen, als an die Tür des Schlafgemaches geklopft wurde, und als Graf Alexander Schuwalow im Auftrage der Kaiserin um Einlaß bat. Den durfte Katharina ihm trotz ihrer mangelhaften Toilette selbstverständlich nicht verweigern. Mit seiner ehrerbietigsten und liebenswürdigsten Miene trat Schuwalow über die Schwelle, verneigte sich tief und bat, die Kammerfrauen zu entlassen, während er gegen meine Anwesenheit nichts einzuwenden hatte. Als seinem Wunsche entsprochen worden war, meldete er, Ihre Majestät habe ihn nach der Unterredung dieser Nacht noch einmal zu sich rufen lassen, um ihm ihre Grüße an die Großfürstin aufzutragen und ihn mit der Botschaft an Ihre Kaiserliche Hoheit zu betrauen, daß die Kaiserin ihre Zustimmung zur Abreise in das Ausland nicht erteilen könne. Sie hoffe vielmehr, daß die Großfürstin sich künftig in Rußs-

land wieder vollkommen wohl und heimisch fühlen werde, und sie wünsche, daß von ihrer Entlassung nie mehr die Rede sei. Alles Weitere werde Gegenstand einer zweiten Unterredung sein, die sie demnächst mit Ihrer Kaiserlichen Hoheit zu haben wünsche.

Mit einer Rührung, die vielleicht nur zum Teil gut gespielte Komödie war, bat Katharina den Grafen, der Kaiserin ihre tiefe Dankbarkeit für die bewiesene Gnade zum Ausdruck zu bringen. In dem Augenblick aber, wo sich die Tür hinter Alexander Schuwalow geschlossen hatte, fiel sie mir in einem Ausbruch leidenschaftlicher Freude um den Hals. Sie wußte, daß man nach dem Ergebnis dieses Abends nicht so bald wieder daran denken würde, sie zu entfernen, und die großen Ereignisse einer nahen Zukunft sollten mich darüber belehren, was solche Gewißheit in jener Stunde für sie bedeuten mußte.

---

13. Kapitel.

Mochte die unglückliche Schlacht bei Zorndorf immerhin ein schwarzes Blatt in der Geschichte meines Vaterlandes bedeuten, so waren doch auf diesem Blatte mit blutigen Schriftzügen auch gar viele Großtaten heldenmütiger Tapferkeit verzeichnet. Die vom Kriegsschauplatz zurückgekehrten Offiziere, die in Petersburg die Heilung ihrer Wunden abwarteten, wußten bei Hofe von manchem bewunderungswürdigen Bravourstück zu erzählen. Keine ihrer Geschichten aber klang erstaunlicher als die von dem jungen Leutnant Gregor Gregorjewitsch

Orlow, der mit dem tollkühnen Mut eines Löwen bis zum letzten Augenblick gekämpft haben sollte, obwohl er zu verschiedenen Zeiten im Verlauf der Schlacht drei Wunden erhalten hatte — Wunden, deren jede einen Menschen von gewöhnlicher Art kampfunfähig gemacht haben würde. Wir hatten nie vorher von ihm und von seiner Familie gehört, nun aber, nachdem man ihr obendrein erzählt hatte, daß dieser schier übermenschliche Heros sich trotz seiner dreimaligen Verwundung schon vier oder fünf Tage nach der Schlacht auf dem Schlosse zu Königsberg als unermüdlicher Vortänzer betätigt hatte, brannte Katharina vor Neugier, ihn kennen zu lernen. Sie hatte ja gewiß eine gewaltige Hochachtung vor den Helden des Geistes und sprach niemals anders als mit ehrfürchtiger Bewunderung von Männern wie Voltaire, Diderot oder Rousseau; aber sie war viel zu sehr Weib, als daß ihr nicht solche Beweise von Kraft, Energie und Temperament in viel höherem Maße hätten imponieren sollen als die allerherrlichsten Schöpfungen der Dichter und Philosophen. Noch ehe sie Gelegenheit gefunden hatte, diesen Orlow und seine Brüder zu sehen, war sie durch ihre Erkundigungen bereits auf das genaueste über seine Herkunft und über alles andere unterrichtet, was seine Person betraf.

Graf Alexander Schuwalow hatte ihr gesagt, daß schon 1611 ein Orlow unter den Mauern von Nowgorod mit hohem Ruhm gegen die Schweden gekämpft habe, und er hatte ihr dann die Geschichte jenes Iwan Orlow erzählt, der unter Peter I. durch einen Vorfall absonderlicher Art aus dem Dunkel emporgestiegen war. Als einfacher Soldat an dem Aufstand der Strjeljzy beteiligt, war er gleich so vielen anderen zum Tode ver-

urteilt und zur Hinrichtung geführt worden. Auf dem Richtplatze, dessen Boden in jenen furchtbaren Tagen ganze Ströme von Blut trinken mußte, befand sich auch der Zar, den es ja sogar hier und da gelüstete, selbst die Rolle des Henkers zu übernehmen. Kalten, erbarmungslosen Blickes beobachtete er die unglücklichen Opfer, von denen nur wenige die Angst und das Entsetzen verbergen konnten, mit denen der gräßliche Anblick der hingeschlachteten Schicksalsgenossen sie erfüllte. Da erspähte er unter all den schlotternden Gestalten und leichenfahlen Gesichtern einen riesenhaft gebauten Mann, der aufrecht und unbewegt, ein spöttisches Lächeln auf den Lippen, in den Reihen der Verdammten stand. Vielleicht um ihn durch eine Abkürzung der seelischen Folter für seine Kaltblütigkeit zu belohnen, vielleicht auch, um eine Probe auf die Echtheit seines Gleichmuts zu machen, befahl der Kaiser, die Reihenfolge zu seinen Gunsten zu unterbrechen. Iwan Orlow hatte die Bewegung des Herrschers richtig gedeutet, und ehe noch die Schergen des Henkers ihre Hand an ihn legen konnten, schritt er, ohne daß das Lächeln von seinem Gesicht geschwunden wäre, gemächlich dem Richtblock zu. Aber es gab da auf dem Wege ein kleines Hindernis, dem vermutlich jeder andere mit einem scheuen Seitenschritt ausgewichen wäre, ein unheimliches Hindernis in Gestalt eines abgehauenen Menschenkopfes, der den wackeren Orlow aus weit geöffneten, glasigen Augen anstarrte. Der aber ließ sich auf seiner Wanderung in den Tod nicht einen Moment beirren.

„Platz da, mein Bester!“ sagte er nur und schleuderte das blutige Haupt mit einem Stoß seines Fußes beiseite. Dann — ohne jede Uebereilung — bekreuzigte er sich und kniete nieder, um den Todesstreich zu empfan-

gen. Aber er erwartete ihn vergebens, denn eine ſchwere Hand legte ſich ſtatt deſſen auf ſeine Schulter, und eine wohlbekannte tiefe Stimme, die Stimme des Zaren Peter, befahl ihm aufzuſtehen. Daß dieſes Mannes Todesverachtung keine Maske war, hatte der kleine Zwiſchenfall mit dem abgeſchnittenen Kopfe dem Kaiſer deutlich genug bewieſen, und Leute von ſolchem Schlage mochten ihm zu wertvoll ſcheinen, als daß er ſie ohne Not vor der Zeit hätte in den Tod ſchicken ſollen. Er fragte den Verurteilten nicht lange, wie groß oder wie gering das Verſchulden geweſen war, wegen deſſen er ſich hier auf dem Richtplatze befand, ſondern er ernannte ihn kurzerhand zum Offizier und ſchüttelte ihm die Hand, feſt überzeugt, daß er in ſeiner Armee fortan keinen Treueren haben würde als ihn.

Dieſer Iwan Orlow ruhmvollen Angedenkens war der Vater eines Gregor Orlow geworden, der es bis zum Generalmajor und zum Gouverneur von Nowgorod gebracht hatte. Obwohl er volle dreiundfünfzig Jahre zählte, als er ein Fräulein Zinowiew, eine junge Dame aus ſehr vornehmer Familie, heiratete, ſah er ſich doch noch mit neun Söhnen beſchenkt. Fünf von ihnen waren am Leben geblieben, und alle fünf dienten gegenwärtig als Leutnants oder Unterleutnants im ruſſiſchen Heere.

Katharina hatte immer wieder den lebhaften Wunſch ausgeſprochen, ſie zu ſehen, und Graf Alexander Schuwalow, der ſich ſeit ihren Unterredungen mit der Kaiſerin in Aufmerkſamkeiten gegen die Großfürſtin ſchier erſchöpfte, fand denn auch endlich Mittel und Wege, ihre Neugier zu befriedigen. Obwohl ſie verſchiedenen Regimentern angehörten, und zum Teil erſt hatten nach Petersburg berufen werden müſſen, wurden ſie doch eines

Tages alle fünf zum Wachtdienst in den großfürstlichen Gemächern befohlen, und sie standen kerzengerade in einer Reihe, als Katharina auf eine Benachrichtigung Schuwalows hin das Vorgemach passierte.

Nie werde ich den Anblick vergessen, den diese prachtvollen, von der Natur in einer ihrer verschwenderischsten Launen geschaffenen Menschen gewährten. Weit über das gewöhnliche Maß hinaus emporgeschossen, erschienen sie uns wie die letzten Abkömmlinge eines längst ausgestorbenen Riesengeschlechts. Und bei der ersten flüchtigen Musterung konnte man recht wohl im Zweifel sein, welchem von ihnen der Preis der höchsten männlichen Schönheit gebühre. Iwan, der älteste, mochte damals ungefähr achtundzwanzig Jahre zählen. Er diente in einem Garderegiment und hatte es noch nicht weiter als bis zum Unteroffizier gebracht. Seine Gesichtszüge waren regelmäßig, aber von etwas grobem Schnitt und ließen nur ein bescheidenes Maß von Intelligenz vermuten. Ich habe ihn später zum Grafen und zum Senator aufsteigen sehen, und man hat mir erzählt, daß er ohne viel Aufhebens und Geräusch großen Einfluß zu üben wisse. Aber ich habe ihn nichtsdestoweniger immer für einen Dummkopf gehalten, und ich fürchte nicht, daß ich ihm mit dieser Beurteilung unrecht getan habe. Die beiden jüngsten unter den fünfen, Theodor und Wladimir, waren bei jener ersten Vorstellung noch nicht allzu lange aus den Kinderschuhen heraus, und so wohlgebaut, hübsch und kraftvoll auch immer ihre Jünglingsgestalten waren, neben den beiden Brüdern, die Katharinas und meine Aufmerksamkeit sogleich ganz und gar für sich in Anspruch genommen hatten, konnten sie doch nur eine untergeordnete Rolle spielen.

Da war Gregor, unser vielbesprochener und vielbewunderter Held von Zorndorf — ein leibhaftiger Kriegsgott in Menschengestalt. Bis auf den heutigen Tag habe ich kein vollkommeneres Ebenmaß der Glieder, keine edlere Bildung des Antlitzes, keinen freieren und kühneren Blick der Augen gesehen. Wie aus Erz gegossen, stand er vor der Großfürstin, soldatisch und ehrerbietig; aber um seinen Mund war es wie der Anflug eines Schelmenlächelns und in der Haltung seines herrlichen Kopfes wie stolzes Siegesbewußtsein. Sie sahen einander in die Augen, wie der erste Mann und das erste Weib sich in die Augen gesehen haben mögen, ehe sie zu stürmischer Umschlingung ihre Arme breiteten. Auf Katharinas Wangen kam und schwand in jähem Wechsel die Farbe, ihr Atem ging rascher, und mit ungestümem Druck preßten ihre Finger meinen Arm. Selbst ihre Stimme hatte einen veränderten, befangenen Klang, als sie einige liebenswürdige Worte der Anerkennung für seine bei Zorndorf bewiesene Tapferkeit an den Leutnant Orlow richtete. Er aber salutierte und antwortete so leicht und frei, wie wenn es nicht die Gemahlin des künftigen Kaisers, sondern die erste beste Hofdame wäre, die zu ihm sprach. Das triumphierende Bewußtsein seiner unwiderstehlichen Männlichkeit machte es ihm offenbar unmöglich, etwas wie Ehrfurcht vor einem weiblichen Wesen zu empfinden. Was kümmerte ihn der hohe Rang dieser Großfürstin? Er sah nicht die Erhabenheit ihrer Stellung, sondern er sah nur ihr Geschlecht. Und in seinem Herzen gab es nicht den leisesten Zweifel, daß diese Frau zu gewinnen, zu besitzen und zu unterjochen war wie jede andere.

Nicht weil sie des Gespräches überdrüssig geworden war, sondern weil sie gleich mir in seinen Augen las,

was in seinem Innern vorging, wandte sich Katharina von ihm ab und zu seinem neben ihm stehenden Bruder Alexis, dem größten und imposantesten unter diesen Nachkommen von Giganten.

Für die Statue eines Herkules oder für die menschliche Verkörperung einer elementaren Naturkraft hätte man wohl in ganz Rußland vergeblich nach einem vollkommeneren Modell gesucht. Der Ausdruck des Antlitzes aber bewies, daß dieser jugendliche Mann — er war damals sicherlich nicht älter als dreiundzwanzig Jahre — sich der Stärke seines muskelstrotzenden Körpers vollauf bewußt war, und daß es ihm im gegebenen Augenblick sicherlich nicht an Entschlossenheit fehlte, sich ihrer rücksichtslos zu bedienen. Seine Züge waren härter und energischer als die seines Bruders Gregor; aber sein Gesicht würde trotzdem vielleicht das schönere gewesen sein, wenn es nicht durch eine furchtbare Narbe entstellt worden wäre, die sich vom linken Mundwinkel bis zum Ohr quer über die Wange zog. Katharina, der man nichts von bisherigen Heldentaten des jungen Alexis Orlow erzählt hatte, fragte ihn, in welcher Schlacht er sich dies Ehrenzeichen der Tapferkeit geholt habe. Dem Riesen schoß das Blut ins Gesicht, sein Bruder Gregor aber kam lachend der Antwort des Gefragten zuvor:

„Mit Eurer Kaiserlichen Hoheit Erlaubnis: in einer Schlacht, die er auf seine eigene Hand begonnen und zu Ende geführt hatte. Einer von den sieben, die damals leichtsinnig genug gewesen waren, ihn zu reizen, hatte gerade noch Zeit, ihm diesen Säbelhieb zu versetzen, ehe er gleich seinen Leidensgefährten zu Boden geschlagen war."

Die Großfürstin lächelte etwas ungläubig.

„Sieben gegen einen — sagen Sie? So ganz wörtlich ist das natürlich nicht zu nehmen?"

„Ganz wörtlich — bei meiner Ehre, Kaiserliche Hoheit! Mein Bruder war achtzehn Jahre alt, als er mit einem Faustschlag einen Ochsen niederwarf. Unter allen Menschen ist er der einzige, von dem ich lieber eine Beleidigung einsteckte, als daß ich mich mit ihm in ein Handgemenge einließe."

Da endlich nahm auch Alexis das Wort.

„Glauben Sie ihm nicht, Kaiserliche Hoheit! — Ungestraft läßt ein Orlow sich von niemandem beleidigen. Aber er darf das wohl sagen, weil er weiß, daß es dergleichen zwischen uns niemals geben wird."

Seine Stimme klang tief und mächtig. Es war darin etwas wie von dem Rollen eines fernen Donners. Dieses Mannes Zorn herauszufordern, mußte in der Tat selbst den Mutigsten erschrecken. Solange er mit der Großfürstin sprach, hatte ich geglaubt, ihn ohne Scheu betrachten zu dürfen, da ich annahm, daß er es nicht bemerkte. Aber es war, als ob er meinen Blick gefühlt hätte, denn plötzlich wandte er mit einer unvermutet raschen Bewegung den Kopf gegen mich, und seine Augen blitzten mich an, daß mir's nicht anders war, als würde ich unversehens mit einer Flut siedend heißen Wassers überschüttet. Noch nie, auch da nicht, wo ich verliebt zu sein glaubte, hatte ich Aehnliches unter dem Blick eines Mannes empfunden. Eine zugleich beklemmende und wonnig süße Empfindung machte mein Herz erbeben; meinen Körper aber durchrieselte ein seltsames Erschauern, das die Kraft meiner Glieder lähmte und mich mit einem Gefühl vollkommener Willenlosigkeit erfüllte.

Sonſt wenn etwas Neues und Bedeutſames in ihr Leben getreten war, hatte die Großfürſtin Katharina noch immer den erſten Augenblick unſeres Alleinſeins benutzt, um ſich gegen mich darüber auszuſprechen, und namentlich ſeit der Verheiratung der Fürſtin Gagarin war mir ſelbſt von ihren geheimſten Herzensregungen kaum eine einzige verborgen geblieben. Von den Brüdern Orlow aber ſprach ſie zu mir weder an dieſem noch am nächſten Tage auch nur mit einem einzigen Wort. Sie war zerſtreut und unruhig, in dem einen Augenblick ohne erkennbare Urſache von kindlich ausgelaſſener Fröhlichkeit, und im nächſten zum Sterben ſchwermütig. In ihrer Seele ſchien etwas vorzugehen, das zunächſt ſie ſelber noch zu ſehr beunruhigte und erſchreckte, als daß ſie mit einem lauten Wort daran zu rühren gewagt hätte. Was ſie da in ſich wachſen und übermächtig werden fühlte, glich wohl ſo wenig den Empfindungen, die ſie für Sergius Saltykow und Stanislaus Poniatowski gehegt hatte, daß ſie ſich vorerſt noch dagegen wehrte wie gegen eine dunkel geahnte Gefahr. Bei jenen Liebesverhältniſſen war ſie trotz aller ſanftmütigen Nachgiebigkeit doch immer der überlegene und beherrſchende Teil geweſen, und ſicherlich hatte dies der Vorſtellung entſprochen, die ſie ſich ein für alle Mal von der Liaiſon einer Fürſtin mit einem ihr nicht ebenbürtigen Manne gemacht. Dieſer Gregor Orlow aber hatte nicht das Ausſehen eines Menſchen, der ſich jemals von irgendeinem Weibe der Welt würde beherrſchen laſſen. Auf ſeinem Geſicht und in ſeinen Augen ſtand es geſchrieben, daß er immer der unumſchränkte Gebieter des Weibes ſein würde, das ſich ihm zu eigen gegeben. Einer echten Frauennatur mußte er darum ja nur um ſo verführeriſcher und liebenswerter

erſcheinen; Katharinas Natur aber war eine ſeltſame und oft widerſpruchsvolle Miſchung von weiblichen und männlichen Inſtinkten. Als heiß und ſinnlich veranlagtes Weib fühlte ſie ſich unwiderſtehlich zu dem jungen Helden hingezogen; der Ehrgeiz und die Herrſchſucht jedoch, die einen nicht minder triebkräftigen Grundzug ihres Weſens ausmachten, lehnten ſich ungeſtüm auf gegen den Gedanken, daß ſie in dem Bann ſeiner mächtigen Perſönlichkeit einer ſklaviſchen Abhängigkeit verfallen könnte.

So kämpfte ſie tagelang mit ſich ſelbſt; aber — wie es wohl vom Anbeginn der Welt noch immer das Ende ſolchen Zwieſpalts geweſen iſt — die natürlichen Triebe ihres Geſchlechts behielten den Sieg. Eines Tages erfuhr ich, daß Graf Peter Schuwalow den Leutnant Gregor Orlow zu ſeinem Adjutanten gemacht habe, und ich war nicht im ungewiſſen darüber, auf weſſen Wunſch dieſe Ernennung erfolgt war. Gewährte ſie dem jungen Offizier doch die Möglichkeit, am großfürſtlichen Hofe zu erſcheinen, ſo oft er nur wollte, und wußte ich doch, wie günſtig die duldſamen — um nicht zu ſagen: leichtfertigen Gepflogenheiten dieſes Hofes der Anknüpfung zärtlicher Beziehungen waren.

Katharinas heimlicher Briefwechſel mit dem Grafen Poniatowski hörte nicht auf, und auch jetzt noch zeigte ſie mir hier und da ein Schreiben von ſeiner Hand, deſſen Inhalt deutlich offenbarte, daß ſie in ihren Briefen den ritterlichen Polen noch immer an ihre Liebe glauben ließ. Aber es war nichts als ein mitleidiger Betrug. Ihr Herz wußte nichts mehr von dem, was ihre Feder verſicherte. Denn in dieſem Herzen regierte einzig und unumſchränkt der herrliche Gregor Orlow, der erſte Mann, der für ſie eine volle Verwirklichung ſelbſt ihrer aus-

ſchweifendſten Träume bedeutete. Natürlich hätte dies Verhältnis auch dann nicht geheim bleiben können, wenn Katharina ängſtlich bemüht geweſen wäre, es vor den Augen der Welt zu verbergen. Aber ſie verſuchte gar nicht im Ernſt, ihrer Umgebung eine Komödie vorzuſpielen. Eine ſo unermeßliche Fülle bisher kaum geahnten Glückes erblühte ihr aus dieſer neuen Leidenſchaft, daß ſie, wie alle glücklichen Leute, am liebſten die ganze Welt zur Mitwiſſerin ihrer Seligkeit gemacht hätte. Und ſchließlich war auch Gregor Orlow ſelbſt keineswegs der Mann, der ſeine Worte und ſeine Handlungen länger als wenige Tage nach den Geboten der Vorſicht hätte abwägen und bemeſſen können. Er machte die Gunſt der Großfürſtin nicht, wie Sergius Saltykow es getan hatte, zu einem Gegenſtande indiskreter Renommiſterei; aber er betrachtete ſie ebenſowenig als ein verborgenes Heiligtum, das er ſelbſt um den Preis ſeines Lebens gegen die Zudringlichkeit profaner Neugier beſchützen müſſe. Wenn in ſeiner Gegenwart Anzüglichkeiten laut wurden, die nicht mißzuverſtehen waren, ſo lachte er ſein fröhliches, ſieghaftes Lachen und blitzte die Sprecher zugleich mit ſeinen ſprühenden Augen an, wie wenn er ſagen wollte:

„Es möge doch einer kommen, der etwas dagegen einzuwenden hat. Ich bin gerüſtet und bereit, ihm auf meine Art Rede zu ſtehen.“

Und es kam keiner. Den Großfürſten Peter feſſelten unzerreißbarer denn je die von der klugen Eliſabeth Woronzow geſchmiedeten Ketten, und die Liebſchaften ſeiner Frau waren ihm nach ſeiner eigenen wiederholten Verſicherung um ſo gleichgültiger, als er ja nur noch auf den Tod der Kaiſerin wartete, um ſich ihrer in der einen

oder der anderen Art zu entledigen. Elisabeth aber, deren Kränklichkeit einen immer bedenklicheren Charakter annahm, hatte jetzt, wo sie täglich mehr an Energie und geistiger Spannkraft verlor, wohl noch weniger Neigung als früher, sich in diese ehelichen Angelegenheiten einzumischen. Die Tändelei mit einem einfachen Leutnant, der sorglos und lustig in den Tag hineinlebte, ohne, gleich dem klugen, ehrgeizigen Poniatowski, irgend jemandem durch politische Intrigen lästig zu werden, hatte ja auch im Grunde wenig oder nichts zu bedeuten. —

Von den fünf Brüdern Orlow schienen sich nach jener Vorstellung bei der Großfürstin der älteste und die beiden jüngsten sogleich wieder in jenes bescheidene Dunkel verloren zu haben, darin sie ihre bisherige Existenz geführt hatten. Der dritte aber verspürte dazu offenbar keine Lust mehr, nachdem er — wenn auch nur ein einziges Mal — die so seltsam berauschende Luft des Hofes geatmet hatte. Alexis Orlow kam mit seinem Bruder zu den Abendgesellschaften der Großfürstin, ohne daß man gewußt hätte, woher er die Berechtigung dazu nahm, und es war gewiß ein schlagender Beweis für die furchteinflößende Gewalt seiner vulkanischen Persönlichkeit, daß niemand daran dachte, ihn auf das Ungehörige solcher Dreistigkeit aufmerksam zu machen. Katharina selbst sah ihn unverkennbar sehr gern, und der Großfürst beschränkte sich bei zufälligen Begegnungen, die übrigens nicht allzu häufig waren, darauf, ihn vollständig zu übersehen.

Wie oft, ach, wie oft habe ich in meinem späteren Leben gewünscht, daß ich die Macht oder die Kraft besessen hätte, es ihm gleichzutun! Aber für mich gab es leider keine Möglichkeit, Alexis Orlow auszuweichen. Als ein

einfaches Hoffräulein und als ständige Gesellschafterin Katharinas mußte ich wohl oder übel allem standhalten: seinen Feuerblicken, seinen verwegenen Worten, der ganzen, unwiderstehlichen Gewalt seiner Persönlichkeit. Ob ich ihn jemals geliebt habe — ich weiß es nicht zu sagen. Jedenfalls hatte das, was ich für ihn empfand, nichts gemein mit den Gefühlen, die vor dieser Zeit durch andere Männer in mir geweckt worden waren, und es glich in nichts jener verzehrenden Leidenschaft, die bald nachher das Verhängnis meines Lebens werden sollte. Mit Bangen sah ich ihn kommen; mit einer Regung mehr der Erleichterung als der Betrübnis sah ich ihn scheiden, und ich sehnte mich nicht nach seiner Wiederkehr, wenn er fort war. Aber solange er in meiner Nähe weilte, war ich ihm willenlos untertan. Auf jene Art, die ihm die natürlichste war, hatte er mir offenbart, daß er mich liebte. Nicht mit dem zärtlichen und schmachtenden Worten, deren andere vor ihm sich mir gegenüber bedient hatten; auch nicht mit frivolen Scherzen und Anzüglichkeiten, wie die Herren und Damen des russischen Hofes sie als angenehme Würze der Unterhaltung ansahen. Er hatte vielmehr die allererste Gelegenheit benützt, mir in beinahe herrischem Ton zu erklären, daß ich ihm angehören müsse, weil er im Wachen wie im Träumen keinen anderen Gedanken habe, als den, mich zu besitzen. Wie eine Sklavin, die ihrem Gebieter zu Willen sein muß, wann und wo es ihm beliebt, hatte er mich zu einem Rendezvous beschieden. Und als ich nicht gekommen war, hatte er mich tags darauf mit drohendem Donnerrollen in der Stimme gefragt, ob ich ihn durchaus zwingen wolle, eine schlimme Dummheit zu begehen. Meine Kraft, ihm zu widerstehen, aber war in der Tat

mit diesem einmaligen Ungehorsam gegen seine Wünsche vollständig erschöpft. Das nächste Mal brauchte er mich nicht vergebens zu erwarten. Und nur zu bald wußte man an beiden Höfen, daß ich Alexis Orlows Geliebte war. Es mag sein, daß manche mich darum beneideten, aber sie hätten wahrlich viel mehr Veranlassung gehabt, mich zu beklagen. Denn niemand konnte weiter davon entfernt sein, sich glücklich zu fühlen als ich. Dieses Mannes Liebe drang auf mich ein und brauste über mich dahin, wie ein alles niederwerfender, atemraubender Orkan. Ich zitterte und weinte, wo ich vor Seligkeit hätte vergehen sollen, und er lehrte mich, ihn mit jedem Tage mehr zu fürchten, statt daß ich hätte lernen sollen, ihn mit jedem Tage mehr zu lieben. Bei dieser Natur unseres Verhältnisses mag es vielleicht auch jenen Frauen, die sich nie in ähnlicher Lage befanden, begreiflich scheinen, daß seine Untreue mir nicht nur keinerlei ernstlichen Kummer verursachte, sondern daß ich in der Stille meines Herzens sogar manchmal dem Himmel dankte, wenn die Anziehungskraft anderer Frauenreize mich für eine kurze Zeit von seinem Ungestüm befreite. Von seiner wilden Eifersucht freilich blieb ich auch während solcher Zeiträume nicht verschont. Er suchte Händel mit jedem, von dem er argwöhnte, daß er mich auch nur mit einer verstohlenen Regung der Seele begehrt haben könnte, und ich mußte nicht nur meine Handlungen, sondern auch meine Blicke und meine Worte auf das ängstlichste hüten, wenn ich nicht wollte, daß es sozusagen unter den Augen der Großfürstin zu Streit und Blutvergießen käme.

Daß ich während dieser aufregenden Liaison mit dem Bruder ihres Herzensfreundes nach und nach all meinen

jugendlichen Frohsinn einbüßte, war für Katharina etwas ganz Unbegreifliches. Sie vor allem sah in der Liebe eines Mannes von Alexis Orlows Art das köstlichste Gnadengeschenk, das mir auf dieser Erde hätte zufallen können. Und sie war allerdings recht wohl imstande, dies Geschenk nach seinem richtigen Wert einzuschätzen, da sie hier und da großmütig genug war, auch dem jüngeren Orlow ein Almosen aus ihrem Ueberfluß zukommen zu lassen. Sie ahnte nicht, daß ich etwas davon wußte, aber Alexis hatte vor mir keine Geheimnisse, nicht einmal, soweit es sich um seine Liebesabenteuer handelte, und er sprach von der Leichtigkeit, mit der die Großfürstin von einem resoluten Manne zu gewinnen sei, nicht eben in den respektierlichsten Ausdrücken. Damals fühlte ich gegen Katharina ebensowenig Eifersucht wie gegen eine andere der hoch oder niedrig gestellten Damen, mit denen mein Freund mich gelegentlich hinterging; aber zu den mancherlei Flecken, die den einstigen leuchtenden Glanz meines weiblichen Götterbildes zu verdunkeln begonnen hatten, war durch diese Erfahrung doch ein weiterer gekommen, von dem ich wußte, daß er sich nie mehr verwischen lassen würde.

Was die Beziehungen des großfürstlichen Hofes zu dem der Kaiserin betraf, so hatten Katharinas Unterredungen mit Ihrer Majestät eine wirkliche Besserung nicht herbeizuführen vermocht. Hatte sich Elisabeth schon in ihren gesunden Tagen als ein haltloser, beständig zwischen schwächlicher Nachgiebigkeit und jähzorniger Willkür hin und her geworfener Charakter gezeigt, so konnte jetzt, wo ihre körperlichen und geistigen Kräfte ständig abnahmen, ein aus eigener Ueberlegung geborenes zielbewußtes Handeln von ihr vollends nicht mehr

erwartet werden. Sie wurde immer mehr zu einem Spielball der von ihrer Umgebung angezettelten Intrigen, und Katharina gab sich keiner Täuschung darüber hin, daß sie bei einem etwaigen offenen Zerwürfnis mit ihrem Gatten auf Beistand von jener Seite nicht rechnen dürfe. Es vergingen oft Monate, ohne daß die beiden Frauen einander zu Gesicht bekommen hätten. Und was uns an Aeußerungen der Kaiserin von freundlichen Zwischenträgern hinterbracht wurde, klang nach allem andern eher als nach liebevoller Gesinnung.

In die politischen Zukunftspläne der Großfürstin wurde ich jetzt immer weniger eingeweiht, und ich gestehe, daß ich auch nur wenig tat, mir ihr Vertrauen nach dieser Richtung hin zu erhalten. Ich sah wohl, daß die beiden Rasumowski und noch mehr vielleicht Graf Panin, der Erzieher des Großfürsten Paul, einen lebhaften Verkehr mit ihr unterhielten, und die Heimlichkeit, mit der diese Zusammenkünfte meist umgeben wurden, ließ mich vermuten, daß es sich dabei um anderes als um Karten- oder Pfänderspiele handelte. Aber ich war nicht neugierig, etwas zu erfahren, was man mir nicht aus freien Stücken mitteilte, und ich bemerkte ohne Neid, daß ein anderes weibliches Wesen mich mehr und mehr von dem Platze verdrängte, den ich während der letzten Jahre, gewiß nicht zum Schaden Katharinas, in ihrer Gunst eingenommen hatte.

Diese andere war die Schwester der Favoritin Elisabeth Woronzow, die junge Fürstin Maria Daschkow, eine Frau, die sich den Zugang zum Herzen der Großfürstin erzwungen hatte, indem sie bei jeder passenden Gelegenheit erklärte, ihr mit leidenschaftlicher Liebe und bis zur Aufopferung ergeben zu sein. Ich will ihre Anhänglich-

keit nicht bezweifeln und will nicht mit denen rechten, die in ihren späteren Handlungen Beweise einer in ihrer Selbstverleugnung wahrhaft heroischen Freundschaft erblicken wollen. Aber ich habe auch keine Ursache, meine persönliche Meinung zu verschweigen, die immer dahin gegangen ist, daß die stärkste Triebfeder bei allen Unternehmungen der Fürstin das unersättliche Verlangen war, von sich reden zu machen und eine bedeutende Rolle zu spielen. Ihr unruhiger Charakter, ihre phantastischen Neigungen und ihre Sucht, sich überall vorzudrängen, machten sie zur geborenen Verschwörerin. Ich gestehe gern, daß es ihr auch nicht an dem dazu erforderlichen persönlichen Mut gebrach. Aber ich denke, daß auch andere, von deren Diensten später viel weniger Aufhebens gemacht worden ist, es an Beweisen solchen Mutes nicht haben fehlen lassen.

Sie war zu der Zeit, da man mit dem Ableben der Kaiserin Elisabeth als mit einem unmittelbar bevorstehenden Ereignis zu rechnen anfing, kaum achtzehn Jahre alt. Mit siebzehn hatte man sie an den Fürsten Daschkow verheiratet, der den Rang eines Hauptmannes im Preobraschenskischen Regiment, dem Regiment des Großfürsten Peter, innehatte und den sie nur mäßig liebte. Auch ihr jüngst geborenes Kindchen schien ihr viel weniger am Herzen zu liegen als ihre gegenwärtige oder — richtiger gesagt — ihre künftige Stellung bei Hofe. Denn ich sah sie so oft während der Tagesstunden in Katharinas Gesellschaft, und sie fehlte so selten bei den abendlichen Zirkeln in Petersburg oder Oranienbaum, daß ihr darüber kaum noch Zeit geblieben sein kann, sich diesem Kinde zu widmen. Ohne eigentlich schön zu sein, durfte sie doch für eine recht interessante Erscheinung

gelten. Es fehlte ihr nicht an Verſtand und noch weniger an Schlagfertigkeit des Witzes. Daß ſie ſich dem Großfürſten gegenüber mehr herausnahm als ſelbſt ſeine verwegenſten Zechkumpane, und daß ſie ihm oft in Gegenwart vieler Perſonen Wahrheiten ſagte, die den zuhörenden Höflingen Schauer des Entſetzens über den Leib jagten, war im Grunde gar nicht ſo tollkühn, als es dieſem und jenem erſcheinen wollte. Denn ſie wußte ſehr genau, daß ſie als Eliſabeths Woronzows Schweſter auch dann nichts zu fürchten hatte, wenn ſie mit ihren Keckheiten wirklich für einen Moment den Zorn Peters erregt hätte. Aber er tat ihr nicht einmal den Gefallen, zornig zu werden, wenn ſie ihm Ungezogenheiten ins Geſicht ſagte. Es amüſierte ihn ſogar mitunter, ſie dazu zu reizen, und ſie dann wie ein naſeweiſes Kind zu behandeln, das niemanden ernſtlich beleidigen kann. Mit ihrer Schweſter Eliſabeth, der ſie allerdings ſowohl an Klugheit wie an körperlichen Reizen weit überlegen war, ſtand ſie faſt immer auf etwas geſpanntem Fuße — mehr vielleicht aus Berechnung, um ſich dadurch bei der Großfürſtin einzuſchmeicheln, als aus wirklicher Abneigung. Im Verkehr mit dem Marſchall Raſumowski und dem Grafen Panin machte ſie ſich überaus wichtig, und tuſchelte mit ihnen in allen Ecken, wie wenn es die gefährlichſten Geheimniſſe zwiſchen ihnen gäbe. Aber ich glaube trotz ihrer eigenen Verſicherung des Gegenteils noch heute nicht daran, daß ſie an der Entwickelung der Dinge wirklich einen weſentlichen oder gar einen entſcheidenden Anteil gehabt hat.

Gegen Gregor und Alexis Orlow hegte ſie im verſchwiegenen Herzen den unverſöhnlichen Groll einer brennenden Eiferſucht. Vor allem gegen Gregor, deſſen in-

time Beziehungen zu der Großfürstin für sie natürlich ebensowenig ein Geheimnis waren wie für sonst jemanden. Wenn sie ein Mittel besessen hätte, ihn aus Katharinas Gunst zu verdrängen, so würde sie es gewiß nicht unversucht gelassen haben. Hier aber versagte ihre Schlauheit; denn für das, was der schöne Orlow einer Geliebten zu bieten hatte, vermochte eben keine weibliche Freundschaft Ersatz zu gewähren. Sie mußte sich also da, wo sie sicherlich gerne einen todbringenden Dolch gezückt hätte, auf kleine Nadelstiche beschränken, die Gregor Orlows Gutmütigkeit um so geduldiger hinnahm, als er ohnedies nicht gewöhnt war, die Feindschaft einer Frau sonderlich ernsthaft zu nehmen.

So fehlte es während der letzten Lebenszeit der Kaiserin Elisabeth am großfürstlichen Hofe fast ganz an aufregenden äußeren Geschehnissen. Die Entfremdung zwischen den beiden Gatten war eine vollständige geworden, aber sie beschränkten sich darauf, einander aus dem Wege zu gehen, und es gab nicht mehr wie früher heftige Szenen zwischen ihnen. Darüber freilich, ob diese scheinbare Ruhe nicht vielleicht nur die schwüle Stille vor dem Ausbruch eines furchtbaren Gewitters war, mochten sich Katharina selbst und ihre wahren Freunde wohl allerlei sorgenvolle Gedanken machen.

14. Kapitel.

Als das Jahr 1761 seinem Ende zuging, verlosch auch im Petersburger Kaiserpalast langsam das kümmerliche Lebensflämmchen, dessen ängstliches Flackern schon seit Monaten ein ganzes Volk in Aufregung und Besorgnis erhalten hatte. Am Vorabend des Weihnachtsfestes teilten die Aerzte der Kaiserin dem Großfürsten-Thronfolger mit, daß Ihre Majestät den kommenden Tag nicht überleben werde, und seit dem frühen Morgen des 25. Dezember verweilten Peter und Katharina in dem Krankenzimmer der Sterbenden, die ihre Umgebung nicht mehr erkannte und deren letzte Stunden nur noch ein sanftes Hinüberschlummern in die Ewigkeit waren. Der Großkanzler Graf Woronzow hatte sein Fernbleiben in diesen für das russische Reich so wichtigen Augenblicken mit Krankheit entschuldigen müssen, und an seiner Stelle fiel dem Fürsten Trubetzkoi als dem ältesten Senator die Aufgabe zu, die nötigen Formalitäten zu erfüllen. Als der Leibarzt der Kaiserin erklärt hatte, Ihre Majestät sei in die Ewigkeit eingegangen, kniete der Fürst vor dem nunmehrigen Kaiser Peter dem Dritten nieder, um ihm als erster seine Huldigung darzubringen, und beim Hinaustreten aus dem Sterbegemach verkündete er in der hergebrachten Form den Versammelten die soeben erfolgte Thronbesteigung des neuen Herrschers. Dieser selbst hielt es für vollkommen überflüssig, irgendwelchen Schmerz über das Hinscheiden seiner Tante zu erheucheln, zu der er zwar niemals in einem sonderlich guten oder gar herzlichen Verhältnis gestanden hatte, der er aber immerhin eine schier unermeß-

liche Fülle von Wohltaten verdankte. Keine Träne netzte sein Auge, und er verweilte in dem Sterbezimmer nicht eine Minute länger, als es unbedingt notwendig war. Seiner Gemahlin hatte er nach dem Ableben der Kaiserin überhaupt keinen Blick mehr vergönnt, und es wäre unmöglich gewesen, Abneigung und Geringschätzung in Haltung, Mienen und Gebärden deutlicher zum Ausdruck zu bringen, als es durch ihn geschah. Darüber, daß ihre eigentliche Leidenszeit erst in dieser Stunde beginnen würde, konnte sich die junge Kaiserin nach diesem ersten, augenfälligen Beweis feindseligster Gesinnung wahrlich keiner Täuschung hingeben.

Aber sie ließ sich durch diese Erkenntnis, die ihr ja auch keine Ueberraschung bedeuten konnte, nicht beirren. Nie hatte sie sich demütiger und ergebener gezeigt, als in den schweren Tagen und Wochen, die dem Ableben Elisabeths folgten, nie war ihr Auftreten bescheidener, nie ihr Aussehen rührender und lieblicher gewesen. Die Pflichten der Pietät gegen die Verstorbene erfüllte sie mit einer Hingabe, die ihr namentlich von den Strenggläubigen am Hofe sehr hoch angerechnet wurde. Ihre großen schauspielerischen Talente waren ihr kaum jemals besser zustatten gekommen als eben jetzt, wo sie zu jeder Stunde darauf bedacht sein mußte, ihre wahren Gedanken, Empfindungen und Absichten zu verbergen. Und Schauspielerei war natürlich alles: ihr tiefer Kummer um die Entschlafene, die Selbstverleugnung, mit der sie darauf bestand, der Leiche eigenhändig den Totenschmuck anzulegen, ihre andächtige Zerknirschung bei den vielen gottesdienstlichen Handlungen, die der Ritus nach dem Tode eines Herrschers vorschreibt, die Strenge, mit der sie die Fastengebote und alle anderen religiösen Vor-

schriften befolgte, und nicht zum wenigsten die entsagungsvolle Zurückhaltung, die sie in ihrer ganzen Lebensführung beobachtete.

Sie verließ ihre Gemächer nur, wenn es ihr durch eine der erwähnten Verrichtungen zur Pflicht gemacht wurde. Und in den abendlichen Gesellschaften am neuen Kaiserhofe zeigte sie sich nie. Alle Welt war überzeugt, daß auch Gregor Orlow während dieser Wochen der tiefsten Trauer keinen Zutritt mehr zu ihr habe. Und wenn man sich auch mit dieser Annahme, wie ich gut genug weiß, gar sehr im Irrtum befand, so war doch die außerordentliche Vorsicht, die von beiden Beteiligten jetzt bei ihren heimlichen Zusammenkünften aufgewendet wurde, ein sicherer Beweis, daß Katharina den dringenden Wunsch hatte, nach keiner Seite hin Anstoß zu erregen. Sie wollte sich Sympathien gewinnen, wo immer ihr eine Möglichkeit dazu gegeben war, wollte der Hofgesellschaft und dem Volke als fromme Dulderin erscheinen, die durch nichts eine so schnöde Behandlung verdiente, wie sie ihr von ihrem Gemahl zuteil wurde, und wollte in allen, die ihr nahe kamen, die Vorstellung erwecken, daß sie im reichsten Maße alle die Tugenden besaß, die dem neuen Beherrscher des Reiches abgingen.

Das Benehmen Peters machte es ihr in der Tat nicht allzu schwer, diesen Zweck zu erreichen. Das Bewußtsein der hohen Würde, die der Himmel ihm verliehen, hatte nicht vermocht, den Charakter des Kaisers zu bessern oder seine Lebensgewohnheiten zu veredeln. Jetzt, wo er sich von jedem Zwang und von allen Rücksichten befreit sah, ließ er vielmehr seinen üblen Neigungen unbedenklich die Zügel schießen. Und Elisabeth Woronzow, seine angebetete Favoritin, die vielleicht allein imstande

gewesen wäre, einen heilsamen Einfluß auf ihn auszuüben, war von viel zu beschränktem Geiste, als daß sie ihre Macht zum wahren Vorteil ihres kaiserlichen Geliebten zu nützen gewußt hätte. Von so törichter Schamlosigkeit wurde allgemach das Gebaren der beiden, daß selbst unter der an lockere Sitten hinlänglich gewöhnten Hofgesellschaft die Empörung ständig wuchs, und daß man allerorten Aeußerungen der Entrüstung vernehmen konnte. Als das Kaiserpaar um die Osterzeit in das neue Winterpalais übersiedelte, mußte sich Katharina mit einer am äußersten Ende des Gebäudes gelegenen, ihres hohen Ranges durchaus unwürdigen Zimmerreihe begnügen, während die Gräfin Woronzow üppig ausgestattete Gemächer unmittelbar neben denen des Kaisers bezog und an der Mittagstafel wie bei den Abendgesellschaften mit vollkommenster Unbefangenheit den Ehrenplatz einnahm, der keiner andern als der rechtmäßigen Gemahlin Seiner Majestät zugekommen wäre. Es gab keine vom Kaiser zu vergebende Auszeichnung mehr, deren sich die Buhlerin nicht erfreut hätte, und ihr Hochmut wurde so unerträglich, daß er nur noch durch ihre felsenfeste Zuversicht erklärt werden konnte, sich eines Tages wirklich mit der Kaiserkrone geschmückt zu sehen.

So oft hatte Peter als Großfürst die Drohung ausgesprochen, sich von seiner ihm verhaßten Frau zu scheiden und sie in ein Kloster zu sperren, daß wir alle mit zitternder Angst dem Augenblick entgegensahen, wo er sich anschicken würde, den abscheulichen Vorsatz zur Tat zu machen. Daß es in seiner Umgebung nicht an Leuten fehlte, die ihn dazu aufstachelten, wußten wir gut genug. Und wenn er noch immer zögerte, so geschah es sicherlich nur deshalb, weil etliche verständigere Ratgeber ihn auf

die Möglichkeit aufmerksam machten, daß ein allzu rücksichtsloses Vorgehen gegen die Kaiserin gerade in dieser kritischen Zeit des Regierungswechsels eine Revolution zugunsten Katharinas heraufbeschwören könnte. Auch Männer, die, wie der Großkanzler Woronzow, gewiß nicht zu den Freunden der Kaiserin gehörten, rieten ihm, einen geeigneteren Zeitpunkt abzuwarten, als es der gegenwärtige war. Es konnte ihnen ja nicht entgehen, daß die öffentliche Meinung vor der Hand der mißachteten und seelisch mißhandelten Kaiserin viel günstiger war als ihrem zügellosen und halb kindischen Gatten, und sie mochten darauf rechnen, daß bei der Wandelbarkeit der Volksgunst darin früher oder später ein Umschwung eintreten würde. Allzu lange hätte Katharina die Rolle, die sie jetzt spielte, in der Tat kaum durchführen können, und sobald sie anfangen würde, sich aufs neue allerlei Blößen zu geben, wie es ja früher in nicht geringem Maße der Fall gewesen war, mußte es ungleich leichter sein als eben jetzt, ein über sie verhängtes Strafgericht als notwendig und gerecht erscheinen zu lassen.

Von den Vorgängen am Hofe des Kaisers und von seinen Regierungshandlungen, darunter ja auch einige nicht unrühmliche gewesen sein sollen, kann ich aus eigener Wahrnehmung wenig oder nichts berichten. Denn soweit ich nicht aus Pflichtgefühl und Herzensantrieb die halb freiwillige Vereinsamung Katharinas teilte, wurde ich durch meine unseligen Beziehungen zu Alexis Orlow viel zu sehr in Anspruch genommen, um an anderes denken zu können als an die Befriedigung seiner unersättlichen Wünsche. Ich durchlebte diese Zeit wie einen bedrückenden Traum, aus dem ich kaum je zum vollen Bewußtsein der Wirklichkeit erwachte. Nie konnte

ich mich von der Empfindung befreien, daß die Gefahr irgendeiner furchtbaren Kataſtrophe über unſeren Häuptern ſchwebte; aber die immer lodernde Leidenſchaft meines ungeſtümen Freundes ſorgte dafür, daß ich nicht Zeit fand, mich lange mit Sorgen und Befürchtungen zu beſchäftigen oder über die Bedeutung des geheimnisvollen Treibens nachzugrübeln, das ſich mehr und mehr in der unmittelbaren Umgebung Katharinas bemerkbar machte. Daß neben den beiden Orlow der Graf Panin und die Fürſtin Daſchkow die Seele dieſer geſchäftigen Heimlichkeiten waren, ſah und fühlte ich wohl. Aber daß ſie unverkennbar den Wunſch hegten, mich davon auszuſchließen, war für mich Grund genug, allem auszuweichen, was mich gegen ihren Willen hätte zur Mitwiſſerin gefährlicher Geheimniſſe machen können. Niemals bedrängte ich meinen Freund mit Fragen, auf die er mir, wenn ich ſie im geeigneten Augenblick geſtellt hätte, die Antwort ſicherlich nicht lange ſchuldig geblieben wäre. Und nie benutzte ich ein zufälliges Alleinſein mit der Kaiſerin, um unter Berufung auf die Herzlichkeit vergangener Tage ihr Vertrauen zu erbitten. So weiß ich von den Ereigniſſen jener Zeit kaum ſo viel, als damals alle Welt von ihnen wußte. Ich hörte, daß der Kaiſer ſich beeilt hatte, mit ſeinem Abgott Friedrich von Preußen einen für Rußland mehr demütigenden als ruhmvollen Frieden zu ſchließen, und daß er ſich mit dem Gedanken trug, gegen Dänemark einen Krieg zu beginnen, bei dem er in eigener Perſon den Oberbefehl über die Truppen führen wollte. Niemand ſprach hinter ſeinem Rücken von dieſer Abſicht anders als mit einem höhniſchen Lächeln, denn es gab keinen, der nicht überzeugt geweſen wäre, daß Peters militäriſche Talente ſich auf die Fähigkeit be-

schränkten, einer Kompagnie die Tritte und Griffe des preußischen Rekrutendrills beizubringen. Außerdem sprach man von allerlei kaiserlichen Manifesten, durch die die Tortur abgeschafft, die geheime Kanzlei aufgehoben, die Salzpreise erniedrigt und die Rechte des Adels erweitert worden seien. Da ich nicht den Ehrgeiz habe, eine Geschichte meiner Zeit zu schreiben, muß ich es anderen überlassen, zu entscheiden, welche von diesen Reformen Peter als persönliches Verdienst anzurechnen waren und wie viele von ihnen überhaupt zur Ausführung gekommen sind. Aufrichtig dankbar war ich ihm nur für die Anwandlung von Menschlichkeit und Gerechtigkeitsgefühl, die ihn bestimmte, einer Anzahl jener Unglücklichen, die unter der Regierung seiner Vorgängerin aus den nichtigsten Gründen nach Sibirien verschickt worden waren, die Rückkehr in die Heimat zu gestatten. Schon an einer andern Stelle meiner Aufzeichnungen habe ich erzählt, daß unter denen, die der kaiserliche Gnadenakt noch am Leben fand, auch meine mitleidswürdige Tante Natalia Paulowna Lopuchin war. Sie hatte gerade noch Lebenskraft genug, um nach Petersburg zurückzukehren, und dort zu sterben, ehe es mir vergönnt gewesen war, sie wiederzusehen. In den Tagen aber, da von ihrer Begnadigung die Rede war, erzählte mir eine alte Dame, die den Vorgang mit eigenen Augen angesehen haben wollte, welchem unglücklichen Zufall die arme Natalie Lopuchin ihr gräßliches Geschick in Wahrheit zuzuschreiben hatte. Ich wiederhole, was ich schon früher ausgesprochen: daß ich mich für die Wahrhaftigkeit des Erzählten nicht verbürgen kann, daß sie aber von niemandem bezweifelt wurde, der die Charaktereigenschaften und den Jähzorn der verstorbenen Kaiserin

aus eigener Beobachtung kennen gelernt hatte. Elisabeth war eine schöne Frau gewesen, in ihren besten Jahren sicherlich die schönste an ihrem Hofe. Und sie hatte mit Eifersucht darüber gewacht, daß keine den Versuch wagte, ihr diesen Vorrang streitig zu machen. Die Gemahlin des Generals Lopuchin war deshalb für sie von vornherein ein Gegenstand tiefster Abneigung gewesen, denn wenn auch in Elisabeths Gegenwart niemand sich unterfing, ihre Schönheit zu preisen, so war der Kaiserin doch zu Ohren gekommen, daß sie zahlreiche Anbeter hatte, und am Ende war die Tochter Peters des Ersten doch auch nicht so blind, um die Reize zu übersehen, die meine Tante vor ihr voraus hatte. Sie begnügte sich mit kleinen Beweisen ungnädiger Gesinnung, so lange Natalia Lopuchin klug genug blieb, bei den großen Hoffestlichkeiten in bescheidener Zurückhaltung zu verharren; die erste Unvorsichtigkeit aber, die sich als ein Zeichen herausfordernden Uebermuts deuten ließ, machte ihren Zorn in hellen Flammen auflodern. Bei einem von zahlreichen Personen besuchten Hofball hatte die Kaiserin den Gedanken gehabt, ihr prächtiges Haar mit einer Rose zu schmücken, und der Einfall hatte ihr natürlich eine Fülle von Schmeicheleien seitens der Höflinge eingetragen. Da mußte ein böser Geist meiner Tante einflüstern, dem Beispiel der Kaiserin zu folgen. Sie entnahm einer der auf der Tafel aufgestellten Jardinièren eine noch schönere Rose, als sie das Haupt Elisabeths zierte und befestigte sie in ihrem eigenen Haar. Kaum hatte sie mit dieser Zierde den Tanzsaal wieder betreten, als ein von der Kaiserin entsandter Hofbeamter ihr den Befehl überbrachte, vor Ihrer Majestät zu erscheinen. Mitten im Saal trat sie vor Elisabeth hin, die sie eine kleine Weile

mit durchbohrenden Blicken ansah und ihr dann gebot, niederzuknien, während sie zugleich nach einer Schere schickte. Angesichts der ganzen Hofgesellschaft, die sich erwartungsvoll um die seltsame Gruppe gesammelt hatte, schnitt sie der vor Scham fast Vergehenden mit höchsteigenen kaiserlichen Händen die ganze Haarsträhne ab, in der die Rose steckte, und versetzte, als diese Prozedur beendet war, der noch immer vor ihr Knienden eine schallende Ohrfeige. Ueberwältigt von der Schmach dieser unerhörten Erniedrigung, fiel die Generalin in Ohnmacht. Die Kaiserin aber wandte sich von ihr ab mit den Worten:

„Die Törin hat, was sie verdient."

Und sie bedeutete der Gesellschaft, sich durch den kleinen Zwischenfall nicht weiter in ihrem Vergnügen stören zu lassen.

Zwar gab sie sich in der Folge den Anschein, als hielte sie selber die Angelegenheit mit dieser drastischen Bestrafung für abgetan. Aber die grausame Härte, mit der sie anläßlich der sogenannten Lopuchinschen Verschwörung gegen die unglückliche Familie verfuhr, lieferte den besten Beweis, wie unversöhnlich sie in Wahrheit gegen eine Missetäterin war, die das schwere Verbrechen begangen hatte, ihre Eitelkeit zu verletzen und ihre Eifersucht zu erregen.

In Oranienbaum, wo wir einen Teil des Frühlings zubrachten, hatte ich öfter als in Petersburg Gelegenheit, die Lebensweise und das Betragen des Kaisers zu beobachten. Und ich muß gestehen, daß ich entsetzt war über die unwürdige Sittenlosigkeit seines Gehabens, das ja vielleicht nicht viel schlimmer geworden war, als es während seiner Großfürstenzeit gewesen, das aber natur-

gemäß einem Kaiser noch sehr viel schlechter anstand als einem Prinzen. Während der zweiten Hälfte des Tages war Peter regelmäßig betrunken, aber auch während der ersten konnte man ihn recht wohl dafür halten. Er schlief wenig, und von sieben Uhr morgens bis zwei oder drei Uhr nachts war er in unaufhörlicher Bewegung und Aufregung. Alles, wovon er sich Unterhaltung versprach, wollte er mit eigenen Augen sehen, und unablässig mußten seine Schranzen darauf bedacht sein, ihm neue Vergnügungen zu verschaffen. Darauf, wie albern und kindisch diese Vergnügungen waren, kam es durchaus nicht an. Spielereien, von denen sich selbst ein achtjähriger Knabe bereits mit Geringschätzung abgewendet haben würde, reichten vollkommen hin, den Beherrscher des russischen Reiches in helles Entzücken zu versetzen, und die rohesten, geschmacklosesten Späße waren ihm immer die liebsten. Niemand, in dessen Herzen noch eine Regung von Ehrgefühl und von Vaterlandsliebe war, konnte ohne Schmerz und tiefste Beschämung an einer Tafel sitzen, der Seine Majestät präsidierte. Ohne Unterlaß klang seine schrille, schreiende Stimme über alle anderen Unterhaltungen hinweg, und jeder war gezwungen, das unsinnige, läppische, vielfach geradezu widerwärtige Geschwätz anzuhören, durch das er sich vor seinen eigenen Untertanen, wie vor den fremden Gesandten kompromittierte, von denen ja fast immer einige anwesend waren. Diese Gesandten, mit Ausnahme des preußischen natürlich, auf jede erdenkliche Art zu brüskieren, bereitete ihm stets ein besonderes Vergnügen. Er wußte selbstverständlich, wie tief verstimmt die früheren Bundesgenossen Oesterreich, Frankreich und Sachsen durch den von ihm unmittelbar nach seiner Thronbesteigung herbeigeführten schroffen

Wechsel der russischen Politik sein mußten; aber er konnte sich nicht genug darin tun, diese Verstimmung ohne alle Notwendigkeit zu steigern und zu verschärfen. So oft der französische Gesandte Breteuil oder der österreichische Mercy-Argenteau sich durch ihre Stellung gezwungen sahen, seine Tafelfreuden zu teilen, gefiel er sich darin, sie geflissentlich zu ignorieren, während er die preußischen Diplomaten Goltz und Schwerin wie den englischen Gesandten Keith auf jede erdenkliche Weise auszeichnete. Und er unterließ kaum jemals, die Gesundheit des Königs von Preußen auszubringen, wobei er oft in Ausdrücken tiefster Unterwürfigkeit von Friedrich als von „seinem Herrn" sprach — von demselben Friedrich, den wir alle als einen erbitterten Feind unseres Vaterlandes zu betrachten gewöhnt waren. Es war begreiflich genug, daß die auf solche Art stets von neuem beleidigten fremden Diplomaten aus ihrer Entrüstung über das unkluge und unkaiserliche Benehmen des Herrschers kaum ein Hehl machten und daß sie alle jene Ehrerbietung und Ergebenheit, die sie unter anderen Umständen für Peter III. gehabt haben würden, jetzt nur noch in ihrem Verkehr mit der Kaiserin an den Tag legten.

Nicht viel besser gestaltete sich sehr bald das Verhältnis Seiner Majestät zu den meisten der hohen russischen Würdenträger und zu den Offizieren der Garderegimenter, deren Anhänglichkeit er sich bei einiger Klugheit doch vor allem andern hätte sichern müssen.

Daß die einst allmächtigen Günstlinge Alexei Rasumowski und Iwan Schuwalow mit dem Tode Elisabeths jeden Einfluß verloren hatten, war ja begreiflich und natürlich, und man mochte es dem neuen Herrscher sogar als einen Beweis von Gutmütigkeit anrechnen, daß er

sie, wenn auch nicht im Besitz ihrer hohen Ehrenämter, so doch im ungestörten Genuß ihrer Reichtümer beließ. Um so unbegreiflicher und törichter aber war das Verhalten Peters gegen verdiente und ehrwürdige Männer, die ihm als verständige Ratgeber und zuverlässige Freunde hätten von höchstem Werte sein können. Wie alle kleinen und niedrigen Seelen, die lange in sklavischer Abhängigkeit schmachten mußten, kannte er jetzt im Gefühl seiner Macht kaum noch eine Grenze für die Betätigung tyrannischer Willkür und brutaler Selbstherrlichkeit. Ruhmgekrönte Generäle und weißhaarige Minister mußten sich von diesem einfältigen, unreifen Manne bei jeder Gelegenheit wie Schulbuben anfahren lassen. Ja, es gehörte keineswegs zu den außergewöhnlichen Vorkommnissen, daß er sich in seinem immer bereiten Jähzorn, dem Jähzorn des Trunkenbolds, tätlich an ihnen vergriff, ohne sich nachher solcher Erbärmlichkeiten zu schämen.

„Auch mein erhabener Großvater hat sein kaiserliches Ansehen, wo es ihm nötig schien, mit Stock und Knute aufrecht erhalten," äußerte er einmal, als die vorwitzige Fürstin Daschkow ihrem Erstaunen über derartige Handgreiflichkeiten Ausdruck gab. Und es war leider niemand da, der den Mut gehabt hätte, ihn auf den gewaltigen Unterschied aufmerksam zu machen, der in allem übrigen zwischen der imponierenden Größe Peters I. und seiner eigenen Armseligkeit bestand.

Wer es von den Würdenträgern des Hofes nicht ganz und gar mit Seiner Majestät verderben wollte, der mußte vor allem der kaiserlichen Vorliebe für die kindischste Soldatenspielerei Rechnung tragen. Es gewährte einen ebenso lächerlichen wie kläglichen Anblick, steife

und gebrechliche Greise, wie den alten Fürsten Trubetzkoi, in der Ausrüstung jugendlicher Kriegshelden an der Spitze eines Soldatentrupps daherwanken zu sehen. Und Graf Kyrill Rasumowski gestand uns einmal in Worten tiefsten Ingrimms, daß er sich von einem holsteinischen Unteroffizier eben die notwendigsten Handgriffe beibringen lasse, um bei einer Wachtparade nach preußischem Muster mit Ehren bestehen zu können. Wobei zu bedenken ist, daß Graf Rasumowski in der russischen Armee den Rang eines Marschalls und eines Hetman aller Kosaken bekleidete.

Solche Dinge machten viel böses Blut, aber sie bedeuteten doch bei weitem noch nicht die schlimmsten jener zahllosen Fehler, durch die Peter III. seinen Sturz vorbereitete. Viel schlimmer war es zum Beispiel, daß er alle seine holsteinischen Verwandten und Freunde ins Land rief und sie in einer Weise bevorzugte, die notwendig die helle Empörung des eingeborenen Adels wachrufen mußte. Seinen Oheim, den Prinzen Georg von Holstein, einen Mann ohne alle Verdienste und — wie man sagte — von sehr geringen militärischen Talenten, stellte er unbedenklich an die Spitze des gesamten russischen Heerwesens und rüstete ihn mit Machtbefugnissen aus, wie sie vorher noch kein in ruhmvollen Kriegen bewährter Feldmarschall besessen hatte. Dagegen zeigte er den einheimischen Offizieren, namentlich denen der Garderegimenter, bei jedem Anlaß seine Mißachtung so unverhohlen, daß er sich wahrlich nicht wundern durfte, wenn er von ihnen bald genug mit gleicher Münze bezahlt wurde. Was mir Alexis Orlow von der Stimmung in jenen Offizierkorps erzählte, klang bedrohlich genug, und nur ein mit vollständiger Blindheit geschlagener Kaiser,

wie dieſer unſelige Peter, konnte die Gefahr nicht ſehen, die ihn ſchon nach einer Regierungszeit von wenigen Monaten auf allen Seiten zu umdrohen begann. Aber er fuhr fort, ſich den ſonderbarſten Einbildungen und Täuſchungen hinzugeben. Er glaubte in der Armee wie beim Volke beliebter zu ſein als irgendeiner ſeiner Vorgänger, und wo er einmal zufällig unwiderlegliche Beweiſe vom Gegenteil erhielt, ſetzte er ſich über den unangenehmen Eindruck leichten Herzens mit der Zuverſicht hinweg, daß man ihn viel zu ſehr fürchte, um etwas Feindſeliges gegen ihn zu unternehmen. Auch die von anderen in ihm geweckten Bedenklichkeiten gegen eine Beſeitigung ſeiner unbequemen Gemahlin wurden erſichtlich immer ſchwächer. Wie er bei den abendlichen Gelagen, an denen außer den gewohnten Zechkumpanen auch Sängerinnen und Tänzerinnen von unzweideutigſtem Rufe teilnahmen, mit ſchreiender Stimme die wichtigſten Staatsgeheimniſſe preiszugeben liebte, ſo machte er bei ſolchen Gelegenheiten auch kein Hehl aus den Abſichten, mit denen er ſich in bezug auf die Löſung ſeiner verhaßten Ehe trug. Einmal verriet er, daß er bereits Befehl gegeben habe, in Schlüſſelburg das Haus zu errichten, darin die „Ehebrecherin“ und der „Baſtard“ Paul ihr Leben beſchließen ſollten, ein anderes Mal war wieder die Rede von Katharinas Unterbringung in einem entlegenen Kloſter. Immer aber ſtand ihm Eliſabeth Woronzows Erhebung auf den Platz der Kaiſerin als unverrückbares Ziel vor Augen, und zweifelhaft war für ihn einzig der Zeitpunkt, den er für die Verwirklichung dieſes nicht mehr zu erſchütternden Planes wählen würde.

Daß er darüber zu lange im Zweifel blieb, war ſein Unglück. Es iſt mir immer rätſelhaft geblieben, daß er

gerade die allergünſtigſte Gelegenheit ungenützt hatte vorübergehen laſſen. Und eine ſolche Gelegenheit war doch ſicherlich gegeben, als Katharina im Februar 1762 abermals mit einem Knäblein niederkam, mit einem Kinde, deſſen Vaterſchaft der Kaiſer gewiß viel unbedenklicher hätte abſchwören können, als ſeiner Zeit die der — inzwiſchen bereits verſtorbenen — Prinzeſſin. Von einer Anerkennung dieſes Neugeborenen war denn auch gar nicht erſt die Rede geweſen. Katharina hatte ihre Schwangerſchaft ſo gut oder ſo ſchlecht geheimgehalten, als ſich eben dergleichen Zuſtände verbergen laſſen, und man ſprach nicht von einem Wochenbett, ſondern von einem beſonders heftigen Kolikanfall Ihrer Majeſtät. Daß die geflüſterte Mitteilung der Wahrheit nichtsdeſtoweniger von einem zum andern ging, war ſelbſtverſtändlich, und der Kaiſer ſelbſt trug kein Bedenken, von Gregor Orlow als von dem Erzeuger dieſes neuen Baſtards zu ſprechen, der als Graf Bobrinski ſeiner kaiſerlichen Mutter ſpäter Sorge und Verdruß genug bereiten ſollte. Aber dieſe unwiderlegliche Offenbarung ihrer ehelichen Verirrung war eben noch in eine Zeit gefallen, wo es Peter an Mut gebrach, ſein Verlangen nach Katharinas Beſeitigung in Taten umzuſetzen, und ſpäter konnte er ſich ihrer nicht wohl mehr als eines Vorwandes bedienen.

Im Mai des Jahres 1762 war von nichts anderem mehr die Rede, als von dem Kriege, der wegen der Anſprüche des Hauſes Holſtein-Gottorp auf Schleswig gegen Dänemark geführt werden ſollte, und von der Abſicht des Kaiſers, als oberſter Heerführer mit ins Feld zu ziehen. Damals brachte Graf Panin der Kaiſerin die Abſchrift eines Briefes, den König Friedrich von Preußen an Peter gerichtet hatte. Und da ich dieſe Abſchrift ſpäter

unter meinen Papieren gefunden habe, wohin sie durch irgendeinen Zufall geraten sein muß, mag sie hier wenigstens teilweise wiedergegeben sein.

Der König Friedrich schrieb, er habe zwar kein Recht, seine Nase überall hineinzustecken und sich in Peters Angelegenheiten einzumischen, aber er wolle auch nicht als Fürst, sondern als Privatmann und als Freund zu ihm reden, der vor dem Freunde keinen Gedanken verbergen könne. Dann fuhr er fort:

„Ich gestehe, daß ich sehr dringend wünsche, daß Eure Majestät sich bereits hätten krönen lassen, weil eine solche Feierlichkeit einem Volke imponiert, das gewöhnt ist, seine Souveräne gekrönt zu sehen. Ich gestehe Ihnen ganz offen, daß ich den Russen nicht traue; jede andere Nation würde dem Himmel danken, einen Fürsten mit so ausgezeichneten und bewunderungswürdigen Eigenschaften zu besitzen; aber wissen die Russen ihr Glück auch recht eigentlich zu würdigen? Kann nicht die verdammte Bestechlichkeit irgendeines Privatmannes die Bildung irgendeiner Faktion oder einer Verschwörung zugunsten des Prinzen von Braunschweig*) zur Folge haben? Erinnern sich Eure Majestät, was während der ersten Abwesenheit des Kaisers Peter I. geschah, als dessen eigene Schwester sich gegen ihn verschwor? Stelle sich Eure Majestät die Möglichkeit vor, daß irgendein Unglücklicher, ein unruhiger Kopf, während Ihrer Abwesenheit Ränke schmieden wollte, um Iwan auf den Thron zu bringen, und daß mit Hilfe fremden Geldes dieser Iwan aus dem Gefängnis entkäme, Truppen und andere Unglückliche

*) Gemeint ist der von Elisabeth schon im zartesten Kindesalter entthronte Zar Iwan Antonowitsch, Sohn der Herzogin Anna Leopoldowna, den die Kaiserin Anna, die Nachfolgerin Peters II., zum Thronerben bestimmt hatte, und von dem im weiteren Verlauf der vorliegenden Denkwürdigkeiten noch ausführlich die Rede ist.

um sich sammelte — müßte dann nicht Eure Majestät selbst bei glücklichem Verlauf der Kriegsoperationen gegen Dänemark heimwärts eilen, um das im eigenen Hause entstandene Feuer zu löschen? Dieser Gedanke, als ich ihn faßte, ließ mich zittern, und ich würde es mir zeitlebens zum Vorwurfe machen, denselben Eurer Kaiserlichen Majestät nicht mitgeteilt zu haben. Ich bin hier in Deutschland; ich kenne Ihren Hof nicht, ich weiß nicht, zu wem Sie Vertrauen haben, wer Ihnen verdächtig erscheint; daher müssen Sie bei Ihrem scharfen Blicke unterscheiden, wer Ihres Mißtrauens wert ist und wer nicht. — Wenn Eure Majestät sich gleich im Anfange Ihrer Regierung aus Ihrem Reiche entfernen wollen, so werden Sie großem Unheil, welches durch Ihre Abwesenheit herbeigeführt werden kann, vorbeugen, indem Sie alle Unruhestifter und solche Personen, welche Rebellionen in Szene setzen können, entweder mit sich nehmen oder aus dem Reiche entfernen. Auch zweifle ich nicht, daß Sie gute Aufpasser zu Hause lassen, wobei Sie sich namentlich auf die Holsteiner und Livländer verlassen können. Diese müssen ein scharfes Auge auf alles haben und den geringsten Regungen, welche sich etwa ereignen könnten, zuvorkommen."

Das waren Ratschläge, die deutlich genug erkennen ließen, wie sehr der kluge und scharfblickende König von Preußen von ernster Sorge um den Bestand der jungen Regierung seines treuen Verehrers und Bundesgenossen erfüllt war. Aber er vermutete die Gefahr nicht dort, wo sie wirklich heraufzog. Nicht der entthronte Iwan Antonowitsch, der unglückliche Gefangene von Schlüsselburg, sollte dem verblendeten Kaiser verhängnisvoll werden, sondern die Entscheidung über sein Geschick bereitete

sich in aller Stille unter dem Dache seines eigenen Hauses vor — in den Vorzimmern und im Schlafgemach der Frau, die der Welt die Miene der demütig ergebenen Märtyrerin zeigte, während in ihrem Geiste bereits der Entschluß gereift war, durch eine kühne Tat den unerträglichen Zustand ihrer Knechtschaft und Erniedrigung zu enden.

---

15. Kapitel.

Am 1. Mai des Jahres 1762 hatte der Kaiser seine Gemahlin öffentlich schwer beschimpft, indem er ihr bei einem Festmahl über die Tafel hinweg ein Schmähwort zurief, das von allen Umsitzenden gehört werden mußte. Und seit diesem Tage war Katharina, wie sie später offen eingestand, all den Einflüsterungen zugänglich gewesen, die sie von der dringenden Notwendigkeit raschen und entschlossenen Handelns zu überzeugen suchten. Die beiden Orlow, denen sich auch der älteste Bruder als Mitverschworener zugesellt hatte, Kyrill Rasumowski, einer von Katharinas ältesten Verehrern, die Fürstin Daschkow und — wennschon mit vorsichtigerer Zurückhaltung — auch Graf Nikita Iwanowitsch Panin, der Erzieher des Großfürsten Paul, hatten seitdem unablässig Anhänger in den Garderegimentern zu werben gesucht. Und nur die allgemeine Unzufriedenheit der Armee mit ihrem obersten Kriegsherrn läßt es begreiflich erscheinen, daß diese Verschwörung trotz der täglich wachsenden Zahl von Teilnehmern und Mitwissern fast bis zum Augenblick der Katastrophe für Peter ein Geheimnis bleiben konnte. Eines Abends, als ich ihn aus irgendeinem Anlaß un-

erwartet besuchte, traf ich in Alexis Orlows Wohnung eine größere Anzahl von Gardeoffizieren, unter denen mir einige wie Passek, Roßlawlew, Lassunski und Bredichin als begeisterte Anhänger der Kaiserin bereits bekannt waren. Und wenn sich die Herren auch um meiner Anwesenheit willen ersichtlich einige Zurückhaltung in ihren Reden auferlegten, so entnahm ich ihren Aeußerungen doch zu meinem nicht geringen Schrecken, daß schon für die allernächste Zeit eine entscheidende Tat, die sich natürlich nur gegen die Person des Kaisers richten konnte, geplant war. Da ich mir nicht vorzustellen vermochte, daß ein solches, von einem Dutzend tollkühner Menschen begonnenes Unternehmen von Erfolg gekrönt sein könnte, und da ich im Geiste Katharina bereits als Gefangene oder auf dem Blutgerüst sah, setzte ich alle Gekränktheit über das veränderte Benehmen der Kaiserin beiseite und raffte mich zu dem mutigen Entschlusse auf, ihr mein sorgenbeladenes Herz auszuschütten.

Es war im letzten Drittel des Monats Juni. Peter residierte mit Elisabeth Woronzow und einem großen Hofstaat, dessen weiblicher Teil aus den hübschesten Mädchen und Frauen der Gesellschaft bestand, in Oranienbaum, während die Kaiserin Befehl erhalten hatte, mit dem Großfürsten Paul und einem sehr geringen Gefolge in Peterhof zurückzubleiben. Sie war sehr aufgeregt und nervös. Es fiel ihr offenbar immer schwerer, die so lange getragene Maske noch weiter festzuhalten und die peinigende Ungeduld zu verbergen, von der sie verzehrt wurde.

Am Abend des 25. Juni befand ich mich mit den fünf Hoffräulein, die außer mir in Peterhof zurückgeblieben waren, im Schlafgemach Katharinas, die sich von ihren Kammerfrauen entkleiden ließ und uns dann durch

ein freundliches Wort der Verabschiedung bedeutete, daß wir uns alle zurückziehen sollten. Ich zögerte absichtlich, bis ich mich mit der Kaiserin allein sah. Sie hatte sofort bemerkt, daß ich etwas auf dem Herzen habe; aber sie war offenbar nicht in der Laune, sich mit fremden Angelegenheiten zu befassen, denn sie suchte mir zuvorzukommen, indem sie etwas ungnädig bemerkte, daß sie sehr müde sei. Ich ließ mich dadurch jedoch nicht beirren, warf mich ihr zu Füßen und beschwor sie unter Tränen, die gegen meinen Willen unaufhaltsam aus meinen Augen brachen, nicht den Ratschlägen derer Gehör zu schenken, die vielleicht ihr Bestes wollten, sie aber sicherlich mit sich ins Verderben reißen würden. Die Kaiserin stutzte und sah mich lange durchdringend an, ehe sie in strengem Tone fragte, was ich damit meine und auf wen meine Warnung sich eigentlich beziehen solle. Ich sagte, daß ich weit davon entfernt sei, irgend jemanden anzuklagen, und daß alles, was ich wüßte, zufällig aufgefangene Aeußerungen von Offizieren und von Personen aus dem Freundeskreise Ihrer Majestät seien. Die Kaiserin zog die Brauen zusammen, und ihre Stimme klang äußerst ungehalten, da sie mich unterbrach:

„Warum wollen Sie mir verschweigen, daß Alexis Orlow Sie zu seiner Vertrauten gemacht hat? Es ist ja ganz natürlich, daß ein Liebhaber seiner Geliebten gegenüber nicht reinen Mund halten kann. Aber ich verlange, daß Sie mir alles wiederholen, was er Ihnen gesagt hat.“

„Bei meiner Seligkeit schwöre ich Eurer Majestät, daß er mir nichts anvertraut hat. Er sprach von der Unzufriedenheit der Garderegimenter und von dem allgemeinen Unwillen über den bevorstehenden Krieg gegen Dänemark. Aber ich glaube nicht, daß er das als ein Ge-

heimnis betrachtete, und ich habe es ja auch vielfach von anderen gehört als von ihm."

„Und doch vermuten Sie, daß eine Verschwörung gegen den Kaiser besteht — eine Verschwörung, an der auch ich beteiligt sein soll?"

„Der Himmel bewahre mich davor, derartiges zu vermuten. Ich sehe nur, daß Eure Majestät leiden, und daß Sie von kühnen und tatbereiten Freunden umgeben sind, die diesen Leiden ein Ende zu machen wünschen. Weil ich aber zugleich weiß, daß alle Machtmittel sich in den Händen der Gegenpartei befinden und daß man dort vielleicht nur auf eine Gelegenheit wartet, um Eure Majestät zu verderben, darum —"

Katharina ließ mich nicht ausreden. Gütig und herzlich wie in vergangenen Tagen neigte sie sich zu mir herab, und indem sie ihren Arm um meinen Nacken legte, flüsterte sie mir zu:

„Ich danke Ihnen für Ihre Warnung, weil ich überzeugt bin, daß sie wahrer Treue und Anhänglichkeit entspringt. Aber sie kommt zu spät. Ich habe keine Wahl mehr, meine liebe Darja, und ich bin nicht mehr die Herrin meines Geschickes. Gott ist mein Zeuge, daß ich tausendmal lieber in Frieden mit meinem Gemahl gelebt hätte, und daß ich bereit war, zu ertragen, was sich ertragen ließ. Aber je demütiger ich war, desto mehr bin ich mit Schimpf und Schmach überhäuft worden. Keine Erniedrigung ist mir erspart geblieben, die einer Frau angetan werden kann. Und wenn ich den Dingen noch länger widerstandslos ihren Lauf lasse, werde ich unfehlbar den Rest meines Lebens hinter den Mauern eines Klosters oder eines Kerkers vertrauern müssen. Können Sie wünschen, Darja Feodorowna, daß dies mein Los sei?"

„Nein, nein!“ rief ich verzweifelt. „Aber man wird nicht wagen, dies Aeußerste gegen Eure Majestät zu unternehmen, so lange man keinen Vorwand hat, es vor der Welt zu rechtfertigen.“

„Und wenn ich Ihnen sage, daß Fürst Bariatinski, der Adjutant des Kaisers, bereits den bestimmten Befehl hatte, mich zu verhaften! Schon jetzt wäre ich eine Gefangene, wenn es nicht dem Prinzen Georg von Holstein noch einmal gelungen wäre, mir bei seinem Neffen sozusagen eine Gnadenfrist zu erwirken. Denn nur um einen kurzen Aufschub soll es sich handeln. Mein Gemahl ist fest entschlossen, die Gräfin Woronzow zu heiraten. Und ich muß natürlich auf die eine oder die andere Weise beseitigt sein, ehe diese Heirat vollzogen werden kann. Wie auch immer das Unternehmen ausgehen mag, das meine Freunde wagen wollen, um mich zu retten: ich werde mich damit jedenfalls keiner größeren Gefahr aussetzen, als sie mich ohnehin bedroht.“

Ich war in tiefster Seele erschüttert, denn auf nichts war ich weniger vorbereitet gewesen, als darauf, aus Katharinas eigenem Munde das Zugeständnis zu erhalten, daß mit ihrem Wissen und Willen etwas — wenigstens nach meinen Begriffen — Schreckliches im Werke sei. Ich wagte nichts mehr zu fragen und nichts mehr zu erwidern. Nur meine heißen Tränen offenbarten der Kaiserin, was ich empfand, und sie war Menschenkennerin genug, um zu erraten, was in meinem Herzen vorging.

„Aber das alles ist nichts für Sie, kleine Darja,“ sagte sie mit dem Anflug eines Lächelns. „Und ich werde Ihnen nicht zürnen, wenn Sie darauf bedacht sind, Ihr Schicksal rechtzeitig von dem meinen zu trennen.

Versichern Sie sich der Zustimmung Ihres Freundes Alexei, und ich erteile Ihnen die Erlaubnis, schon morgen nach Moskau abzureisen, wo Sie in Sicherheit sein werden, welche Wendung auch die Dinge nehmen mögen."

Diese Großmut gab mir die Sprache zurück. Indem ich das Gewand der Kaiserin küßte, versicherte ich, daß kein Unglück für mich größer und unerträglicher sein würde als das, von Ihrer Majestät gerade jetzt fortgeschickt zu werden. Ich sei mir keines Unrechts bewußt, das solche Strafe verdient hätte, und ich fühle mich ebenso würdig, für sie zu leiden und zu sterben als irgendeiner aus dem Kreise ihrer Getreuen. Katharina küßte mich auf die Stirn und sagte in einem Ton, dessen Zuversichtlichkeit wahrlich nur der Ausdruck innerster Ueberzeugung sein konnte:

„Sie werden ebensowenig für mich zu sterben brauchen als sonst jemand. Wenn um meinetwillen Blut vergossen werden muß, was der Himmel in Gnaden verhüten möge, so wird es gewiß nicht das Blut meiner Freunde sein. Man wird denen zuvorzukommen wissen, von denen man sich schlimmer Absichten versehen kann."

Damit war ich für diesen Abend entlassen, und ich hatte mich noch selten mit so schwerem Herzen zur Ruhe begeben wie in dieser Nacht. Am nächsten Morgen erhielten wir Befehl, uns zur Fahrt nach Oranienbaum bereit zu machen, wo Ihre Majestät an einigen vom Kaiser veranstalteten Festlichkeiten teilnehmen wolle. Ich war davon sehr überrascht, und da ich jetzt überall Gefahren und Katastrophen witterte, grübelte ich sorgenvoll nach, was diese plötzliche Aenderung in den bisherigen Gepflogenheiten wohl bedeuten möge. Als die Kaiserin ihren Wagen bestieg, sah ich, daß sie sich sehr stark

geschminkt hatte, und ihr Lächeln, das sonst vollkommen natürlich schien, auch wenn sie es sich in verzweifelter Seelenstimmung hatte abzwingen müssen, dünkte mich heute starr und verzerrt wie das Lächeln einer schlecht gemachten Maske. Aber es mochte freilich nur meine eigene Seelenangst sein, die mich das alles bemerken ließ. Die Hoffräulein um mich herum wurden offenbar durch keinerlei befremdliche Wahrnehmungen oder trübe Ahnungen beunruhigt, denn sie schwatzten und kicherten ebenso albern wie sonst, und freuten sich darauf, aus der Langeweile von Peterhof in das rauschende Leben des Hofes von Oranienbaum zu kommen, wo ein Vergnügen das andere jagte.

Bunt und lärmend genug ging es allerdings im kaiserlichen Palaste zu. Man speiste in dem sogenannten japanischen Saale, wo die Kaiserin zwar den ihr gebührenden Platz an der Tafel erhalten hatte, es aber geschehen lassen mußte, daß Elisabeth Woronzow an der anderen Seite des Kaisers saß, und daß er sich in seiner läppischen, geräuschvollen Art ausschließlich mit der Favoritin unterhielt, ohne einen Blick oder ein Wort für seine Gemahlin zu haben. Abends gab es einen Maskenball im Opernhause, auf dem man sich alle möglichen Freiheiten gestattete und der durch die Anwesenheit etlicher Sängerinnen und Tänzerinnen von sehr bedenklichem Rufe und noch bedenklicherer Aufführung verherrlicht wurde. Die Kaiserin verweilte nur ungefähr eine Stunde auf diesem Feste. Unmittelbar nachdem sie sich zurückgezogen hatte, wurde sie in ihren Gemächern von einem heftigen Weinkrampf befallen, und eine der Kammerfrauen kam in großer Aufregung zu mir, um mich zu Ihrer Majestät zu rufen. Mit Mühe nur gelang es

mir, Katharina, die sich an Selbstüberwindung offenbar zuviel zugemutet hatte, einigermaßen zu beruhigen. Als sie endlich ihre Fassung zurückgewonnen hatte, vertraute sie mir an, daß ihr Leo Narischkin, der zwar nicht mehr wie früher zu ihrem intimsten Kreise gehörte, ihr aber noch immer Anhänglichkeit bewahrte, während des Balles Mitteilung von einem in der Umgebung des Kaisers umgehenden Gerücht gemacht habe, wonach ihre Verhaftung und Gefangensetzung jetzt unwiderruflich beschlossen sei. Das Manifest, das sie als Ehebrecherin und den bisherigen Großfürsten Paul als einen Bastard erklärte, sollte bereits unterzeichnet sein und am 29. Juni öffentlich bekannt gemacht werden, da der Kaiser wegen der bevorstehenden Abreise nach dem Kriegsschauplatz seine Vermählung mit Elisabeth Woronzow nicht länger mehr hinausschieben wolle.

Tödlich erschrocken, fragte ich die Kaiserin, was sie zu unternehmen gedenke und ob sie sich nicht noch einmal an den Prinzen Georg von Holstein mit der Bitte um seine Vermittlung wenden wolle. Aber sie lehnte diesen letzteren Vorschlag mit einem entschiedenen Kopfschütteln ab und blieb mir auf die erste Frage die Antwort schuldig. Ich sah wohl, daß bereits feste und bestimmte Pläne gefaßt sein mußten, aber die Kaiserin erschien mir heute viel weniger zuversichtlich als vor vierundzwanzig Stunden, und sie schien schwer darunter zu leiden, daß es hier keine Möglichkeit für sie gab, sich mit ihren Freunden zu besprechen, die allesamt in Petersburg zurückgeblieben waren.

„Es wäre notwendig, daß ich mich in die Hauptstadt begebe," sagte sie einmal. „Wie aber soll ich es anfangen? Man würde darin einen Fluchtversuch sehen

und meine Verhaftung auf der Stelle vornehmen. Wenn meine Freunde dann, wie sie es sicher tun würden, den Versuch machten, mich gewaltsam zu befreien, ließe sich ein schreckliches Blutvergießen kaum noch vermeiden. Und gerade das ist es, was mir am meisten am Herzen liegt."

„So sollten Eure Majestät zunächst unter einem Vorwande die Rückkehr nach Peterhof zu ermöglichen suchen," wagte ich vorzuschlagen. „Dort würden sich doch wohl leichter als hier Mittel und Wege finden lassen, um nach Petersburg zu gelangen."

„Auch das ist im Augenblick unmöglich, da mir der Kaiser die Rückkehr nach Peterhof ausdrücklich hat verbieten lassen. Graf Alexei Rasumowski gibt morgen auf seinem Gute Gostiliza ein Fest, an dem auch ich teilnehmen soll, um mich nachher in Begleitung des Kaisers wieder hierher zu begeben. Es ist offenbar beabsichtigt, mich bis zum Augenblick meiner Verhaftung nicht mehr aus den Augen zu lassen."

Ich dachte nach. Die Situation erschien für Katharina allerdings bedrohlich genug; aber ein Mittel, sie vor dem Aeußersten zu retten, mußte unter allen Umständen gefunden werden.

„Gehört Graf Alexei Rasumowski nicht zu den Freunden Eurer Majestät?" wagte ich schüchtern zu fragen. Und die Kaiserin erwiderte:

„Ich hoffe, daß er nicht zu meinen Feinden gehört. Aber ich möchte auf seine Ergebenheit nicht allzu fest vertrauen. Sie wissen, daß er sich nach dem Tode seiner kaiserlichen Freundin Elisabeth ganz ins Privatleben zurückgezogen hat, weil er es vermeiden will, in gefährliche Intrigen verwickelt zu werden. Er besitzt eben weder

das Temperament noch die Kühnheit seines Bruders Kyrill, und so lange eine Gefahr dabei ist, wird er gewiß nicht daran denken, offen meine Partei zu ergreifen."

„Ich glaube, daß Eure Majestät von der Anhänglichkeit des Grafen geringer denken, als er es verdient. Er hat zu mir niemals anders als in Ausdrücken aufrichtigster Verehrung von Ihnen gesprochen, und ich bin sicher, daß er keinen Augenblick zögern wird, Ihnen in der gegenwärtigen kritischen Lage beizustehen."

„Es ist möglich, daß ich mich täusche. Aber was sollte er denn überhaupt für mich tun?"

„Er soll Eurer Majestät Gelegenheit geben, Gostiliza während des Festes unbemerkt zu verlassen und statt nach Oranienbaum nach Peterhof oder, wenn Sie es für richtiger halten, nach Petersburg zurückzukehren. Wenn Eure Majestät nicht selbst darüber mit ihm sprechen wollen, so gestatten Sie vielleicht mir, es zu tun. Ich bin fest überzeugt, daß ich mich nicht vergebens an seine Ritterlichkeit wenden werde."

Die Kaiserin zauderte, mir eine bestimmte Erklärung zu geben und verwies mich auf den kommenden Morgen. Unmittelbar vor dem Aufbruch nach Gostiliza, das von Oranienbaum aus in kurzer Wagenfahrt zu erreichen ist, fand sie denn auch Gelegenheit, mir zuzuflüstern:

„Sprechen Sie mit dem Grafen, sobald Sie sicher sind, daß es niemanden auffällt. Er soll den Kaiser und seine Umgebung am Nachmittag irgendwie beschäftigen, so daß meine Entfernung nicht bemerkt wird, und soll einen Wagen mit vier Pferden für mich bereit halten. Sagen Sie ihm meinetwegen, daß von dem Gelingen meiner Flucht wahrscheinlich die Freiheit und das Leben

seines Bruders abhängig seien — daß er sich aber während meines Verweilens in Gostiliza nicht an mich wenden möge, um vertrauliche Aufklärungen zu erlangen, da wir von Spionen umgeben seien."

Aus demselben Grunde hielt auch ich mich während der nächsten Stunden möglichst von der Kaiserin entfernt und ließ im Gespräch mit einigen von Peters Kumpanen durchblicken, daß ich sehr unzufrieden mit ihr sei. Da ich für alle Welt Alexis Orlows Geliebte war, und da man wußte, daß Katharina ihre Gunst nicht allzu ängstlich auf den schönen Gregor beschränkte, suchte man die Ursache meiner angeblichen Verstimmung in weiblicher Eifersucht und gab mir zu verstehen, daß ich unter der Nebenbuhlerschaft Ihrer Majestät nicht lange mehr würde zu leiden haben. Jedenfalls aber erblickte man jetzt nichts Verdächtiges in der langen und angelegentlichen Unterhaltung, die ich kurz vor der Mittagstafel mit dem Herrn des Hauses führte, und die ohne jenen kleinen diplomatischen Schachzug wahrscheinlich Argwohn erregt haben würde.

Ich fand den Grafen bedenklicher als ich es vorausgesetzt hatte. Katharina hatte ihn vollkommen richtig beurteilt. Der ehemalige Günstling Elisabeths war weder bösartig noch charakterlos, aber eine kalte und egoistische Natur, immer zum Mißtrauen geneigt und immer zuallererst auf seine eigene Bequemlichkeit bedacht. Er zeigte sich durch meine Zumutung sehr unangenehm überrascht und versuchte — angeblich im eigenen Interesse der Kaiserin — sich durch allerlei Ausflüchte dem verlangten Ritterdienst zu entziehen. So blieb mir nichts anderes übrig, als mich jenes letzten Ueberredungsmittels zu bedienen, das Katharina mir

an die Hand gegeben hatte. Ich sagte ihm, daß die Gefangennahme der Kaiserin vermutlich auch seinen Bruder Kyrill in den Kerker oder auf das Schafott bringen würde. Und ich sah sofort, daß dieser Appell an seine brüderliche Liebe die gewünschte Wirkung getan hatte. Er wurde leichenblaß, und ohne mich zu fragen, was Kyrill mit dem Schicksal der Kaiserin zu schaffen habe, erklärte er nach einem letzten kurzen Ueberlegen, daß alles nach den Wünschen Ihrer Majestät eingerichtet werden würde.

Nach Aufhebung der Tafel, bei der Peter wieder unmäßig getrunken hatte, lud Graf Rasumowski seine Gäste ein, sich in den Park zu begeben, wo ihnen das Schauspiel einer Seeschlacht vorgeführt werden würde. Ich sah davon nur soviel, daß es sich um zwei winzige Galeeren handelte, die auf einem kleinen Teich gegeneinander kämpften, aber da der Kaiser sogleich das lebhafteste Entzücken über diese glänzende Idee äußerte, war ich gewiß, daß er sich von dem interessanten Schauspiel nicht so bald losreißen würde. Und ich eilte, nachdem Graf Rasumowski mir bedeutet hatte, daß der Wagen bereit sei, zu der unter dem Vorwande eines Unwohlseins im Schlosse zurückgebliebenen Kaiserin. Ohne jede Begleitung schlüpften wir durch einen menschenleeren Teil des Parks bis zu der Seitenpforte, die uns ungesehen die Landstraße und den wartenden Wagen gewinnen ließ. Dann fuhren wir im schnellsten Tempo bis Peterhof, wo wir gegen Abend ankamen. Ich hatte erwartet, daß die Kaiserin, ihrem gestern geäußerten Wunsche gemäß, jetzt, wo ihr die Möglichkeit dazu geboten war, Befehl geben würde, die Fahrt ohne Unterbrechung bis Petersburg fortzusetzen, was unsere Pferde sehr wohl hätten leisten

können. Aber Katharina war unterwegs wieder unschlüssig geworden und erklärte, sie sei zu angegriffen und müde, um weiter als bis Peterhof zu fahren. Sie begab sich denn auch sofort zur Ruhe, ohne mich irgendwie in die Einzelheiten der von ihr und von ihren Freunden gefaßten Pläne eingeweiht zu haben. Da ich fürchtete, daß in jedem Augenblick die Abgesandten des Kaisers in Peterhof eintreffen könnten, um Ihre Majestät zu verhaften, und da ich entschlossen war, in der Stunde der Gefahr nicht von ihrer Seite zu weichen, suchte ich nicht erst mein Schlafzimmer auf, sondern legte mich auf einen Diwan im Vorraum von Katharinas Gemach. Erschöpft von den Aufregungen und Strapazen der letzten Tage, entschlummerte ich sofort, und ich hatte keine Ahnung, wie lange ich bereits geschlafen haben mochte, als mich das ungestüme Oeffnen und Schließen von Türen und der Klang eines sporenklirrenden Schrittes emporfahren ließen. Natürlich glaubte ich, daß jetzt das Ende gekommen sei; aber mit einem Freudenschrei sprang ich auf die Füße, als ich in dem Manne, der wenige Augenblicke später in das Zimmer stürmte, Alexis Orlow erkannte. Er sah aus wie jemand, der eben eine große Anstrengung überstanden hat, und sein Atem ging rasch. Ich aber hatte sein Kommen noch niemals mit größerem Jubel begrüßt, denn er war einer von jenen Menschen, deren bloße Gegenwart genügt, um jeden Gedanken an die Möglichkeit einer Gefahr zu bannen. Wenn er da war, uns zu beschützen, brauchten wir uns nach meiner Ueberzeugung vor einer Armee von Feinden nicht mehr zu fürchten.

„Was ist geschehen?“ fragte ich, während er mich in seinen Armen hielt. „Man hat in Petersburg erfahren,

von welchem Schickſal die Kaiſerin bedroht iſt — nicht wahr? Und du biſt gekommen, ihre Verhaftung zu verhindern?"

„Ich bin gekommen, ſie nach Petersburg zu führen," erwiderte er. „Denn der Augenblick des Handelns iſt da, und nicht eine einzige Viertelſtunde mehr darf mit furchtſamem Zaudern verloren werden. Einer unſerer Freunde, der Hauptmann Paſſek, iſt vor einigen Stunden verhaftet worden, und morgen würden wir alle, die Kaiſerin nicht ausgenommen, verloren ſein, wenn ſich nicht bis dahin die Gewalt in unſeren Händen befindet. Darum mußt du auf der Stelle die Kaiſerin wecken. Bis ſie ſich angekleidet hat, wird auch der Wagen da ſein, den Graf Panin Ihrer Majeſtät geſchickt hat. Er verließ Petersburg mit mir zugleich; aber mein Pferd war natürlich ſchneller als Panins ſchwerfällige Gäule."

Man begreift, daß ich nicht zögerte, ſeiner Aufforderung Folge zu leiſten. Sobald Katharina, die ich aus tiefſtem Schlafe wecken mußte, von Alexis Orlows Erſcheinen gehört hatte, befahl ſie mir, ihn ins Schlafzimmer zu rufen, und während ich ſie haſtig ankleidete, mußte er alles erzählen, was ſich während der letzten vierundzwanzig Stunden in Petersburg zugetragen hatte.

Wir erfuhren, daß ſich unter den Truppen das Gerücht verbreitet hatte, Katharina ſei verhaftet und eingekerkert worden. Darauf war bei den Garderegimentern große Unruhe entſtanden, einige Soldaten hatten ſich offen geweigert, noch länger für den Kaiſer Dienſt zu tun, und hatten laut verlangt, nicht gegen Dänemark, ſondern gegen die holſteiniſchen Truppen in Oranienbaum geführt zu werden. Weil ſie einen vorzeitigen und planloſen Ausbruch der Revolution verhindern wollten,

hatten Passek und Bredichin versucht, die Leute zu beruhigen, aber sie hatten dadurch die Aufmerksamkeit und den Verdacht des Majors Voisikoff von der Preobraschenskischen Garde erregt, der den Hauptmann Passek festnehmen ließ, nachdem er durch Befragung einiger Unteroffiziere herausgebracht hatte, daß in der Tat eine Verschwörung zugunsten der Kaiserin bestand. Der Hauptmann war sogleich als ein Staatsgefangener von großer Gefährlichkeit behandelt worden. Man hatte vier Soldaten an die Tür seiner Zelle und zwei an jedes Fenster gestellt, um ihm alle Verbindung mit der Außenwelt abzuschneiden, und es stand zu erwarten, daß mit großer Härte gegen ihn vorgegangen werden würde, um ihm ein volles Geständnis und die Namen seiner Mitschuldigen abzupressen. Natürlich waren alle an dem Komplott beteiligten Personen durch diesen unerwarteten Zwischenfall in die lebhafteste Besorgnis versetzt worden, und selbst der vorsichtige Panin hatte eingesehn, daß man alles aufs Spiel setzen würde, wenn man wartete, bis der Kaiser von der Entdeckung der Verschwörung unterrichtet worden wäre und seine Befehle erteilt hätte. Ein Zurück gab es nicht mehr, und nur von einem raschen, energischen Handeln war Rettung zu erhoffen. In einer Beratung, die zwischen Panin, den Orlows, der Fürstin Daschkow und einigen Gardeoffizieren stattgefunden hatte, war man übereingekommen, daß die Kaiserin noch in dieser Nacht nach Petersburg gebracht und mit Tagesanbruch anstelle ihres unwürdigen Gemahls als Alleinherrscherin proklamiert werden solle. Alexis Orlow war beauftragt worden, ihr diese Botschaft zu überbringen und sie in die Hauptstadt zu geleiten. Daß er sie in Peterhof angetroffen, hatten wir ja einzig dem Beistande

des Grafen Alexei Raſumowski zu danken, und Katharina konnte in dieſer Stunde kaum Worte genug finden, um mir ihre Erkenntlichkeit für meine Mitwirkung bei ihrer Flucht aus Goſtiliza an den Tag zu legen. Sie war hoch erfreut, als ich um die Erlaubnis bat, ſie nach Petersburg zu begleiten. Ich mußte den kleinen Großfürſten Paul aus ſeinem Bette holen und in aller Eile ankleiden, da es ja vorausſichtlich notwendig ſein würde, ihn dem Volke zu zeigen. Und wir waren eben zum Aufbruch fertig geworden, als der von dem Grafen Panin entſandte, mit vier Pferden beſpannte Wagen eintraf, den wir unverweilt beſtiegen, um, von dem nebenherreitenden Alexis beſchützt, den Weg nach der Hauptſtadt einzuſchlagen.

Es iſt mir ſpäter ſehr merkwürdig erſchienen, daß ich während dieſer Fahrt nicht die leiſeſte Anwandlung von Furcht hatte, obgleich ich doch wußte, daß es ſich bei dem Unternehmen der Kaiſerin um nichts geringeres als um einen Staatsſtreich handelte, der nach menſchlicher Vorausſicht die ſchrecklichſten Kämpfe heraufbeſchwören mußte. Wie gering auch immer ich von den perſönlichen Eigenſchaften Peters III. denken mochte, daß er ſich von ſeiner Frau widerſtandslos abſetzen laſſen würde, konnte ich doch nicht im Ernſt für möglich halten. Und bei dem Gedanken, was geſchehen würde, wenn ihm die an der Verſchwörung unbeteiligte Mehrheit der Armee treu blieb, hätte ich ſicherlich aufs neue um Katharinas Leben gezittert. Aber die mutige Haltung der Kaiſerin und die heitere Zuverſicht unſeres Begleiters, der ſich faſt unausgeſetzt mit uns unterhielt, ließen den Gedanken an derartige ſchlimme Möglichkeiten überhaupt nicht in mir aufkommen. Zudem mußte es unſer Vertrauen in einen

glücklichen Verlauf der Dinge gewaltig erhöhen, als uns schon außerhalb der Hauptstadt ein Trupp von Offizieren entgegensprengte, die bei unserem Anblick in laute Jubelrufe ausbrachen und der Kaiserin als ihrer einzigen Gebieterin huldigten. Mit einer Eskorte, die unsere Ankunft von vornherein zu einem feierlichen Staatsakt machte, zogen wir in Petersburg ein, und Katharina hatte nichts dagegen einzuwenden, als Orlow bat, Ihre Majestät möge sich sogleich in die Kasernen der Garderegimenter begeben, um das Gelöbnis ihrer Treue entgegenzunehmen. Der Jubel, mit dem die Kaiserin und der Großfürst von den Truppen begrüßt wurden, war unbeschreiblich. Und trotz der frühen Stunde — es war wenig mehr als fünf Uhr morgens — teilte sich diese Begeisterung mit großer Schnelligkeit auch der Einwohnerschaft mit, die in hellen Scharen die zum Winterpalast führenden Straßen erfüllte und unausgesetzt Hochrufe auf die Kaiserin ausbrachte.

Von einem ernstlichen Versuch der Auflehnung gegen den plötzlichen Umschwung der Dinge war nirgends etwas zu bemerken. Erst später erfuhr ich, daß einige Offiziere, die gezögert hatten, Katharina den Treueid zu leisten, verhaftet worden waren, unter ihnen auch der junge Ssemen Romanowitsch Woronzow, der Bruder der Favoritin und der Fürstin Daschkow, den man festgenommen hatte, als er sich anschickte, nach Oranienbaum zu reiten, um den Kaiser zu benachrichtigen. Auch der Major Voisikoff soll seinen Versuch, die Truppen umzustimmen, beinahe mit dem Leben bezahlt haben, da seine eigenen Soldaten ihn erschlagen wollten und es nur dem opfermutigen Dazwischentreten einiger Kameraden gelang, ihn vor der Wut der Aufgeregten zu retten. Mit

eigenen Augen beobachtete ich nur einen kleinen Zwiſchenfall in der Kaſerne der Garde zu Pferde, einen Vorfall, der mir wieder einmal bewies, wie unwiderſtehlich der Zauber war, der von Katharinas Perſönlichkeit ausging.

General Villebois, der Befehlshaber der Garde zu Pferde, war der Kaiſerin in ehrerbietiger Haltung entgegengetreten; aber ſtatt ſie gleich den anderen Offizieren ſeiner Ergebenheit und ſeines Gehorſams zu verſichern, hatte er angefangen, ihr das Gefährliche ihres Unternehmens vorzuſtellen und ſie auf die möglichen Folgen hinzuweiſen. Eine kleine Weile hatte die Kaiſerin ihn ruhig angehört, dann aber, indem ſie ihn mit ihren klaren Augen unverwandt anſah, hatte ſie ihn unterbrochen:

„Ich bin nicht hier, um Ihren Rat zu empfangen. Es hat kein Intereſſe für mich, zu erfahren, wie Sie über meine Handlungen denken, ſondern ich wünſche von Ihnen lediglich zu hören, was Sie ſelber zu tun beabſichtigen.“

Eine ſo bezwingende Hoheit war dabei in ihrem Ausſehen wie im Ton ihrer Rede, daß der General ſich ohne weiteres auf die Knie warf und ausrief:

„Was könnte ich anderes tun, als Eurer Majeſtät gehorchen! Gebieten Sie über mich! Mein Leben gehört Ihnen.“

Die Garde zu Pferde tat es denn auch nach ſeinem Vorbilde allen anderen Regimentern an Begeiſterung zuvor, und ich bin gewiß, daß der General ſich an dieſem Tage für Katharina hätte in Stücke hauen laſſen, wenn die Umſtände ein ſolches Opfer von ihm gefordert hätten.

Die Fahrt der Kaiſerin durch die Straßen von Petersburg war ein Triumphzug, wie ſich ihn herrlicher

und erhebender keine Phantaſie hätte ausmalen können. Nachdem ihr als die letzte auch die Ismailowſche Garde den Treueid geleiſtet hatte, begaben wir uns nach der Kathedrale zur Heiligen Mutter Gottes von Kaſan, vor deren Portal Ihre Majeſtät von der geſamten hohen Geiſtlichkeit Petersburgs empfangen wurde. Im Innern des Gotteshauſes hatten ſich außer dem Erzbiſchof von Nowgorod beinahe alle hervorragenden Würdenträger und die intimeren Freunde der Kaiſerin: Graf Kyrill Raſumowski, der Fürſt Wolkonski, die Grafen Panin, Stroganow, Bruce und viele andere eingefunden, während ein aus zehntauſend Soldaten gebildeter Kordon die Kirche umgab. Nachdem ein Tedeum geſungen worden war, wurde Katharina feierlich zur regierenden Kaiſerin und der Großfürſt Paul, der ſich während der ganzen Zeit muſterhaft benommen hatte, zum Thronfolger proklamiert.

Umbrauſt von dem immer erneuten Jauchzen des Volkes, begab ſich die Kaiſerin, der ich jetzt mit dem Grafen Kyrill Raſumowski und dem Fürſten Wolkonski in einem zweiten Wagen folgte, aus der Kathedrale in den Winterpalaſt, wo ſich inzwiſchen die Mitglieder des Senats und des heiligen Synods verſammelt hatten. In der Kirche des Palaſtes leiſteten ſie der Kaiſerin den Eid der Treue, nachdem ein von Teplow entworfenes Manifeſt mit der Erklärung des Regierungsantritts verleſen worden war. Daß Katharina von dem Inhalt dieſes Manifeſtes genau unterrichtet war, obwohl ihr ſeit ihrem Eintreffen in Petersburg am heutigen Morgen noch niemand davon geſprochen hatte, bewies am beſten, wie ſorgfältig ſie und ihre Freunde den Staatsſtreich vorbereitet hatten. Von dem Inhalt des denk-

würdigen Dokuments ist mir nur soviel in der Erinnerung geblieben, daß in großer Ausführlichkeit alle die Gefahren aufgezählt wurden, die dem Reiche und der Kirche von Peter III. gedroht hätten, und daß namentlich sein übereilter Friedensschluß mit dem Erzfeinde Friedrich von Preußen als eine verräterische und vaterlandsfeindliche Handlung bezeichnet wurde.

Während die Kaiserin bei alle dem ihre Frische und Elastizität anscheinend unvermindert bewahrte, fühlte ich mich nachgerade so erschöpft, daß es mir unmöglich war, mich noch länger aufrecht zu erhalten. Ich war wiederholt einer Ohnmacht nahe, und Katharina, die mir an diesem Tage trotz der großen Dinge, die ihren Geist beschäftigten, eine wahrhaft schwesterliche Teilnahme gezeigt hatte, schickte den Grafen Stroganow zu mir, um mir sagen zu lassen, daß ihr mein schlechtes Aussehen aufgefallen sei, und daß sie mich darum bitten lasse, mich in mein Zimmer zurückzuziehen. Ich gehorchte sehr gern und fiel alsbald in einen so langen und tiefen Schlaf, daß mich, wie ich glaube, während der nächsten acht oder zehn Stunden selbst der Kanonendonner eines wilden Straßenkampfes nicht geweckt haben würde.

---

16. Kapitel.

Von Straßenkämpfen oder anderen Schrecknissen einer Revolution wußte man mir freilich nach meinem Erwachen nichts zu erzählen. Bis auf etliche bedeutungslose Tumulte sollte alles vollkommen ruhig abgegangen

sein. Und auch diese kleinen Unruhen hatten sich nicht gegen die Kaiserin, sondern gegen diejenigen gerichtet, die das Volk für die bisherige Mißwirtschaft mitverantwortlich machte. Namentlich der Oheim des Kaisers, Prinz Georg von Holstein, sollte sich zeitweilig in ernster Lebensgefahr befunden haben. Die Menge hatte sein Palais gestürmt und viel Schaden darin angerichtet; er selbst und seine Angehörigen waren körperlich mißhandelt worden, und nur zu seiner eigenen Sicherheit hatten ihn schließlich einige Offiziere verhaftet und in einem Wagen fortgeführt.

Natürlich hatte man nicht verhindern können, daß die Kunde von den außerordentlichen Ereignissen, die sich in der Hauptstadt zugetragen, nach Oranienbaum zum Kaiser gelangte, und wenn Peter III. ein Held gewesen wäre, würde er sich ohne Besinnen an die Spitze der fünfzehnhundert Mann holsteinischer Truppen gestellt haben, die er bei sich hatte und auf die er sich unbedingt verlassen konnte. Der Eindruck seines persönlichen Erscheinens würde bei einiger Entschlossenheit des Auftretens doch vielleicht für manche bestimmend gewesen sein, sich von der Sache Katharinas wieder loszusagen, da es, wie sich später herausstellte, immerhin nicht wenige gab, die einem neuen Weiberregiment mit seiner unvermeidlichen Günstlingswirtschaft voll Mißtrauen und Mißvergnügen entgegensahen. Aber der unglückliche Peter war eben nichts weniger als ein Held. Auch schien er anfänglich nicht den ganzen Ernst der Lage zu erfassen. Denn er begnügte sich, den Fürsten Trubetzkoi und den Grafen Alexander Schuwalow mit einem für das Publikum bestimmten Manifest und mit dem Auftrage nach Petersburg zu entsenden, die abtrünnigen Re-

gimenter zu ihrer Pflicht zurückzuführen und die Kaiſerin nebſt ihrem Anhang gefangenzunehmen. Für die Ausführung eines ſolches Auftrages aber, der ganze Männer verlangt hätte, konnte niemand ungeeigneter ſein als die beiden Höflinge, von denen der eine ein gebrechlicher, halb kindiſcher Greis und der andere ein jämmerlicher Feigling war. Sie beeilten ſich denn auch, nachdem ſie die Situation erkannt hatten, gleich nach ihrer Ankunft der Kaiſerin den Treueid zu leiſten und erwieſen ſich durch dieſe klägliche Unterwerfung noch charakterloſer und jämmerlicher als der hartnäckigſte unter Katharinas bisherigen Widerſachern, der Großkanzler Woronzow, der wenigſtens Mut und Feſtigkeit genug hatte, den verlangten Eid zu verweigern, ſolange Peter am Leben ſei und nicht freiwillig auf die Krone verzichtet habe. Die Kaiſerin, die zu klug war, um dem Anſehen ihrer kaum begonnenen Regierung durch eine Offenbarung deſpotiſcher Gelüſte oder kleinlicher Rachſucht zu ſchaden, nahm dieſe Weigerung wie etwas für ſie Gleichgültiges entgegen und begnügte ſich, das Haus des Großkanzlers unter militäriſche Bewachung zu ſtellen, ohne ihn ſelber irgendwie in ſeiner perſönlichen Freiheit zu beſchränken. Sie glaubte dieſe Freiheit ohne Gefahr all ihren Gegnern vergönnen zu dürfen, nur nicht dem einen, dem ſie während der letzten vierundzwanzig Stunden ſchon alles bis auf die Freiheit genommen hatte. Ueber das, was nach dem Eintreffen der ſchlimmen Petersburger Neuigkeiten in der nächſten Umgebung des Kaiſers geſchehen war, wurden wir ja erſt ſpäter genau unterrichtet, aber man mußte Peter wirklich ſo gut kennen, wie wir ihn kannten, um dieſe Berichte glaubhaft zu finden. Der alte General Münnich, der ſich in Oranienbaum befand, hatte vergeb-

lich seine Beredsamkeit aufgeboten, um den Kaiser zu eiligstem Aufbruch nach Petersburg mit der ganzen verfügbaren Waffenmacht zu bewegen. Statt ihm zu folgen, war Peter kopflos und zwecklos ein paarmal zwischen Oranienbaum und Peterhof hin und her gefahren, bis ihm endlich einer seiner Vertrauten den Gedanken eingab, nach Kronstadt zu gehen und sich der dort vor Anker liegenden Flotte zu versichern. Das wäre ein ohne Zweifel sehr vernünftiger Entschluß gewesen, wenn er zur rechten Zeit gefaßt worden wäre. Jetzt aber kam er zu spät; denn Katharina hatte in richtiger Würdigung dieser Gefahr gleich nach ihrem triumphierenden Einzuge in die Hauptstadt den ihr rückhaltlos ergebenen Admiral Talitschin nach Kronstadt entsandt, damit er in ihrem Namen den Oberbefehl über die Flotte übernehme. Als nun das Schiff, das den Kaiser an Bord hatte, sich Kronstadt näherte, verweigerte Talitschin dem tatsächlich bereits entthronten Monarchen die Landung, und der mutlose Schwächling sah damit auch seine letzte Hoffnung zusammenbrechen. Er kehrte nach Oranienbaum zurück und entsandte den General Ismailow an die Kaiserin, um ihr in demütiger Form seine Verständigungsvorschläge zu unterbreiten. Die einzige entschlossene Tat, zu der er sich während dieser ganzen Zeit aufgerafft hatte, war der Befehl gewesen, den Grafen Alexei Rasumowski sowie die Frau und die Töchter seines Bruders Kyrill zu verhaften, die sich in Oranienbaum befanden. Im übrigen hatte sein Verhalten ganz dem Bilde entsprochen, das man sich nach seiner bisherigen Lebensführung von seiner Mannhaftigkeit und Tapferkeit ungefähr hatte machen müssen. Auf der Fahrt nach Kronstadt hatte er sich mit Elisabeth Woronzow in den tiefsten Raum der

Galeere geflüchtet. Und als man ihm meldete, die Landung sei vom Ufer aus mit dem Rufe, es gebe keinen Kaiser mehr und mit der Drohung, auf das Fahrzeug zu schießen, verweigert worden, hatte er mit weinerlicher Stimme gefleht, man möge doch um des Himmels willen sofort umkehren, da diese Verblendeten möglicherweise in allem Ernst daran dächten, ihre Drohung auszuführen.

Noch einmal, als Ismailow bereits unterwegs war, hatte der tapfere Münnich versucht, den Kaiser zum Handeln anzuspornen. Er hatte ihm den Vorschlag gemacht, auf seiner Galeere nach Reval und von dort aus auf einem Kriegsschiff nach Pommern zu eilen, wo sich russische Truppen befanden, die noch nicht von dem Geiste der Empörung angesteckt sein konnten. Aber er hatte zu den tauben Ohren eines verzweifelten Jammermenschen gesprochen. Das Erlebnis von Kronstadt hatte Peter um den letzten Rest seiner Haltung gebracht, und für seine Umgebung gab es schon jetzt keinen Zweifel mehr, daß er, um sein armseliges Leben zu retten, auch zu den äußersten Zugeständnissen bereit sein würde.

Man muß das alles wissen, um das rechte Verständnis für jene Vorgänge zu gewinnen, von denen ich aus eigener Anschauung berichten kann.

Es war am Abend des 29. Juni, und ich befand mich im Zimmer des kleinen Großfürsten, an dem ich Anzeichen eines leichten Unwohlseins wahrzunehmen glaubte, als ich einen schlanken jungen Offizier in der Uniform des Preobraschenskischen Regiments eintreten sah.

Ohne sein Gesicht näher anzusehen, fragte ich nach seinem Begehr und wie es möglich sei, daß man ihn ungehindert habe eintreten lassen. Die Erwiderung, die

mir zuteil wurde, war ein belustigtes Auflachen und die von einer wohlbekannten Stimme gesprochenen Worte:

„Sehe ich denn in der Tat so männlich aus, meine liebe Darja, daß selbst meine besten Freunde mich nicht mehr erkennen?"

Wirklich war es keine andere als die Kaiserin, die in so sonderbarer Verkleidung vor mir stand. Es ließ sich nicht leugnen, daß sie prachtvoll aussah. Auch den bestgewachsenen jungen Mann hätte die Uniform, die sie sich nach ihrer eigenen Mitteilung von dem Leutnant Puschkin geliehen hatte, nicht vorzüglicher kleiden können. Ihre königliche Haltung und ihr prächtiger Wuchs ließen sie in dieser männlichen Tracht viel größer erscheinen, als sie es wirklich war, und da sie ihren Hut mit Eichenlaub umwunden hatte, machte sie ganz den Eindruck eines mit dem Siegeskranz geschmückten jugendlichen Kriegshelden.

„Eure Majestät sehen nicht aus wie ein Mann," rief ich in meinem ersten Entzücken, „sondern wie ein junger Gott. Das ganze Volk würde in Sie verliebt sein, wenn Sie sich ihm so zeigen wollten."

„Nun, vielleicht ist es gerade das, was ich zu erreichen beabsichtige," sagte sie lächelnd. „Denn ich wünsche in der Tat, die Liebe aller meiner Untertanen zu besitzen. Aber da Sie ein so tapferes Mädchen sind, kleine Darja: hätten Sie nicht Lust, mich zu begleiten?"

„Majestät wissen, daß ich Ihnen mit Freuden überallhin folgen werde!"

„Auch wenn es vielleicht in den Kampf geht, meine liebe junge Heldin?"

„Auch dann. Aber Eure Majestät werden nicht im Ernst daran denken, sich in Gefahr zu begeben."

„Wer nach dem Siegeslorbeer ſtrebt, darf die Gefahr nicht fürchten. Und Siegerin werde ich erſt dann ſein, wenn dem ehemaligen Kaiſer jede Möglichkeit genommen iſt, mir zu ſchaden. Noch hat er ſeine Abdankung nicht unterzeichnet, und ich bin im Begriff, an der Spitze meiner Truppen nach Oranienbaum zu marſchieren, um ihn dazu zu zwingen.“

Noch immer war ich ſehr geneigt, zu glauben, daß es ihr nur darum zu tun ſei, eine kleine Probe auf meine Beherztheit zu machen. Katharina aber war an das Fenſter getreten, und indem ſie den Vorhang ein wenig zurückzog, fuhr ſie fort:

„Da — blicken Sie hinaus! Sie ſehen, daß meine Getreuen auf mich warten.“

Bei der Helligkeit der ſchönen Sommernacht, die auf beträchtliche Entfernung hin jeden Gegenſtand deutlich erkennen ließ, konnte ich in der Tat wahrnehmen, daß der Platz vor dem Palaſt mit berittenen und unberittenen Soldaten bedeckt war, und in den beiden rieſenhaft gebauten Offizieren, die ordnend und befehlend an den Reihen entlangſprengten, erkannte ich ohne Mühe die Brüder Gregor und Alexis Orlow.

„Ich bin glücklich, daß Eure Majeſtät auch mich in die Zahl dieſer Getreuen aufnehmen wollen,“ ſagte ich, „aber ich fürchte, daß ich in meinen Frauenkleidern eine recht klägliche Figur machen werde unter ſo viel Kriegern.“

„So werden wir eben auch Sie in einen jungen Kriegsmann verwandeln. Fangen Sie immerhin an, ſich auszukleiden. Ich werde Sorge tragen, daß ſogleich eine paſſende Offiziersuniform für Sie zur Stelle iſt.“

Sie verließ mich, und wirklich brachte mir ſchon nach

kürzeſter Zeit eine ihrer Kammerfrauen eine Uniform, deren rechtmäßiger Beſitzer, wie ſie ſagte, der Leutnant Perfiljew war. Sie ſaß mir wie angegoſſen, und es war, als ob mir mit der ſoldatiſchen Kleidung auch der nötige ſoldatiſche Mut gekommen wäre, da ich jetzt nur noch an das Romantiſche und Verlockende des Unternehmens, nicht aber an die möglicherweiſe mit ihm verbundenen Gefahren dachte.

Ich ſuchte die Kaiſerin auf, die bei meinem Anblick die Hände zuſammenſchlug und mir Glück dazu wünſchte, daß ſie ſo wenig eiferſüchtig ſei, da ſie mir anderenfalls gewiß nicht erlauben würde, mich in ſo verführeriſcher Geſtalt öffentlich zu zeigen. Sie war überhaupt von hinreißender Liebenswürdigkeit und in ſo übermütiger Laune, daß man wahrlich hätte glauben können, es handle ſich bei alledem nur um einen luſtigen Maskenſcherz, nicht aber um die Entſcheidung über das Schickſal eines Kaiſers und die Zukunft eines großen Reiches. Was meine eigene Stimmung ſehr weſentlich herabdrückte, war die von mir nicht vermutete Anweſenheit der Fürſtin Daſchkow, die ich ſeit unſerer Ankunft in Petersburg zum erſtenmal wiederſah, und die ſich zu meinem Verdruß Katharina gegenüber benahm, wie wenn ſie allein es geweſen wäre, der die kaiſerliche Freundin ihre Erhebung verdankte. Auch die Daſchkow hatte die Uniform eines Offiziers der Garde zu Pferde angelegt; aber ich fand, daß ſie die Metamorphoſe ins Männliche ihr keineswegs zum Vorteil gereichte, obwohl ſie ſich viel mehr als die Kaiſerin bemühte, auch in Gebärde und Sprechton den Kavalier herauszukehren. Sie geruhte, über mich hinwegzuſehen und mich von oben herab zu behandeln, als ob ſie mich auf eine Stufe mit den anweſenden Kammer-

frauen stellte, und man kann sich denken, daß ich mich nicht gerade bemühte, ihr diese Ueberhebung durch verdoppelte Liebenswürdigkeit zu vergelten.

Gleich darauf saßen wir alle drei im Sattel, und eben wollte Gregor Orlow, der diesen merkwürdigen Heereszug befehligte, das Zeichen zum Abmarsch geben, als ein kleiner Zwischenfall eintrat, den wir beide, Katharina und ich, wohl mit gleichem Recht als das bedeutungsvollste Ereignis unseres Lebens betrachten dürfen.

Ein blutjunger Offizier, der, von uns unbeachtet, in unserer unmittelbaren Nähe gehalten hatte, sprang plötzlich vom Pferde, drängte sich zwischen die Kaiserin und mich und wandte sich ehrerbietigsten Tones an Katharina:

„Eure Majestät sind ohne Portepee. Darf der gehorsamste Ihrer Sklaven es wagen, Ihnen das seinige anzubieten?"

Schon hatte er dabei seine silberne Degenquaste losgenestelt, und als die Kaiserin dem fragenden Blick seiner dunklen, ausdrucksvollen Augen mit einem Lächeln und einem Kopfnicken geantwortet hatte, schickte er sich mit edelstem Anstand an, sie an dem Degengriff Katharinas zu befestigen. Mich aber hatte beim Anblick dieses höchstens dreiundzwanzigjährigen Leutnants und beim Klang seiner Stimme ein wundersames Erschauern durchrieselt. Längst verblaßte Erinnerungsbilder waren plötzlich in all ihrer einstigen Farbigkeit vor meinem Geiste aufgestiegen, und wie auf Märchenflügeln war meine Seele zurückgeflogen in eine weit, weit hinter mir liegende Zeit, deren ich in diesen bewegten letzten Jahren gar manchmal als der glücklichsten meines Lebens gedacht hatte.

Wie aus großer Ferne hörte ich die Stimme der Kaiserin:

„Ich danke Ihnen für die Aufmerksamkeit, mein Freund! Darf ich um Ihren Namen bitten?“

„Eurer Majestät zu dienen: ich heiße Gregor Alexandrowitsch Potemkin,“ klang es zurück. Und meine Finger krampften sich um die Zügel, als ob ich einen Halt finden müßte gegen den Ansturm unbegreiflich wilder und leidenschaftlicher Empfindungen, von denen ich mich durchbraust fühlte. Vor meinen Augen schwamm alles formlos und undeutlich wie in einem dichten Nebel zusammen, nur mein Gehör blieb scharf genug, um mich jede Silbe verstehen zu lassen, als Katharina sagte:

„Sie werden sich später bei mir melden, Leutnant Potemkin! Es wird Befehl erteilt sein, Sie ungehindert vorzulassen.“

Ein kleiner Sprung meines Pferdes, das dem Schimmel der Kaiserin nachdrängte, rüttelte mich aus meinem halben Traumzustande auf. Ich wandte den Kopf zurück, aber ich sah nichts mehr von Gregor Potemkin. Er mußte rasch wieder zur Seite gesprungen sein, und unsere nachsprengende Suite raubte mir seinen Anblick. Um nichts in der Welt hätte ich jetzt irgendein gleichgültiges Wort über die Lippen bringen können, und ich fuhr in heftigstem Erschrecken zusammen, als ich plötzlich Alexis Orlows tiefe Stimme dicht neben mir hörte. So wenig ich auch schon vor diesem Augenblick darüber im unklaren gewesen war, daß ich diesen Mann viel mehr fürchtete als liebte, so übermächtig wurde doch bei dieser seiner unerwarteten Annäherung in mir das Gefühl, daß mein Verhältnis zu ihm nie etwas

anderes gewesen war, als die widerwillige Unterwerfung meines Leibes — daß er mich wohl bezwungen und seinen Wünschen gefügig gemacht, aber nie in Wahrheit besessen hatte. Mit einem scheuen Blick ließ ich meine Augen über ihn dahingleiten, und ich war erstaunt, wie fremd mir in diesem Moment alles an ihm erschien. Sein Gesicht, seine Gestalt, der Ausdruck seiner Augen, der Ton seiner Rede — alles wirkte auf mich, wie wenn es sich zum erstenmal meinen Sinnen darböte. Seine männliche Schönheit war mir so gleichgültig wie die Schönheit eines stattlichen Baumes oder einer hochragenden Marmorsäule. In meinem Blute war kein anderes Begehren als das Verlangen nach dem längst verloren gegebenen und plötzlich wiedergefundenen Freund meiner Jugend nach diesem Gregor Potemkin, dessen ersten und einzigen Kuß ich in der linden Sommernacht wieder auf meinen Lippen brennen fühlte, obwohl doch so viele Jahre dahingegangen waren, seitdem ich ihn in kindlicher Unschuld empfangen.

Ich weiß nicht, was Alexis mich fragte und was ich ihm zur Antwort gegeben. Aber mein Geist wurde wieder klar und wachsam, als ich hörte, daß Katharina sich bei meinem Freunde nach dem Leutnant Potemkin erkundigte, der also auch ihre Gedanken noch immer beschäftigen mußte. Und nun hörte ich zu meiner Ueberraschung, daß die Orlows mit dem jungen Offizier, dessen Namen sie bisher niemals erwähnt hatten, sehr gut bekannt waren.

„Er ist ein Phantast und ein unruhiger Kopf," sagte Alexis, „im ganzen aber doch ein recht spaßiger Bursche. Eigentlich sollte er Priester werden, und er hat uns erzählt, daß er auf der Moskauer Gelehrtenschule ein

Graf Gregor Gregoriewitsch Orlow

Musterschüler gewesen sei, bis er in seinem siebzehnten oder achtzehnten Jahre mit einigen anderen nach Petersburg geschickt wurde — ich weiß nicht mehr, aus welcher Veranlassung. Damals hatte er zum erstenmal Gelegenheit, den Glanz des Hoflebens aus der Nähe zu sehen, denn er wurde als Zuschauer bei einigen Festlichkeiten der Kaiserin zugelassen. Und die Herrlichkeiten, die da an ihm vorüberzogen, stiegen ihm dermaßen zu Kopfe, daß es mit seinem Vergnügen am geistlichen Beruf ein für alle Mal vorbei war. Ein Jahr später wurde er wegen unverbesserlicher Faulheit aus der Gelehrtenschule ausgeschlossen, und es wäre ihm übel ergangen, wenn ihm nicht ein entfernter Verwandter seiner Familie, der Erzbischof von Mojaisk, Zertis-Kamienski, fünfhundert Rubel geschenkt hätte, mit deren Hilfe er nach Petersburg reisen und sich für den Eintritt in das Garderegiment ausrüsten konnte, bei dem er schon als Knabe eingeschrieben worden war. Ich glaube nicht, daß er große militärische Talente hat, und daß er es jemals zu etwas bringen wird, denn er ist noch immer ein Faulpelz und obendrein häßlich wie ein Affe. Aber ganz ohne Fähigkeiten ist er doch wohl nicht. Erstens besitzt er in erstaunlichem Maße die Kunst, trotz seiner Häßlichkeit das Wohlgefallen der Weiber zu erregen, und außerdem versteht er sich darauf, die Stimme jeder beliebigen Persönlichkeit nachzuahmen, so daß man darauf schwören möchte, diese Person selbst zu hören. Vielleicht gelingt es ihm, durch die eine dieser Fertigkeiten, oder durch beide, sein Glück, wenn nicht in der Armee oder bei Hofe, so doch als Possenreißer oder Komödiant zu machen."

Die Kaiserin erwiderte nichts; ich aber fühlte in diesem Augenblick beinahe etwas wie Haß gegen diesen

Mann, der im Bewußtsein seiner Kraft und Schönheit mit Spott und Geringschätzung auf alles herabsah, was ihm nach seiner Meinung an diesen Eigenschaften nicht gleichkam.

Die Ereignisse, denen wir entgegenzogen, hatten jetzt schon alles Interesse für mich verloren. Ich dachte nur noch an den Freund meiner Jugend, den ich wenige hundert Schritte hinter mir wußte und von dem ich doch noch immer wie durch eine unübersteigliche Mauer getrennt war. Wußte ich doch nicht einmal, ob ich ihn überhaupt wiedersehen würde. Seit Jahren bereits hatte er sich, wie ich eben von Alexis Orlow gehört, in Petersburg aufgehalten, und noch nicht ein einziges Mal hatte mich der Zufall mit ihm zusammengeführt. Daß er von meiner Anwesenheit nichts gewußt haben sollte, erschien mir ganz undenkbar. Denn als ständige Begleiterin der Großfürstin war ich sicherlich allen Offizieren der Garderegimenter dem Aussehen wie dem Namen nach wohlbekannt. Er hatte es also absichtlich vermieden, mir zu begegnen, war mir geflissentlich ausgewichen, wie er ja auch heute keinen grüßenden Blick, kein Zeichen des Erkennens für mich gehabt hatte. Durfte ich nach so unzweideutigen Beweisen des Vergessens oder der Sinnesänderung noch darauf hoffen, daß er sich mir jetzt nähern würde — jetzt, wo man ihm doch ohne Zweifel erzählt hatte, daß ich Alexis Orlows Geliebte sei? Vielleicht gab es statt der einstigen Zuneigung in seinem Herzen jetzt für mich nichts anderes mehr als Verachtung, und ich hatte vielleicht mehr Veranlassung, ein Zusammentreffen mit ihm zu fürchten als es herbeizusehnen. Und doch war ich töricht genug, mir nichts anderes zu wünschen; doch waren alle zweifelnden und bekümmer-

ten Erwägungen nicht imstande, die süße Hoffnung zu ersticken, die in meiner Seele emporzublühen begann.

Unser Marsch auf der Straße nach Peterhof mochte etwa zwei Stunden gewährt haben, und wir waren bis nach Krasnoi Kabak, ungefähr zehn Werst von Petersburg, gelangt, als uns der von dem Kaiser entsandte General Ismailow entgegenkam. Er überbrachte einen in den demütigsten Ausdrücken abgefaßten Brief, in welchem Peter seine Abdankung anbot, wenn Katharina sich nicht dazu verstehen wollte, die Regierungsgewalt mit ihm zu teilen. Da sie sich über die zu erteilende Antwort mit ihren Vertrauten beraten wollte, befahl die Kaiserin, daß der Weitermarsch eingestellt werden und ihre kleine Truppe bis zum Tagesanbruch bei Krasnoi Kabak kampieren sollte. Sie selber zog sich mit der Fürstin Daschkow und den beiden Orlow in das am Wege gelegene armselige Wirtshaus zurück. An mich hatte sie offenbar nicht gedacht, da ich nicht eingeladen wurde, mich ihr anzuschließen. Aber es war mir ganz recht so; denn die politischen Angelegenheiten, die da drinnen erörtert wurden, interessierten mich gar nicht, und ich hatte sehr wenig Lust, die Wichtigtuerei der Fürstin Daschkow anzusehen. Trotz der Kleinheit und Dürftigkeit des Hauses wäre es mir ja vermutlich gelungen, irgendeinen Winkel zu finden, in dem ich bis zum Tagesanbruch hätte schlafen können. Doch die milde, mondhelle Sommernacht war so unvergleichlich schön, und ich spürte so wenig Ermüdung, daß ich es vorzog, die wenigen Stunden, die uns noch von dem Anbruch des jungen Tages trennten, im Freien zu verbringen. Ich ließ mich auf einen Baumstumpf nieder, etliche hundert Schritte von dem Lagerplatz der Soldaten entfernt, von

dem hier und da die von rauhen Kehlen gesungene, schwermütige Weise eines Volksliedes zu mir herüber schallte. Die Seltsamkeit der Situation und die eigenartige Umgebung versetzten mich mehr und mehr in eine elegische Stimmung. Mein ganzes bisheriges Leben zog an meiner Seele vorüber, und immer stärker wurde dabei in mir die Empfindung, daß ich wahrlich wenig weise gehandelt hatte, als ich den inhaltlosen Prunk des höfischen Lebens einem in friedlicher Stille dahinfließenden Dasein vorgezogen. Alle Freuden und Genüsse der letzten Jahre dünkten mich in dieser Stunde der Einkehr wertlos und schal. Es gab unter meinen Erlebnissen am Hofe nicht ein einziges, dessen Erinnerung einen Nachhall des Entzückens in mir geweckt hätte. Die flüchtigen, unschuldigen Liebeleien, an denen es inmitten dieser von Lebenslust und Frivolität erfüllten Umgebung nicht hatte fehlen können, waren ebenso spurlos vorübergegangen wie die vermeintlichen Triumphe, die ich in Augenblicken eitlen Selbstgenügens meiner Schönheit zu verdanken geglaubt hatte. An sie aber konnte ich doch wenigstens ohne Reue zurückdenken, denn sie hatten mich niemals dahin geführt, mich wegzuwerfen. Erst mit dem Moment, da Alexis Orlow in mein Leben getreten war, hatte ich den Halt unter den Füßen verloren und meine weibliche Würde dahingegeben, gleich all den leichtfertigen und gedankenlosen Geschöpfen um mich her, auf die ich vorher so oft mit einem Gefühl stolzer Ueberlegenheit hinabgesehen hatte. Heute war ich um nichts besser als sie; ja, ich mußte mich sogar für noch schlechter halten, da ich vor mir selber nicht einmal die Entschuldigung einer leidenschaftlichen Verliebtheit hatte. Wieviel hätte ich jetzt dafür hingegeben, wenn ich dies eine hätte ungeschehen

machen können! Ich begriff nicht mehr, wie es dazu hatte kommen können, und ich quälte mich mit Vorwürfen, wie sie mir härter auch der strengste Sittenrichter nicht hätte machen können.

Das Häuschen, darin sich die Kaiserin befand, war nur um ein geringes von dem Platze entfernt, auf dem ich saß, und es lag im hellsten Mondenschein, so daß ich jeden Gegenstand in seiner Umgebung deutlich wie am Tage erkennen konnte. Als ich zufällig einmal in jene Richtung blickte, gewahrte ich die hochgewachsene Gestalt eines Offiziers, der sich langsam dem Häuschen näherte und dann regungslos stehen blieb, um unverwandt zu den erleuchteten Fenstern hinüberzustarren. Sein Gesicht war von mir abgewendet, und in seiner Erscheinung gab es kein Merkmal, daran ich ihn hätte erkennen können. Dennoch wußte ich sofort, daß es kein anderer als Gregor Potemkin war, den das Schicksal heute zum zweitenmal in meine Nähe führte, und das Herz schlug mir wieder bis zum Halse. Was konnte ihn von seinen Kameraden hinweg hierher gezogen haben? War es wirklich eine Vermessenheit, zu glauben, daß es der Gedanke an mich gewesen war, der ihm keine Ruhe gelassen hatte? Ich zweifelte nicht, daß er mich trotz meiner Verkleidung erkannt haben mußte, denn er hatte mich ja beinahe berührt, als er vorhin zwischen dem Pferde der Kaiserin und dem meinigen gestanden hatte. Nun mußte er natürlich annehmen, daß ich mit Ihrer Majestät unter dem Dache jenes Hauses weilte, und dieselbe Sehnsucht, von der ich mich verzehrt fühlte, hatte ihn bis unter mein Fenster getrieben. All meine Schwermut war bei diesem Gedanken plötzlich zerstoben und verschwunden. Ich hätte laut aufjubeln können vor Seligkeit, und in einer

Aufwallung freudigen Uebermuts sprang ich empor, um mich behutsam dem ganz Versunkenen zu nähern und ihm die — wie ich in meiner Torheit wähnte — beglückendste Ueberraschung zu bereiten. Bis auf zwei oder drei Schritte war ich ihm nahe gekommen, als der unter meinen Füßen knirschende Sand mich verriet. Er wandte den Kopf, und ich erhielt erst in diesem Augenblick die volle Gewißheit, daß meine Ahnung mich nicht betrogen hatte. Der da vor mir stand und mich mit dem Ausdruck höchsten Erstaunens ansah, war wirklich Gregor Potemkin, der lang aufgeschossene, hagere Knabe von ehedem, der meinen ersten Annäherungsversuch so entmutigend schroff zurückgewiesen hatte. Er erkannte mich jetzt, wie er mich vorhin erkannt hatte, und als er der ersten Ueberraschung Herr geworden war, machte er, wie ich es ja nicht anders erwartet hatte, eine ungestüm rasche Bewegung auf mich zu.

„Gregor!“ jubelte ich auf und streckte ihm meine beiden Hände entgegen. Aber ich wartete vergebens auf den Druck der seinigen. Wie jemand, den eine plötzlich auftauchende häßliche Erinnerung oder ein ernüchternder Gedanke noch im allerletzten Augenblick verhindern, eine beabsichtigte Torheit zu begehen, hatte er die erhobenen Arme sinken lassen; die Züge seines dunkelfarbigen, scharf geschnittenen Antlitzes waren gleichsam erstarrt zu einem Ausdruck kühler Gleichgültigkeit, und statt der stürmischen Begrüßung, für die ich klopfenden Herzens bereit war, hatte er für mich nichts als den unter Offizieren üblichen soldatischen Salut.

„Leutnant Darja Feodorowna — wenn ich nicht irre,“ sagte er in einem Ton, der mich im Ungewissen ließ, ob seine Worte scherzhaft oder sarkastisch gemeint

waren. „Ich beglückwünsche Sie zu Ihrem raschen Avancement, Herr Kamerad!“

Ich hatte kaum noch an die Maskerade gedacht, die der Wille der Kaiserin mir aufgenötigt hatte. Jetzt aber schämte ich mich ihrer wie einer unanständigen Handlung und fühlte mich so verwirrt und gedemütigt, daß meine Augen sich mit Tränen füllten. Nie hatte ich eine Enttäuschung grausamer empfunden als diese; nie hatte ich in so kläglicher Hilflosigkeit einem Manne gegenübergestanden. Ich rang nach Worten einer stolzen Erwiderung, aber ich konnte sie nicht finden. Und es fehlte wahrlich nicht viel, daß ich laut aufweinend die Flucht ergriffen hätte. Aus meinem Verstummen und aus dem Zucken meiner Lippen mußte Potemkin erraten, was in mir vorging, und er war wenigstens barmherzig genug, mir zu Hilfe zu kommen, indem er nach einer kleinen Pause leichten Tones sagte:

„Uebrigens ist es mir eine große Ehre, daß Sie sich meiner unbedeutenden Person nach so langer Trennung noch erinnern. Ich hatte mir keine Rechnung darauf gemacht; denn ich war ja ein Knabe, als wir uns zum letzen Male sahen. Und Sie sind inzwischen zu einer Höhe emporgestiegen, auf der man die Ereignisse und Bekanntschaften einer bescheideneren Vergangenheit leicht vergißt. Als wir dereinst ehrfurchtsvoll zu den Türmen und Kuppeln des Kreml hinübersahen, ließen wir's uns wohl kaum träumen, daß Sie etliche Jahre später die vertraute Freundin einer Kaiserin und die eines für die höchsten Ehrenstellen ausersehenen Günstlings sein würden.“

Er sprach mit vollkommener Höflichkeit, ohne den leisesten Beiklang eifersüchtigen Vorwurfs. Nichts in

seinem glatten und korrekten Benehmen gewährte mir einen Anhalt für die Vermutung, daß meine Liebschaft mit Alexis Orlow ihm jemals Schmerz bereitet oder seinen Zorn herausgefordert hatte. Unverkennbar war es seine Absicht, mir das gleich bei unserer ersten Begegnung so deutlich wie möglich zu zeigen, und es hätte schließlich nicht mehr der allerkleinste Rest weiblichen Stolzes in meiner Seele sein müssen, wenn eine so nachdrücklich betonte Gleichgültigkeit mich meine verlorene Haltung nicht hätte wiederfinden lassen.

„Nein," erwiderte ich mit dem Bemühen, meiner Stimme den kältesten und hochmütigsten Klang zu geben. „Davon ahnte ich in jenen Tagen der kindischen Träume allerdings ebensowenig, wie von der Möglichkeit, Sie unter solchen Umständen wiederzusehen. Wie es scheint, befinden Sie sich auf dem besten Wege, Ihr herrliches Vorbild Menschikow zu erreichen."

Es war ein dummes Wort, das mich schon gereute, sobald es mir über die Lippen geglitten war. Gregor Potemkin sah mich für einen Moment befremdet an, dann ging über sein häßliches und doch so unwiderstehlich fesselndes Gesicht ein feines, ironisches Lächeln.

„Wenn ich das für eine Prophezeiung nehmen darf, so danke ich Ihnen dafür," erwiderte er mit einer artigen Verbeugung. „Das Ziel mag ja noch etwas fern sein; aber ich bin jung, Darja Feodorowna, und ich vertraue auf meinen guten Stern."

Aufs neue gedemütigt durch seinen Spott und durch das peinliche Bewußtsein, diesen Spott mit meiner Ungeschicklichkeit verdient zu haben, machte ich der Szene ein Ende, indem ich mich ohne ein weiteres Wort dem Hause zuwandte. Ohne mich umzusehen, fühlte ich, daß

der brennende Blick seiner dunklen Augen mich verfolgte; aber ich würde nicht zu ihm zurückgekehrt sein, auch wenn er mich mit aller Inbrunst leidenschaftlicher Zärtlichkeit darum angefleht hätte.

---

17. Kapitel.

Das Gold der Morgenröte war noch nicht völlig verblaßt, als wir uns bereits auf dem Weitermarsch nach Peterhof befanden. Katharina, die sehr übernächtig aussah, war ernst und schweigsam. Aber ich konnte mich darüber nicht wundern, nachdem Alexis mir ungefragt erzählt hatte, daß die Kaiserin nicht einen Augenblick geschlafen habe, und daß sie überdies von den nächsten Stunden die letzte und bedeutsamste Entscheidung erwarte. Sie hatte dem Kaiser durch den General Ismailow den Wortlaut der aus Petersburg mitgebrachten, von dem dienstwilligen Teplow aufgesetzten Abdankungsurkunde übersandt und hatte ihn gleichzeitig auffordern lassen, sich „zu seiner eigenen Sicherheit“ ohne jeden Vorbehalt in ihre Hände zu geben. Selbst der zuversichtliche Orlow konnte nicht recht daran glauben, daß Peter sich ohne jeden Versuch eines Widerstandes so tief erniedrigen würde, wie es jetzt von ihm verlangt worden war.

„Diese Abdankungsurkunde,“ sagte er, „die er obendrein vom ersten bis zum letzten Wort eigenhändig niederschreiben soll, ist in ihrer ganzen Fassung sicherlich das Schmachvollste, das man jemals einem Manne zu-

gemutet hat. Und jeder andere an ſeiner Stelle würde die Lage noch lange nicht für verzweifelt genug halten, um ſich der Gegnerin auf Gnade oder Ungnade ergeben zu müſſen." — —

Unter großem Zulauf der Bevölkerung kamen wir in Peterhof an, und die Truppen wurden derart um den Palaſt verteilt, daß man durch einen feindlichen Angriff der Holſteiner, mit dem die Kaiſerin und ihre Vertrauten noch immer rechneten, nicht überrumpelt werden konnte. Bald aber ſollten wir zu unſerer Genugtuung erfahren, daß alle Beſorgniſſe grundlos geweſen waren; denn noch war kaum eine Stunde ſeit unſerem Eintreffen verfloſſen, als Gregor Orlow freudeſtrahlenden Antlitzes in das Gemach Katharinas trat, ein mit dem kaiſerlichen Siegel verſehenes Dokument in der Hand.

„Er iſt da," rief er. „Soeben iſt er mit Eliſabeth Woronzow angekommen, ohne jede militäriſche Begleitung und bereit, ſich allem zu unterwerfen, was Eure Majeſtät über ihn beſchließen werden. Von ſeinem Widerſtande haben Sie nichts mehr zu fürchten."

Er überreichte der Kaiſerin die Abdankungsurkunde, die ſich in der Tat als eine von Peter ſelbſt angefertigte, unveränderte Abſchrift des Teplowſchen Entwurfes erwies. Ich hatte den entthronten Herrſcher gewiß nicht geliebt, und ſein unwürdiges Verhalten hatte mich oft genug mit Abſcheu und Verachtung erfüllt; aber als ich einen Blick in dieſes Dokument geworfen hatte, das man ſeiner Schwäche und Todesangſt abgezwungen, konnte ich mich eines tiefen Mitleids mit dem Unglücklichen nicht erwehren. Mußte er doch mit dürren Worten erklären, daß er während der kurzen Zeit ſeiner Regierung ſeine gänzliche Unfähigkeit und Unwürdigkeit für den er-

habenen Beruf des Herrschers erkannt habe, und daß er in dieser Erkenntnis aus freien Stücken die ihm von Gott anvertraute und so schlecht verwaltete Macht in die Hände der Kaiserin lege. Wenn noch eine letzte schwache Regung des Ehrgefühls in seinem Innern gewesen war, mußte er bei der Niederschrift dieser schimpflichen Urkunde hundertfach alle seine Fehler und Vergehungen gebüßt haben. Und nach dieser demütigen, kampflosen Unterwerfung, über die hinaus es eine tiefere Erniedrigung nicht mehr gab, war nach meinem Empfinden für die glückliche Siegerin der Zeitpunkt gekommen, wo sie allen Versuchungen des Hasses und der Rachsucht Schweigen zu gebieten und nur noch der Stimme verzeihender Großmut Gehör zu schenken hatte. Mit Spannung erwartete ich das erste Wort der Kaiserin, deren Gesicht bei Gregor Orlows Meldung völlig unbewegt geblieben war und die, nachdem sie langsam das inhaltsschwere Dokument durchgelesen, in einem seltsam langen Schweigen verharrte. Endlich hob sie mit einer stolzen Bewegung den Kopf, und mit einer Stimme, deren eisiger Klang mich sonderbar durchschauerte, fragte sie:

„Mit wem hat der Kaiser bis jetzt hier in Peterhof gesprochen?"

„Mit niemandem als mit meinem Bruder und mir. In diesem Augenblick freilich dürfte Graf Panin bei ihm sein, der unmittelbar nach dem Kaiser aus Petersburg ankam und lebhaft wünschte, den Gefangenen zu sehen."

Zwischen Katharinas Brauen erschien die wohlbekannte kleine Unmutsfalte.

„Sie hätten das nicht geschehen lassen sollen, ohne sich zuvor meiner Zustimmung zu versichern. Der ehemalige Kaiser soll hinfort niemanden mehr sehen und

sprechen außer denen, die ich zu ihm schicke. — Die Woronzow befindet sich noch in seiner Gesellschaft?"

Orlow bejahte.

„Er hat mich unter Tränen angefleht, ihn nicht von ihr zu trennen. Daß er seine Freundin, seinen Affen und seine Geige behalten dürfe, sei alles, was er von der Großmut Eurer Majestät zu erbitten wage. Und ich denke," fügte er lachend hinzu, „diese bescheidenen Wünsche könnte man ihm wohl erfüllen."

Aber die Kaiserin schüttelte steinernen Antlitzes den Kopf. „Er mag sich mit dem Affen und mit der Geige begnügen," erklärte sie hart. „Elisabeth Woronzow aber soll auf der Stelle aus seiner Nähe entfernt werden. Ich will, daß er sie niemals wiedersieht."

Die Fürstin Daschkow, die sich bis jetzt ebenso schweigsam verhalten hatte wie ich, wandte sich hastig gegen die Kaiserin.

„Eure Majestät beabsichtigen, ein Strafgericht über meine unglückliche Schwester zu halten?"

„Nein. Es soll ihr kein Leid geschehen. Ich werde mich damit begnügen, sie von meinem Hofe zu verbannen und ihr einen Gatten auszusuchen, der für sie paßt. Eine Fortsetzung des skandalösen Verhältnisses mit meinem Gemahl aber kann ich selbstverständlich nicht dulden. Gregor Gregorjewitsch, rufen Sie mir den Grafen Panin."

Ich glaube, daß die Daschkow von dem Benehmen der Kaiserin nicht weniger überrascht und befremdet war wie ich; denn sie, der es an Dreistigkeit sonst wahrlich nicht gebrach, wagte kein einziges Wort, bis der Gerufene eintrat, den Katharina, wie es schien, zu ihrem bevorzugten Ratgeber ausersehen hatte.

„Sie waren bei dem Kaiser?“ redete ihn die Herrscherin an. „Wie haben Sie ihn gefunden?“

„In der kläglichsten Verfassung. Er weint unaufhörlich, weil er davor zittert, daß man ihm das Schicksal der Braunschweiger bereiten könne. Seitdem er den Prinzen Iwan Antonowitsch in Schlüsselburg besucht hat, macht er sich von den Schrecknissen solcher Gefangenschaft die furchtbarsten Vorstellungen.“

Ueberrascht hatte die Kaiserin aufgeblickt.

„Er hat ihn besucht? Davon weiß ich kein Wort.“

„Der Kaiser wünschte damals ausdrücklich, daß Eure Majestät nichts davon erführe, weil er fürchtete, daß es ihm als ein Beweis schwachmütiger Sentimentalität ausgelegt werden könnte. Er trug sich im Anfang seiner Regierung sogar mit der Absicht, dem Gefangenen von Schlüsselburg die Freiheit wiederzugeben und ihn nach Deutschland zu schicken.“

„O, ich glaube wohl, daß er fähig gewesen wäre, auch diese Torheit zu begehen. Als wenn man sich nicht glücklich schätzen müßte, einen gefährlichen Prätendenten in sicherem Gewahrsam zu wissen. Es gibt Leute genug, die der Meinung sind, daß man noch viel gründlicher zu Werke gehen sollte, um solche Personen unschädlich zu machen.“

Der Graf stutzte. Er schien in den Worten der Kaiserin einen verborgenen Sinn zu ahnen, der ihn mit Bestürzung erfüllte.

„Dem Prinzen Iwan Antonowitsch gegenüber ist die erhabene Vorgängerin Eurer Majestät doch wohl gründlich genug verfahren,“ sagte er sehr ernst. „Daß er sein Leben in einem unterirdischen Kerker vertrauern

muß, ist jedenfalls eine nicht allzu gelinde Strafe für das Verbrechen, im Säuglingsalter den Zarentitel geführt zu haben."

„Ich bin erstaunt, Graf Panin, solche Worte aus dem Munde eines Staatsmannes zu hören. Gute Politik macht man mit dem Verstande, nicht mit dem Gefühl."

„Eure Majestät haben vollkommen recht. Um gute Politik zu machen, darf man sich nach meinem Dafürhalten ebensowenig von dem Gefühl der Furcht wie von dem des Hasses leiten lassen. Und der nüchterne Verstand wird immer zu allererst den Rat erteilen, die Gebote der Menschlichkeit nicht zu mißachten."

Katharina war von der Zurechtweisung offenbar empfindlich getroffen; aber sie wußte sich zu beherrschen. Mit einer leicht abwehrenden Handbewegung sagte sie in etwas gezwungener Freundlichkeit:

„Ich hoffe, lieber Graf, daß Sie nicht nach Peterhof gekommen sind, um mit mir zu streiten. Es handelt sich jetzt ja auch nicht um den sogenannten Zaren Iwan Antonowitsch, dessen Schicksal ich nicht verschuldet habe, sondern um den ehemaligen Kaiser. Sie werden mir schwerlich raten wollen, ihn im Genuß seiner Freiheit zu belassen, damit er morgen oder übermorgen an der Spitze eines Haufens von zusammengelaufenen Abenteurern das Unglück eines Bürgerkrieges über Rußland heraufbeschwört."

„Solchem Unglück vorzubeugen, muß allerdings die vornehmste Sorge Eurer Majestät sein. Und von Ihrem Edelsinn dürfen wir ja auch mit Gewißheit erwarten, daß Sie die Gefangenschaft Ihres Gemahls zu einer milden und erträglichen machen werden."

„Ich weiß nicht, ob er darauf bedacht gewesen wäre, meine Gefangenschaft erträglich zu machen, wenn alles nach seinen Wünschen gegangen wäre. Aber ich will mich nicht dem Verdacht aussetzen, als ob ich mich, wie Sie sagen, von Gefühlen des Hasses leiten ließe. Bis man in Schlüsselburg eine angemessene Unterkunft für ihn hergerichtet hat, mag er in das Schlößchen zu Ropscha gebracht werden. Es soll ihm an nichts fehlen außer an seinen Soldaten und seiner Geliebten. Und wie ich ihn kenne, zweifle ich nicht, daß er sich sehr bald mit seinem Schicksal abgefunden haben wird."

„Und wem gedenken Eure Majestät die Sorge für die Sicherheit seiner Person anzuvertrauen?" fragte Panin.

Die Kaiserin dachte eine Weile nach, dann ging sie an ihren Schreibtisch und warf mit hastigen Federzügen einige Namen auf ein Blatt Papier, das sie dem Grafen überreichte. Er las sie mit lauter Stimme ab, wie um jedem Mißverständnis vorzubeugen, das möglicherweise durch die etwas undeutliche Handschrift Katharinas entstehen konnte.

„Fürst Theodor Bariatinski, Leutnant Baskakow, Kapitän Passek, Alexis Orlow. — Wollen die Gnade Eurer Majestät mir eine untertänige Bitte gestatten?"

„Eine Bitte — gewiß, Graf Panin."

„Sie geht dahin, daß Eure Majestät geruhen mögen, den Namen des Kapitäns Passek zu streichen."

„Warum das? Er hat sich als einer meiner treuesten und zuverlässigsten Anhänger erwiesen. Und ich beabsichtige ihm durch diesen Beweis meines Vertrauens eine kleine Genugtuung zu bereiten für die Leiden, die er um meinetwillen hat erdulden müssen."

„Ich mißgönne ihm diese Genugtuung gewiß nicht; aber die Gnade Eurer Majestät würde sicherlich leicht eine andere, weniger gefährliche Form dafür finden."

„Gefährlich? — Inwiefern?"

„Man hat mir erzählt, daß der Hauptmann Passek, sobald man ihn in das Geheimnis der Verschwörung eingeweiht hatte, mit wahrer Leidenschaft darauf bestand, den Kaiser meuchlings zu ermorden. Mit Mühe nur konnte man ihn überreden, von der Ausführung dieses verbrecherischen Vorhabens abzustehen."

Das Gesicht einer Marmorstatue hätte nicht starrer und kälter sein können als das der jungen Kaiserin.

„Nun — und was weiter? Sagte ich Ihnen nicht bereits, daß er sich als einer meiner treuesten Anhänger erwiesen habe? Unter der Obhut eines Mannes, der bereit war, soviel für mich zu wagen, wird der ehemalige Kaiser am sichersten davor bewahrt bleiben, sich durch ein feindseliges Unternehmen gegen mich vollends ins Unglück zu stürzen."

„Eure Majestät wollen mich also ermächtigen, dem Kapitän Passek zu sagen, daß er mit seinem Kopfe für das Leben des Gefangenen haftet?"

„Weshalb wollen Sie sich durchaus mit der Sorge um diese Dinge belasten, mein lieber Graf? Niemand denkt daran, Ihnen die Verantwortung für das Schicksal meines Gemahls aufzubürden. Sollten Sie bei der Unberechenbarkeit aller künftigen Dinge nicht herzlich froh sein, sie anderen überlassen zu dürfen?"

Gregor Orlow trat wieder ein, unangemeldet und geräuschvoll, wie er sich's im Bewußtsein seiner Allmacht seit der Thronbesteigung Katharinas angewöhnt hatte. Und da sich die Kaiserin sogleich an ihn wandte, um ein

lebhaftes Gespräch über ein anderes Thema zu beginnen, mußte Panin wohl oder übel auf eine Antwort verzichten, wieviel er auch noch auf dem Herzen zu haben schien. Ehe er sich zurückzog, machte er mir ein Zeichen mit den Augen, das ich nur als eine Aufforderung deuten konnte, ihm zu folgen, und die Unruhe, in die das sonderbare Verhalten der Kaiserin mich versetzt hatte, ließ mich dieser Aufforderung ohne weiteres Folge leisten.

Der Minister, der im Vorzimmer auf mich gewartet hatte, trat hastig an meine Seite und flüsterte mir zu:

„Ich fürchte das Schlimmste für den Unglücklichen, den man jetzt nach dem abgelegenen Ropscha bringen wird. In der Umgebung Ihrer Majestät befinden sich Personen, die den gestürzten Gegner sobald wie möglich für immer beseitigt sehen möchten. Aber diese Ratgeber vergessen, daß wir heute nicht mehr in dem Rußland Peters I. oder Iwans des Schrecklichen leben. Alle, die es mit der Kaiserin aufrichtig gut meinen, sollten sich vereinigen, die unheilvollen Pläne jener Verblendeten zu vereiteln."

Aus tiefstem Herzen stimmte ich ihm zu; aber ich begriff nicht, weshalb er sich gerade an mich gewendet hatte, die ich doch vollkommen ohnmächtig war, irgend etwas zu verhindern. Ich sagte ihm das; aber er schüttelte den Kopf, und indem er wie beschwörend seine Hand auf meinen Arm legte, sprach er weiter:

„Sie haben soeben die Namen der Wächter gehört, die die Kaiserin ihrem gefangenen Gemahl bestellt hat. Außer dem Fürsten Bariatinski, seinem bisherigen Adjutanten, ist unter ihnen keiner, der nicht von den feindseligsten Empfindungen für den entthronten Kaiser beseelt wäre. Der Kapitän Passek und der Leutnant Baskakow sind Männer, die einer glänzenden Laufbahn zu-

liebe unbedenklich alles tun würden, was man von ihnen verlangt. Auf ihre eigene Hand und ihre eigene Verantwortung aber werden sie schwerlich etwas wagen, was sie rettungslos dem Henker überliefern müßte, sofern es nicht den Allerhöchsten Absichten entspräche. Wenn ein Verbrechen geschähe, würde man sie immer nur als die ausführenden Werkzeuge betrachten müssen; den Befehl dazu aber würden sie von einem andern empfangen haben. Und dieser andere ist es, den ich am meisten fürchte."

Ich fühlte, wie ich unter seinem Blick erbleichte, und meine Knie bebten.

„Es — es ist — Alexis Orlow, an den Sie dabei denken?" brachte ich mit Anstrengung heraus.

„Die Brüder Orlow sind Ihrer Majestät mit Leib und Seele ergeben. Und nach der überschwenglichen Dankbarkeit, die ihnen die Kaiserin bekundet, müssen sie sich wohl für die eigentlichen Urheber dieses so überraschend glücklich gelungenen Staatsstreiches halten. Sie wissen, daß sie auf diese Dankesschuld hin alles, selbst das Vermessenste, wagen dürften. Ich würde mich also nicht wundern, wenn sie sich versucht fühlten, für unsere erhabene Herrscherin noch weiter eine Art von schützender Vorsehung zu spielen."

„Aber ich — mein Gott! — was könnte ich dabei tun? Alexis Orlow ist nicht der Mann, der sich von einem Mädchen beeinflussen oder in seinen Entschlüssen wankend machen ließe."

„Ich kann Ihnen nicht raten, was Sie tun sollen. Aber ich bin allerdings überzeugt, daß eine kluge Frau niemals ohne Einfluß ist auf den Mann, der sie liebt. Da ist keiner unter uns armen Adamssöhnen, der

das nicht schon oft genug an sich selber hätte erfahren müssen."

Er mochte in der Tat ausgiebige Gelegenheit gehabt haben, derartige Erfahrungen zu machen; denn seine Schwäche für das weibliche Geschlecht war schon zu der Zeit, da er von seinem Gesandtenposten in Stockholm nach Petersburg zurückgekehrt war, am kaiserlichen Hofe ebensoviel bespöttelt und bewitzelt worden wie seine Leidenschaft für das Spiel, seine Freude an guten, lang ausgedehnten Mahlzeiten und seine erstaunliche Schlafluft. Er war ein kluger Mann, ein angenehmer Gesellschafter und ein vortrefflicher Charakter — einer der sehr wenigen durchaus unbestechlichen Beamten, denen ich während meines Lebens am Hofe zu begegnen Gelegenheit hatte; aber er war auch einer der bequemsten und trägsten Menschen, die mir jemals vorgekommen sind. Keine Staatsangelegenheit war so bedeutsam und wichtig, daß sie seine Gemütsruhe für längere Zeit zu beeinträchtigen vermocht hätte. Und wenn ich ihn an diesem Tage schon so gut gekannt hätte, wie ich ihn später kennen lernte, so würde ich auch gewußt haben, daß er mit seiner der Kaiserin vorgetragenen Bitte und mit der an mich gerichteten Mahnung alles als getan ansah, was er in dieser Sache seinem Gewissen und den Pflichten seines neuen Amtes schuldig zu sein glaubte.

Mir aber hatten seine Worte einen Feuerbrand der Aufregung und der Angst in die Seele geworfen, der mich schier zu verzehren drohte. Ich ahnte ja nicht, was ich tun sollte; aber ich fühlte, daß es meine Pflicht sei, irgend etwas zu versuchen. Ich bemühte mich, Alexis Orlow zu finden, aber überall fragte ich vergebens nach ihm. Das Schloß hatte sich inzwischen mit einer Unmenge von

Würdenträgern und Höflingen gefüllt, die aus Petersburg herübergekommen waren, und bei jedem Schritt wurde ich von irgend jemandem angehalten, dessen Neugier ich befriedigen sollte. Dabei erschöpften sich die Herren in Komplimenten über mein Aussehen, denn ich trug noch immer die Uniform, in die mich die Kaiserin gesteckt hatte. Unsere Verkleidung, wie dieser nächtliche Zug überhaupt, schienen mir jetzt unsagbar abgeschmackt und lächerlich. Ich fing an, zu bezweifeln, daß Katharina bei diesem Unternehmen ernstlich mit der Möglichkeit eines Widerstandes gerechnet hatte, und ich war sehr geneigt zu glauben daß es ihr nur um einen Theatercoup zu tun gewesen war, durch den sie den Soldaten wie dem Volke hatte imponieren wollen. Alles, was ich in der Folge beobachten konnte, war denn auch nur danach angetan, mich in dieser Auffassung zu bestärken.

Natürlich fragte jeder zuerst nach dem Kaiser, und jeder hatte den Wunsch, ihn zu sehen — wie man etwa einen gefangenen Bären hinter den sicheren Gitterstäben seines Käfigs zu sehen wünscht. Aber der Unglückliche befand sich unter strenger Bewachung in dem abgelegensten Teil des Schlosses, und von einem Offizier, der aus jenem Flügel kam, erfuhr ich endlich, daß neben einigen anderen auch Alexis Orlow bei ihm sei, und daß die Herren sich eben zu einem Diner niedergesetzt hätten, dessen einzelne Gänge ebenso wie die dazu gehörigen Weine von Peter selbst bestimmt worden waren.

„Seitdem er gehört hat, daß er nicht nach Schlüsselburg, sondern nach Ropscha gebracht werden soll, und daß man ihn dort mit allen seiner Stellung gebührenden Rücksichten behandeln wird, hat er sich schon beinahe getröstet," erzählte mir der Offizier, „und er hat sich sogleich

niedergesetzt, um einen Dankbrief an die Kaiserin zu schreiben, den ich Ihrer Majestät soeben überbringen will."

Was der Mann sagte, dünkte mich schier unglaublich, und dennoch war es die lautere Wahrheit. Von dem Augenblick an, wo er aufgehört hatte, um sein Leben zu zittern, beschäftigten den entthronten Monarchen nur noch die kleinen Sorgen um sein künftiges Behagen. Er erkundigte sich ängstlich nach der Zahl der Diener in Ropscha und wünschte vor allem zu wissen, wie es dort um Küche und Keller bestellt sein würde. Jede verheißungsvolle Zusage, die man ihm nach dieser Richtung hin machte, erfüllte ihn mit Freude und tiefster Dankbarkeit. Wenn sich die Kaiserin in dieser Stunde herbeigelassen hätte, ihn zu sehen, würde er sich ihr sicherlich zu Füßen geworfen und würde voll knechtischer Rührung die Hände geküßt haben, die ihm soeben eine Krone vom Haupt gerissen.

Während sich in den Gemächern Ihrer Majestät alles zu einem feierlichen Huldigungsakt vereinigte, warf ich in irgendeinem Winkel, wo ich glücklich ein Schreibgerät entdeckt hatte, einige Zeilen auf ein Blatt Papier, faltete es zusammen und schickte es durch einen zuverlässigen Diener an Alexis Orlow. Mein Billett enthielt die dringende Bitte, mir sofort eine Unterredung zu bewilligen, da ich ihm Wichtiges mitzuteilen hätte. Ich hatte ihm das Gemach bezeichnet, in dem ich ihn erwarten würde; aber Viertelstunde auf Viertelstunde verstrich, ohne daß er erschienen wäre. Schon hielt ich mich überzeugt, daß der Brief gar nicht in seine Hände gelangt sei, als ich endlich im Nebenzimmer seine laute, dröhnende Stimme hörte. Sein Lachen verriet, daß er sich in sehr

guter Laune befand, und als ich die Türe öffnete, weil die Unterhaltung für meine angstvolle Ungeduld viel zu lange währte, sah ich ihn in zärtlichstem Getändel mit einem hübschen jungen Kammerfräulein, das der Zufall ihm in den Weg geführt hatte. Sein Gesicht war hoch gerötet, und seine Augen glitzerten, wie immer, wenn er unmäßig getrunken hatte. Ich erkannte auf den ersten Blick, daß dies der unglücklichste Moment war, um über ernste Dinge mit ihm zu reden. Aber ich mußte es nichtsdestoweniger versuchen, und weil ich ihn nicht aufbringen wollte, ließ ich geduldig seine Liebkosungen über mich ergehen, die rohen Liebkosungen eines betrunkenen Korporals, doppelt widerwärtig durch die Atmosphäre von Wein- und Tabakdunst, die ihn umgab.

Er fragte scherzend, worin denn nun eigentlich meine hochwichtigen Neuigkeiten bestünden, und ich wußte mir nicht anders zu helfen, als damit, daß ich ihm rückhaltlos die Befürchtungen mitteilte, denen Graf Panin mir gegenüber Ausdruck gegeben. Für einen Augenblick schien es, als ob er heftig aufbrausen wollte; dann aber brach er in ein rauhes, weithin dröhnendes Lachen aus.

„Und dies Altweibergeschwätz macht dich zittern wie ein Kälbchen unter den Händen des Metzgers?“ fragte er belustigt. „Sage dem feisten Schlemmer in meinem Namen, daß er sich gefälligst um seine eigenen Geschäfte kümmern möge, nicht um die Geschäfte anderer Leute. Sage ihm, daß es in Zeiten gleich den gegenwärtigen für keinen ratsam sei, seine Nase in Dinge zu stecken, die ihn nichts angehen. Die Kaiserin weiß, daß sie Minister und Aktenschmierer auf allen Straßen finden kann, während sie nach Leuten von unserm Schlage lange suchen müßte. Nicht Panin und seinesgleichen haben sie auf

den Thron gehoben, ſondern wir Orlows — wir ganz allein. Und darum werden wir auch weiterhin tun, was wir für gut und richtig halten, unbekümmert um die Meinung der Schulmeiſter und Aktenwürmer."

Ich wagte keine Gegenvorſtellungen mehr, weil ich einſah, daß ſie in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande ganz nutzlos ſeien, und außerdem hatte er ſchon jetzt laut genug geſprochen, um zwei Zimmer weit gehört und verſtanden zu werden. Aber ich gab noch nicht alle Hoffnung auf, eine beruhigende Zuſage von ihm zu erhalten, ſobald ich ſie unter für mich günſtigeren Umſtänden verlangen würde. So ſtark auch in dieſem Augenblick mein Widerwille gegen ihn ſein mochte, bat ich ihn doch, dafür zu ſorgen, daß wir in dieſer Nacht einige Stunden ungeſtört miteinander verbringen könnten. Und er verſprach es mit der Bereitwilligkeit, die er ſolchen Einladungen gegenüber ſtets an den Tag legte. Offenbar war es ihm ſehr angenehm, daß ich ihn jetzt nicht länger feſthielt; denn er beeilte ſich, nach einem ſehr flüchtigen Abſchied an die Tafel des ehemaligen Kaiſers zurückzukehren, wo er ſeinen brutalen Launen heute jedenfalls nach Herzensluſt die Zügel ſchießen laſſen konnte. —

Einige Stunden ſpäter, als ich im Toilettenzimmer der Kaiſerin mit Ungeduld darauf wartete, aus dem Munde Ihrer Majeſtät das Wort zu vernehmen, das mich für heute entließ, erſchien Gregor Orlow, um zu melden, daß der Kaiſer ſoeben in Begleitung der ihm zu Hütern beſtellten Perſonen die Fahrt nach Ropſcha angetreten habe. Lachend fügte er hinzu, daß Peter mit ſeinem Bruder Alexis während des heutigen Diners innige Freundſchaft geſchloſſen und nachdrücklich darauf beſtanden habe, ihn auch während der Reiſe an ſeiner

Seite zu behalten. Die heiß erſehnte Gelegenheit, noch einmal mit Alexis zu reden, war für mich alſo unwiederbringlich verloren, und mir blieb nichts anderes mehr übrig, als in ohnmächtiger Angſt die weitere Entwickelung der Dinge abzuwarten.

18. Kapitel.

Die Komödie von Katharinas Kriegszug gegen ihren Gemahl ging ebenſo theatraliſch zu Ende, wie ſie begonnen hatte. In ihrer Uniform eines Gardeoffiziers an der Spitze der Truppen reitend, hielt die Kaiſerin am folgenden Tage unter ungeheurem Jubel des Volkes ihren zweiten Einzug in die Hauptſtadt des von ihr nun unumſchränkt beherrſchten Reiches. Die von Peter unterzeichnete Abdankungsurkunde wurde öffentlich bekannt gemacht, und auch diejenigen, die in vorſichtiger Erwartung einer möglichen Wendung der Dinge bisher noch gezögert hatten, ſich offen zu der Partei der Kaiſerin zu bekennen, hatten es nun ſehr eilig, der neuen Gewalthaberin ihre Huldigung darzubringen. Namentlich der Armee ſchien ſich ein wahrer Taumel bemächtigt zu haben, und es kam in dieſen Tagen zu allerlei wüſten Ausſchreitungen der Soldaten. Die Keller der Weinhändler und die Vorräte der Branntweinverkäufer wurden geplündert, und es herrſchte eine allgemeine Betrunkenheit, von deren Folgen ſich nur der eine Vorſtellung machen kann, der jemals Gelegenheit hatte, Horden von berauſchten ruſſiſchen Soldaten in ihrem Tun und Trei-

ben zu beobachten. Katharina ſelbſt erhielt davon eine kleine Probe, als in der Nacht nach ihrer Rückkehr die Mannſchaften des Ismailowſchen Regiments vor das Sommerpalais rückten und ſtürmiſch verlangten, die Kaiſerin zu ſehen. Irgend jemand hatte das Gerücht verbreitet, Ihre Majeſtät ſei gewaltſam entführt worden, um an den „Erzfeind“, den König von Preußen, ausgeliefert zu werden, und ſo feſt glaubten die Betrunkenen an die Wahrheit dieſes unſinnigen Gerede, daß die Offiziere, die ſie beruhigen und zum Abzug bewegen wollten, in ernſtliche Gefahr gerieten, von den Aufgeregten, die ſich wie toll gebärdeten, erſchlagen zu werden. Es blieb nichts anderes übrig, als die erſchöpfte Kaiſerin zu wecken, die wieder ihre Offiziersuniform anlegen und ſich den Soldaten zeigen mußte. Nachdem ſie durch das Geſchrei der wilden Horde wohl ein Dutzend mal genötigt worden war, auf den Balkon hinauszutreten, wandte ſie ſich totenbleich und unter Tränen des Zornes an die im Sommerpalais verſammelten Generale, um zu fragen, ob man ſie zur Kaiſerin gemacht habe, damit trunkene Soldaten nach ihrem Gefallen mit ihr umgehen dürften. Keiner der verlegen dreinſchauenden Herren fand eine Antwort, denn allen fehlte es an Mut, ſich unter die Tobenden zu wagen, deren heulender Begeiſterungsjubel ſich raſch in ſinnloſe Wut verwandeln konnte. Gregor Orlow allein, obwohl er ſeinem militäriſchen Range nach noch immer nur ein einfacher Leutnant war, zeigte ſich bereit, die Leute zur Vernunft zu bringen. Lachenden Antlitzes begab er ſich auf den Platz vor dem Palais hinab; man hörte ſeine ſtarke, wohllautende Stimme, und innerhalb weniger Minuten war es dem unwiderſtehlichen Einfluß ſeiner zugleich gebietenden und gewinnen-

den Persönlichkeit gelungen, die Disziplin soweit wiederherzustellen, daß sich die Leute unter Hochrufen auf die Kaiserin in ihre Kaserne zurückbegaben. Man mag sich leicht vorstellen, wie sehr solche Beweise von Kaltblütigkeit und mannhafter Unerschrockenheit geeignet waren, das Ansehen des jungen Günstlings in den Augen der Kaiserin zu erhöhen und ihn mit dem Nimbus eines Heros zu umgeben, zu dem sie in geradezu demütiger Verliebtheit emporblickte.

Wenn Herrscher, die durch eine Revolution oder einen Staatsstreich auf den Thron gelangt sind, sonst gewöhnlich damit anfangen, sich an ihren früheren Widersachern zu rächen, so befolgte Katharina sehr zu ihrem Vorteil eine gerade entgegengesetzte Politik. Schon die Milde, mit der sie trotz aller ihr widerfahrenen Beleidigungen die Favoritin ihres Gatten behandelt, hatte ihr eine allgemeine Bewunderung ihrer Großmut eingetragen. Und ein gleiches Verhalten beobachtete sie nun während der nächsten Tage gegen alle, die ihr vor der Thronbesteigung Beweise einer feindseligen Gesinnung gegeben hatten. Es gab unter ihnen sicherlich nicht wenige, die während der großen Umwälzung für ihre Freiheit, wenn nicht für ihr Leben gezittert hatten und die nun durch die kaum erhoffte Hochherzigkeit der Monarchin aus ihren Widersachern zu ihren begeistertsten Lobrednern und ergebensten Dienern gemacht wurden. Ein besonders rührendes Beispiel für diesen aus innerstem Herzensantrieb erfolgten Wechsel der Gesinnung bot für mich der greise Feldmarschall Münnich, ein Mann, dem ich den Zoll höchster Achtung niemals habe versagen können. Peter III. hatte gleich vielen anderen auch diesem Verbannten nach beinahe zwanzigjährigem Aufenthalt in Sibirien die Frei-

heit wiedergegeben und hatte ihn an seinen Hof gezogen, wo er einer seiner ersten und gewiß nicht einer seiner schlechtesten Ratgeber geworden war. Hätte der Kaiser Mut und Charakter genug gehabt, auch in den kritischen Tagen dem Rat dieses tapferen Mannes zu folgen, so würde Katharinas Auflehnung vielleicht einen ganz anderen Abschluß gefunden haben. Bis zum letzten Augenblick hatte er versucht, den Kaiser zu energischem Widerstand zu bewegen, und es hatte nicht an eifrigen Zuträgern gefehlt, die der Herrscherin getreulich jedes gegen sie und ihr hochverräterisches Unternehmen gesprochene Wort des alten Marschalls wiederholten. Niemand erwartete darum jetzt etwas anderes als seine sofortige Verhaftung. Man war schon sehr überrascht, als nichts derartiges geschah, aber es erregte vollends das höchste Erstaunen, als die Kaiserin Münnich zu sich rufen ließ, ihn sehr huldvoll empfing und die Hoffnung aussprach, seine bewährten Dienste dem Vaterlande auch fernerhin erhalten zu sehen. In tiefer Bewegung küßte der greise General Katharinas Hand und gelobte, ihr bis zum letzten Atemzuge alle seine Kräfte zu widmen. Am nächsten Tage schon unterbreitete er ihr einige tiefgreifende Reformvorschläge, für die er vergebens die Zustimmung Peters III. zu erlangen versucht hatte, und liebenswürdig wie immer versprach die Kaiserin, diese Vorschläge ernstlich in Erwägung zu ziehen. In Wahrheit aber war es ihr in diesem Fall wie in so vielen anderen einzig darum zu tun gewesen, einen Gegner zu versöhnen. Dem Feldmarschall eine einflußreiche Stellung einzuräumen, war sie von vornherein ebensowenig gesonnen gewesen, als sie daran dachte, dem Großkanzler Woronzow, dem sie ebenfalls großmütig verziehen hatte, noch ferner einen

Einfluß auf die Gestaltung der politischen Angelegenheiten zu gestatten. Als er ihr nach der formellen Abdankung Peters den vorher verweigerten Huldigungseid geleistet, hatte sie den Großkanzler gebeten, auf seinem Posten zu verbleiben; aber sie hatte mit voller Sicherheit vorausgesehen, daß er sehr bald selbst den Wunsch haben würde, einen Platz zu verlassen, auf dem er nichts anderes sein durfte, als eine von dem Minister Panin und von Gregor Orlow geleitete Marionette. Eine ähnliche Enttäuschung war auch Münnich vorbehalten; denn statt, wie er es gehofft hatte, zur Ausführung seiner staatsrechtlichen Reformpläne berufen zu werden, erhielt er die Ernennung zum Generaldirektor der Ostseehäfen — eine Auszeichnung, die zwar nach außen hin als eine hohe Ehre und ein Beweis wohlwollender Gesinnung erschien, dem Ernannten aber in Wahrheit jede Einwirkung auf die öffentlichen Angelegenheiten entzog.

Auch die Schuwalows erfuhren keinerlei Unbill; ja die Kaiserin war sogar geflissentlich bemüht, ihnen allerlei Beweise ihrer Achtung und ihrer huldvollen Gesinnung zu geben. Da aber Iwan Schuwalow sehr gut wußte, daß sie ihn früher oft genug einen erbärmlichen Intriganten und ausgemachten Schurken genannt hatte, und da sein Vetter, der ehemalige Oberhofmeister des Großfürstenpaares, nur sein eigenes Gewissen zu befragen brauchte, um sich eine Vorstellung von der wahren Gesinnung der Kaiserin zu machen, so zogen es diese Herrschaften doch vor, dem höfischen Leben fortan nach Möglichkeit fernzubleiben und sich an dem Genuß der unter Elisabeths Regierung zusammengescharrten Reichtümer genügen zu lassen.

War Katharina großmütig gegen ihre Feinde, so

wurde sie geradezu zu einer Glücksgöttin für alle, die sich in schweren Zeiten als ihre Freunde erwiesen hatten. Ein Goldregen, wie man ihn selbst am verschwenderisch freigebigen russischen Hofe nie zuvor erlebt hatte, ergoß sich über die Teilnehmer und Helfer der letzten Ereignisse. So erhielt Gregor Orlow eine Anweisung auf 50 000 Rubel, während sich die Fürstin Daschkow unter dem Vorwande, davon die Schulden ihres Mannes bezahlen zu wollen, 25 000 Rubel erbeten hatte. Graf Panin, Kyrill Rasumowski und der Fürst Wolkonski wurden mit einer lebenslänglichen Pension von jährlich 5000 Rubeln belohnt, während einer großen Anzahl minder hervorragender Verschwörer außer einer dauernden Pension von 2000 Rubeln je 600 Bauern zufielen. Die Zahl der einmaligen kleineren Belohnungen war eine ungeheure; man sprach von 800 000 Rubeln oder noch mehr. Allerdings möchte ich sehr bezweifeln, daß alle von Katharina so fürstlich bedachten Personen auch wirklich in den Besitz der ihnen zugewiesenen Summen gelangt seien. Denn in den Staatskassen herrschte eben jetzt eine sehr bedenkliche Ebbe, und es ist in meinem Vaterlande immer ein großer Unterschied gewesen zwischen den kaiserlichen Geschenken, die einem versprochen werden, und denen, die man wirklich erhält.

Was meine eigene unbedeutende Person betraf, so erhob ich selbstverständlich keinen Anspruch darauf, von meiner Herrin unter diejenigen gerechnet zu werden, denen sie für ihre Thronerhebung Dank schuldig war. Ich würde mich also auch nicht beklagt haben, wenn man mich bei der Verteilung der Belohnungen ganz vergessen hätte. Aber es mußte mich wohl mit einiger Bitterkeit erfüllen, daß die Kaiserin jedesmal, wenn sie

meiner ansichtig wurde, von einem ganz besonderen und außerordentlichen Huldbeweis sprach, den sie für mich aufgespart habe, und daß ich mein Leben lang auf diesen Huldbeweis vergeblich habe warten müssen — es sei denn, daß ich den Gatten, den ihr Wille mir bald nachher aufzwang, als die verheißene Gnade hätte ansehen wollen — eine Auffassung, zu der ich mich bei aller Ergebenheit gegen Ihre Majestät denn doch niemals habe aufschwingen können. —

Meinen Jugendfreund Gregor Potemkin hatte ich zunächst nicht wiedergesehen. Er machte von der Erlaubnis, bei Hofe zu erscheinen, in diesen aufgeregten Tagen keinen Gebrauch, und die Kaiserin war von so vielen wichtigeren Dingen in Anspruch genommen, daß sie sich unmöglich des bescheidenen jungen Leutnants erinnern konnte, dem sie in einem flüchtigen Wohlgefallen an seiner chevalereskeu Art befohlen hatte, sich bei ihr zu melden.

Auch von Alexis Orlow, der freilich nie ein fleißiger Briefschreiber gewesen war, erhielt ich während der nächsten Tage kein Lebenszeichen. Aber am Hofe erzählte man sich, daß es in Ropscha sehr lustig herginge, daß der entthronte Kaiser während des ganzen Tages betrunken sei und sich mit der jähen Wendung seines Geschickes vollkommen abgefunden zu haben scheine. Katharina erwähnte ihres Gatten niemals; aber sie war, nachdem sie einen kurz währenden Zustand tiefer Ermüdung überwunden hatte, von so sonniger Heiterkeit und so liebenswürdig gütigem Wesen, daß meine durch Panin geweckten Befürchtungen mehr und mehr verblaßten. Wie wäre es auch möglich gewesen, hinter der ruhigen weißen Stirn dieser Frau, die unwiderstehlicher denn je alles in den

Bann ihrer bestrickenden Persönlichkeit zwang, den Plan zu dem fluchwürdigsten aller Verbrechen zu vermuten! —

Es war am Abend des 5. Juli, und ich hatte mich eben für die kaiserliche Abendgesellschaft angekleidet, bei der sich eine halbe Stunde später in den prunkvollen Sälen des Sommerpalais wiederum der ganze Hofstaat und alle Träger der ersten Würden zusammenfinden sollten. Mit einem Auftrage fortgeschickt, hatte sich meine Zofe entfernt, und ich stand vor dem Spiegel, um noch etwas Rot aufzulegen, als der durch das ungestüme Aufreißen und Zuschlagen einer Tür entstandene Luftzug meine nackte Schulter streifte. Ich wandte mich um und ließ in jähem Erschrecken die Puderquaste fallen; denn nie hatte ich Entsetzlicheres gesehen als den Mann, der da inmitten des kleinen Zimmers vor mir stand. Seiner Gestalt und seinen Gesichtszügen nach war es Alexis Orlow. Aber diese Gesichtszüge waren so grauenhaft verzerrt, daß sie ihm das Aussehen eines mir völlig Fremden gaben. In wirren Strähnen klebte das Haar an seinen schweißbedeckten Schläfen, und seine Brust arbeitete keuchend, wie die eines fast zu Tode gehetzten Wildes.

„Alexis!“ schrie ich auf, indem ich wie zu unwillkürlicher Abwehr meine Hände gegen ihn ausstreckte, denn meine erste Empfindung war die, einen Wahnwitzigen vor mir zu haben, von dem ich einen mörderischen Angriff befürchten müsse. Aber er rührte sich nicht. Nur seine blutunterlaufenen Augen irrten wild im Zimmer umher, und unverständliche, halb tierische Laute rangen sich aus seiner Kehle. Ich sah, daß er von den Stiefeln bis zu den Schultern hinauf mit Staub und Straßenkot bedeckt war wie einer, der unsinnig durch Sand und Sumpf

geritten ist, und ich sah auch, daß seine Wangen wie seine Hände mit dem aus tiefen Kratz- oder Bißwunden geronnenen Blute besudelt waren. Da, mit der Klarheit einer Vision, stand das Gräßliche plötzlich in voller Deutlichkeit vor meinen Augen. Als wäre er hier in den vier Wänden meines Gemaches erschlagen worden, lag der ermordete Kaiser vor mir, von Todesqual entstellt und mit bläulich verfärbtem Gesicht — ganz so, wie mir sein Aussehen später von denen geschildert worden ist, denen der entsetzliche Anblick der Leiche beschieden war. Nun dachte ich nicht mehr an eine Gefahr für meine Person; in meiner Seele war nur noch Raum für ein Gefühl wilden Zornes und leidenschaftlichen Hasses gegen den Unseligen, den Gewissensqual und Grauen vor der eigenen Tat hierhergehetzt hatten. Mit beiden Händen packte und schüttelte ich die Schultern des Riesen, der meine zarte Gestalt um viel mehr als Haupteslänge überragte.

„Der Kaiser!“ schrie ich ihm ins Gesicht. „Was ist mit dem Kaiser geschehen? — Sprich, Unglücklicher: du hast ihn getötet!“

Er stierte mich an, aber er machte keinen Versuch, mich abzuschütteln. Der ekelhafte Weindunst, der ihn umgab, verriet mir, daß die Trunkenheit an seinem jämmerlichen Zustande ebensoviel Anteil hatte als die Seelennot. Er rang noch immer vergeblich nach Worten; aber immer und immer wieder gellte ihm meine erbarmungslose Frage in das Ohr, bis sein verwirrter Verstand sich endlich soweit zurechtgefunden hatte, daß er mir zu antworten vermochte — stammelnd zwar und in zusammenhangloser Rede, doch immerhin so, daß ich ihn verstand.

„Was willst du —? — Mußte es — mußte es denn

nicht sein? — Die Kaiserin —! Und dann — hat er mich nicht gereizt? Ich — ich wollte ja nicht selber — — Aber die andern sind Memmen — erbärmliche Feiglinge. Und es — es mußte doch sein. Heute oder morgen — einmal mußte es geschehen. Aber hast du keinen Wein — oder Branntwein? Einerlei, was es ist — nur keinen Burgunder — nur kei — nen Bur — gun — der!"

Er fing wieder an zu lallen, und voll namenlosen Abscheus wich ich von ihm zurück. Im nächsten Augenblick fiel er taumelnd in einen Stuhl.

Unfähig, seinen Anblick zu ertragen und länger mit ihm allein zu sein, stürzte ich hinaus. Ich wollte den ersten besten herbeirufen, der mir in den Weg kommen würde. Dann aber kam mir ein anderer Gedanke. Wenn die Kaiserin seine Mitschuldige war, dann sollte sie auch die erste sein, die mit eigenen Augen sah, was sie aus einem ihr blindlings ergebenen Menschen gemacht hatte. In seinem gegenwärtigen Zustande sollte sie ihn sehen, und aus seinem eigenen Munde sollte sie die Kunde von der Erfüllung ihrer verbrecherischen Wünsche vernehmen. Mit dem Rechte der Hofdame und der Vertrauten, die sich jederzeit Zutritt zu Ihrer Majestät erbitten durfte, begab ich mich geradeswegs in die Privatgemächer der Kaiserin. Sie war noch in ihrem Toilettenzimmer, umgeben von den Kammerfrauen, die ihr eben den kaiserlichen Juwelenschmuck um Hals und Arme gelegt hatten. Sichtlich befremdet durch die etikettewidrige Art meines Eintritts blickte sie auf. Und als ob sie auf meinem verstörten Gesicht hätte lesen können, was mich hergeführt, erteilte sie ihrer Umgebung den Befehl, sich zurückzuziehen, noch ehe sie an mich selbst ein Wort der Frage gerichtet.

„Nun?“ wandte sie sich an mich, sobald wir allein waren. „Was haben Sie mir zu sagen?“

Mir war, als säße mir eine würgende Faust an der Kehle, und vor meinen Augen tanzte eine Legion blutroter Flecken. Aber ich raffte alle meine Kraft zusammen, und in einem Ton, wie die Kaiserin ihn vermutlich bisher noch von niemandem gehört hatte, erwiderte ich:

„Majestät — in meinem Zimmer befindet sich Alexis Orlow, der soeben von Ropscha gekommen ist. Wenn ich ihn recht verstanden habe, bringt er die Nachricht von — von dem Tode Seiner Majestät des Kaisers.“

„Still — um des Himmelswillen!“ fiel sie mir mit zischender Stimme in die Rede. „Sind Sie von Sinnen, dergleichen hinauszuschreien, daß man es im Vorzimmer hören kann? Wie durfte dieser Orlow wagen, Sie zuerst aufzusuchen? Warum kam er nicht zu mir?“

„Wahrscheinlich, weil er sich nicht mehr würdig glaubte, vor den Augen Eurer Majestät zu erscheinen. Ich meine, Eure Majestät werden Befehl geben müssen, ihn auf der Stelle zu verhaften.“

Ein feindselig mißtrauischer Blick der Kaiserin traf mein Gesicht.

„Sie haben eine sonderbare Art, mir Ratschläge zu erteilen, meine Liebe! Einstweilen habe ich keinen anderen Befehl, als den, daß Sie zu keinem Menschen von Alexis Orlows Hiersein sprechen und von dem, was er Ihnen etwa mitgeteilt hat. Gehen Sie jetzt, ihn zu rufen.“

„Majestät wollen verzeihen; aber er befindet sich in einem Zustande, der ihn unfähig macht, hierher zu kommen, ohne Aufsehen zu erregen. Wenn Eure Maje-

stät ihn sprechen wollen, würden Sie jedenfalls besser tun, ihn in meinem Zimmer aufzusuchen."

Wenn die große Katharina mir später mehr als einen Beweis tiefen Hasses gegeben hat, so ist es wohl nicht allein unsere Rivalität bei der Bewerbung um die Liebe desselben Mannes gewesen, die diesen Haß gebar. Seine Entstehung reicht vielmehr nach meiner Ueberzeugung bis in diese eben erzählte Stunde zurück. Und noch heute, wo ich mich nach der Meinung der Welt wieder der vollen Gnade Ihrer Majestät zu erfreuen habe, erhalte ich hier und da durch ein scheinbar absichtslos hingeworfenes und für die anderen vielleicht unverständliches Wort den Beweis, daß mir die Kaiserin mein Benehmen beim Tode Peters III. nicht vergessen hat.

„Begleiten Sie mich!" befahl sie kurz. „Und nehmen Sie sich ein wenig zusammen. Man muß es Ihnen nicht notwendig vom Gesicht absehen, daß etwas Besonderes geschehen ist."

Vorüber an einer Anzahl von Höflingen, deren demütigen Gruß sie mit ihrem gewohnten liebenswürdigen Lächeln erwiderte, begab sich Katharina mit mir durch eine Flucht von Gemächern in mein ziemlich abgelegenes Zimmer. Ihre Haltung war aufrecht und stolz, ihr Gesicht so ruhig, als wäre nichts geschehen, das ihren Gleichmut hätte erschüttern können. Auf der Schwelle des Raumes aber blieb sie doch in sichtlicher Betroffenheit stehen. Der Anblick des Mannes, der da noch immer als ein Bild des kläglichsten Zusammenbruchs auf dem nämlichen Stuhle hing, brachte sie für einen Moment um ihre bisher so stark und tapfer behauptete Fassung.

Er hatte ihr Erscheinen gar nicht bemerkt, und er erhob seinen Kopf erst, als sie ihn halblaut anrief:

„Alexei Gregorjewitsch, sehen Sie nicht, daß Ihre Kaiserin vor Ihnen steht?“

Da freilich sprang er wie unter einem Peitschenhiebe empor, gurgelte etwas, das ich nicht verstand, und warf sich der Kaiserin zu Füßen, indem er wie ein sklavischer Leibeigener wieder und wieder den Saum ihres Kleides küßte.

„Darja Feodorowna, lassen Sie uns allein!“ wandte sich Katharina zu mir. „Bleiben Sie aber im Nebengemach und sorgen Sie dafür, daß wir von niemandem gestört werden. Ich rechne heute mehr denn je auf Ihre Anhänglichkeit und Ihre Treue.“

Ich gehorchte bereitwillig, denn mich verlangte nicht danach, zu vernehmen, was diese beiden Menschen einander in solcher Stunde zu sagen hatten. Es gelüstete mich demnach auch nicht, an der Tür zu horchen, wie ich es leicht genug hätte tun können. Und so drang von dem Gespräche nichts anderes zu mir heraus, als Alexis Orlows lautes Schluchzen, und einige unmutige Ausrufe der Kaiserin, die indessen wohl weniger dem Bekenntnis des Mörders als seiner unmännlichen Haltung galten.

Nur wenig mehr als eine Viertelstunde mochte verflossen sein, als Katharina wieder heraustrat, allein und ohne jedes äußere Anzeichen einer ungewöhnlichen Erregung.

„Was Sie den Worten Ihres armen Freundes zu entnehmen glaubten, meine liebe Darja, ist leider nur allzuwahr,“ sagte sie mit einer Freundlichkeit, die mich nicht einen Augenblick über ihre wahren Empfindungen täuschen konnte. „Seine Majestät ist an einem heftigen Anfall seines alten Leidens plötzlich gestorben, noch ehe

man seinen Leibarzt Lüders herbeirufen konnte. Und Alexis Orlow ist voll Verzweiflung, daß dies Unglück sich ereignen konnte, während das Leben des Kaisers seiner Obhut anvertraut war. Den Beschlüssen der Vorsehung gegenüber aber sind wir alle ohnmächtige und hilflose Kreaturen. Wie dürfte ich also Ihren Freund verantwortlich machen für ein Ereignis, das zu verhindern in keines Menschen Macht gegeben war! Wenn Sie bei Alexei Gregorjewitsch bleiben wollen, um ihn aus seiner Niedergeschlagenheit aufzurichten, so will ich Sie gerne von der Teilnahme an der heutigen Abendgesellschaft entbinden."

Ich war starr vor Erstaunen; nicht so sehr um der Kaltblütigkeit willen, mit der die Kaiserin unter dem unmittelbaren Eindruck der furchtbaren Kunde darauf bedacht war, das begangene Verbrechen zu verschleiern, als vor allem wegen der Gefühllosigkeit, die sie in den Stand setzte, heute einer festlichen Veranstaltung beizuwohnen, wie wenn gar nichts geschehen wäre. Mich mühsam bezwingend, erwiderte ich mit tiefer Verbeugung:

„Eure Majestät wollen mir gestatten, von Ihrer gnädigen Erlaubnis Gebrauch zu machen und dem Zirkel fernzubleiben. Aber Eure Majestät werden hoffentlich nicht verlangen, daß ich in mein Zimmer zurückkehre, solange Alexis Orlow sich darin befindet."

„Sie mögen das nach Ihrem Belieben halten, mein Kind! Aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß aus zwingenden Gründen der Staatsraison die Nachricht von dem Ableben meines verewigten Gemahls erst morgen bekannt gegeben werden wird. Bis dahin ist jeder, der sich meiner Freundschaft nicht absichtlich berauben will, zu unverbrüchlicher Verschwiegenheit verpflichtet." — —

Das Unglaubliche, das von jedem fühlenden Menschen sicherlich für undenkbar Gehaltene, geschah in der Tat. Zwar hörte ich später, daß in einer zu diesem Zwecke abgehaltenen kurzen Beratung Panin, Gregor Orlow und zwei oder drei andere durch die Kaiserin von dem Tode ihres Gemahls sogleich unterrichtet worden waren, der übrigen Hofgesellschaft und dem Volke aber blieb das Ereignis bis zum Nachmittag des folgenden Tages verborgen, und auf der Soirée, die bis lange nach Mitternacht währte, zeigte sich Katharina liebenswürdig, gesprächig und von unbefangenster Heiterkeit.

Ich selbst verbrachte diese schreckliche Nacht in der Kammer meiner Zofe, deren Bett ich unter dem Vorwande teilte, daß ich mich wegen eines leichten Unwohlseins vor dem Alleinsein fürchte. Und mein Aussehen wie meine Schlaflosigkeit konnten das Mädchen recht wohl an die Echtheit dieses vorgeschützten Unwohlseins glauben lassen. —

Das Manifest, das am nächsten Tage veröffentlicht wurde, entsprach durchaus den Worten, die die Kaiserin über das Ableben ihres Gemahls an mich gerichtet hatte. Der ehemalige Kaiser Peter III. sollte an einer schweren und plötzlichen Erkrankung gestorben sein, an einem Uebel, das ihn auch früher schon oft heimgesucht habe. Und bei Hofe wurde die Geschichte seiner kurzen Krankheit mit all den Einzelheiten erzählt, nach denen die Neugier der überraschten Gemüter verlangte. Eine Kolik, an der er infolge seiner unmäßigen Lebensweise in der Tat schon öfter gelitten hatte, sollte ihn von neuem ergriffen haben und sollte ihm ins Gehirn gestiegen sein. Darauf sei plötzlich große Schwäche eingetreten, und nachdem er mit matter Stimme einen evangelischen Geistlichen

verlangt habe, sei er zum Schrecken seiner Umgebung, die auf einen solchen Ausgang nicht vorbereitet gewesen, ohne jeden wahrnehmbaren Todeskampf verschieden.

Wie sich das Entsetzliche in Wahrheit abgespielt, ist mir — und nicht mir allein — wohlbekannt. Aber ich habe dem, der es mir erzählte, gelobt, die Kenntnis der gräßlichen Einzelheiten als ein Geheimnis zu bewahren, das ich mit mir ins Grab nehmen würde. Und ich halte mich an dieses Versprechen gebunden, obwohl ich weiß, daß ich längst in die Ewigkeit eingegangen sein werde, wenn diese Aufzeichnungen jemandem zu Gesicht kommen. Daß die Ermordung des Kaisers im Verlauf eines zwischen ihm und Alexis Orlow entstandenen Streites erfolgte, ist von ausländischen Schriftstellern ja schon wiederholt mitgeteilt worden, und diese gut unterrichteten Autoren haben auch erzählt, daß Orlow, nachdem er den Unglücklichen niedergeschlagen, sich einer Serviette bediente, um ihn zu erwürgen. Dieser Bericht ist, wie mich dünkt, schauerlich genug, um einer weiteren Ausmalung entraten zu können, auch wenn ich mir mit solcher Ausmalung vielleicht den Dank manches späteren Lesers verdienen würde. Was man von vergiftetem Burgunder erzählt hat, ist eine Fabel. Es mag ja die Absicht bestanden haben, den Kaiser auf solche Art aus der Welt zu schaffen; zur Ausführung aber ist sie nicht gekommen, und der Abscheu, den der Mörder Orlow sein ganzes späteres Leben hindurch gegen diesen Wein an den Tag legte, erklärt sich einzig daraus, daß er seine meuchlerische Tat im Burgunderrausch beging — eine Tat, die zu bereuen er niemals aufgehört hat, wenn auch die brutalen Instinkte seiner riesenstarken Natur über die Regungen seines Gewissens sehr bald den Sieg davongetragen hatten.

19. Kapitel.

Schon am Tage nach der Ermordung des unglücklichen Kaisers fühlte ich mich von einem Unwohlsein befallen, für dessen Ursache ich ebensowenig eine Erklärung hatte, als die Aerzte seine eigentliche Natur zu ergründen vermochten. Eine Schwere in den Gliedern, die es mir manchmal beinahe unmöglich machte, mich vom Stuhl zu erheben, war von einem hartnäckigen, quälenden Druckgefühl in den Schläfen begleitet, und zeitweilig stellten sich so heftige Schmerzen im Hinterhaupt ein, daß ich meinte, darüber den Verstand verlieren zu müssen. Man ließ mir wiederholt zu Ader, ohne daß sich ein anderer Erfolg als der einer Zunahme meiner allgemeinen Schwäche gezeigt hätte. Und wenn ich auch aus Furcht vor einem langwierigen Krankenlager Wochen hindurch alle meine Willenskraft zu Hilfe rief, um auf den Füßen zu bleiben und mich wenigstens an den minder anstrengenden höfischen Veranstaltungen zu beteiligen, so kann es doch nicht wundernehmen, daß ich in dieser Zeit von niemandem für eine besonders liebenswürdige Gesellschafterin gehalten wurde und daß ich inmitten des buntesten Treibens mehr und mehr in eine Art von Vereinsamung geriet. Mein körperlicher Zustand machte mich zu teilnahmlos, als daß ich darunter sehr empfindlich gelitten hätte. Und wenn ich wirklich, wie es mir von einigen nachgesagt wurde, damals „ganz unausstehlich“ gewesen sein sollte, so gereichte mir diese Unausstehlichkeit wenigstens insofern zum Vorteil, als sie mich für eine Weile vor allen erneuten Annäherungsversuchen Alexis Orlows bewahrte.

Der temperamentvolle Bruder des schönen Gregor hegte nämlich einen unüberwindlichen Abscheu vor allem, was nach Leiden und Krankheit aussah. Der Anblick einer traurigen Frau war ihm nach seiner eigenen geschmackvollen Versicherung mehr zuwider als der Anblick einer zertretenen Kröte. Und ich brauchte mich ihm jetzt nur so zu zeigen, wie es meiner Stimmung und meinem Befinden entsprach, um vor seinen Zärtlichkeiten sicher zu sein. Da ich ihn nicht sehen und seine Stimme nicht hören konnte, ohne an den Abend des fürchterlichen 5. Juli zu denken, und da mich die noch unvernarbten Wunden an seinen Händen immer wieder daran erinnerten, daß es die Hände eines Mörders sein würden, die mich berührten, war ich dem Himmel dankbar für seine Zurückhaltung, die es mir ersparte, ihm meinen Abscheu offen kundzugeben. Und ich wünschte sehnlichst, daß das Verlangen nach mir nie wieder in ihm erwachen möge.

Wie groß oder wie klein die Zahl derer war, die in ihm gleich mir den Urheber des in Ropscha begangenen Verbrechens erblickten, weiß ich nicht zu sagen. Denn jedermann gab sich natürlich den Anschein, an einen natürlichen Tod des Kaisers zu glauben — mit einziger Ausnahme der Fürstin Daschkow, deren Charakter sich mir bei diesem Anlaß — allerdings nur bei diesem — in einem recht günstigen Lichte zeigte. Auch sie durfte ja den mächtigen Orlow nicht offen vor aller Welt einen Mörder nennen; aber sie hätte einen überführten und von der Welt geächteten Verbrecher kaum mit mehr Feindseligkeit und Geringschätzung behandeln können, als sie ihn behandelte. Obwohl sie ihm täglich begegnen und ganze Stunden sozusagen an seiner Seite verbringen mußte, würdigte sie ihn nach jenem 5. Juli doch nie

mehr eines Wortes oder eines Blickes, und ſie hatte eine Art, auch bei der unmittelbarſten Berührung über ihn hinwegzuſehen, wie über etwas nicht Vorhandenes, daß ein Mann von feinerem Empfinden darüber wahrſcheinlich außer ſich geraten wäre. Aber Alexis Orlow wußte ſich von ſo vielen gefälligen und willfährigen Frauen umgeben, daß er nach der Abneigung und Verachtung dieſer einen, die nicht einmal ſonderlich hübſch war, ſehr wenig fragte. Wenn jemand ſich das Vergnügen machte, ihm gegenüber auf das Benehmen der Daſchkow anzuſpielen, ſo hatte er nur ein Achſelzucken oder ein ſpöttiſches Wort. Und er hat meines Wiſſens ſeine Macht niemals benutzt, um ſich an ihr zu rächen.

Die Beſtattungsfeierlichkeiten waren in großer Eile und unter tunlichſter Einſchränkung der hergebrachten Zeremonien vor ſich gegangen. Scheinbar einer durch Gregor Orlow veranlaßten Bitte des Senats nachgebend, hatte Katharina keiner von ihnen beigewohnt. Und von der Stunde an, da ſeine armſeligen irdiſchen Ueberreſte dem ewigen Schweigen des Gruftgewölbes überliefert worden waren, ſchienen für Katharina und ihre Umgebung auch ſein Name und das Gedächtnis ſeines kurzen, traurigen Lebens der Vergeſſenheit anheimgefallen zu ſein. Es war nicht anders, als hätte es nie einen Großfürſten und Kaiſer Peter den Dritten gegeben. Und wenn man ein Mittel beſeſſen hätte, die Erinnerung an ihn auch aus der Vorſtellung des Volkes zu tilgen, ſo würde man gewiß nicht gezaudert haben, es in Anwendung zu bringen. Solche Mittel aber ſtehen auch der mächtigſten Herrſcherin nicht zu Gebote, und alle Klugheit der ſtarkgeiſtigen Katharina konnte nicht verhindern, daß der Schatten des ſtillen Toten noch mehr als einmal

aus der Gruft des Newski-Klosters heraufbeschworen wurde, um ihr Stunden der Angst und der schwersten Sorge zu bereiten.

Unter den vielen, auf deren Häupter in dieser Zeit die Strahlen von Katharinas Gnadensonne fielen, war auch mein ehemaliger Gönner, Graf Alexei Petrowitsch Bestuschew-Rjumin, der jetzt siebzigjährige Staatsmann, dem seine Konspirationen mit der Großfürstin Katharina die Ungnade der Kaiserin Elisabeth und den Verlust seiner Aemter und Würden eingetragen. Von seinem Landgute, auf dem er seither als ein Verbannter und Vergessener gelebt, ließ ihn Katharina mit allen Ehren, die kaiserliche Huld zu vergeben hat, nach Petersburg zurückholen, und wenn er auch während der vier Lebensjahre, die der Wille der Vorsehung ihm noch beschieden hatte, die frühere Machtstellung nicht ganz wiedergewann, so durfte er sich doch mit dem Grafen Panin in die Leitung der Staatsgeschäfte teilen und blieb der Kaiserin, die ihn stets mit höchster Achtung und einer gewissen vertraulichen Ehrerbietung behandelte, ein Ratgeber von großem Werte.

Als ich ihn zum erstenmal wiedersah, äußerte er zwar eine lebhafte Freude über diese Begegnung; aber er machte mir gleichzeitig kein Hehl aus seiner Bestürzung über mein verändertes Aussehen und sprach die Ueberzeugung aus, daß ich ernstlich krank sei. Ich hätte dieser Versicherung aus dem Munde eines andern freilich kaum noch bedurft, um an mein Kranksein zu glauben, denn ich konnte mich nur noch mit der äußersten Anstrengung aufrecht erhalten. Bestuschew schickte mir, ebenso wie einst der todkranken Staatsrätin, ein Fläschchen mit den von ihm erfundenen berühmten Nerventropfen, die er für ein

Allheilmittel hielt. Und ich kann durchaus nicht behaupten, daß sie ohne Wirkung geblieben wären. Denn unmittelbar, nachdem ich zum erstenmal die vorgeschriebene Dosis davon genommen hatte, kam ein sehr heftiges Fieber zum Ausbruch. Ich fing an, wirre Reden zu führen und verfiel bald nachher in eine tiefe Bewußtlosigkeit, aus der ich erst nach Wochen wieder zu voller Klarheit des Geistes erwachte. Mit diesem Erwachen war wohl die Macht der Krankheit, die von den Aerzten als ein Gehirn- und Nervenfieber bezeichnet wurde, gebrochen, aber ich befand mich in einem Zustand jämmerlicher Schwäche und völliger Gleichgültigkeit gegen alles, was um mich her geschah. Als Ihre Majestät mir die Gnade erwies, mich zu besuchen, hatte ich weder Lust noch Kraft, auf ihre teilnehmenden Fragen zu antworten. Aber es blieb mir doch im Gedächtnis, daß sie davon gesprochen hatte, es würde für mich das beste sein, wenn ich mich nach meiner Genesung für eine Weile nach Moskau zurückzöge, um in der Ruhe des Privatlebens meine alte Frische wiederzugewinnen. Während der vielen einsamen Stunden, die ich in meinem Krankenzimmer durchlebte, beschäftigte ich mich fast unausgesetzt mit diesem Gedanken, und ich fühlte mich dabei immer mehr geneigt, der Ansicht der Kaiserin zuzustimmen. Das Leben am Hofe hatte all seinen lockenden Zauber für mich verloren. Ich war während der hinter mir liegenden Jahre Publikum oder Mitwirkende gewesen bei so vielen kläglichen Komödien, ich hatte so oft Gelegenheit gehabt, alle menschlichen Schwächen und Laster, vom gedankenlosen Leichtsinn bis zum entsetzlichen Verbrechen, aus nächster Nähe zu beobachten, daß mich wohl ein Ekel überkommen konnte vor diesem Treiben. Die Stimmung des Ueber-

drusses und des Sehnens nach Ruhe, die sich in jener Mondnacht vor der Schenke von Krasnoi Kabak meiner bemächtigt hatte, kehrte immer häufiger und immer stärker zurück. Wenn jetzt jemand auf den Gedanken gekommen wäre, mich zum Eintritt in ein Kloster zu bewegen, würde es dazu wahrscheinlich nur sehr geringer Ueberredungskunst bedurft haben. Und es wäre mir bei diesem endgültigen und unwiderruflichen Verzicht auf alle sogenannten Freuden der Welt gewiß nicht zum Bewußtsein gekommen, daß es doch schließlich nur das unbefriedigte Verlangen nach wahrer und echter Mannesliebe war, was mich zu so frühzeitiger Entsagung drängte. Meine sklavische Abhängigkeit von Alexis Orlow, aus der ich mich noch keineswegs befreit fühlte, erfüllte mich mit Grauen, und jedes Erinnern an Gregor Potemkin machte mich sterbenstraurig. Aber ich gab mir nicht Rechenschaft darüber, daß beide Empfindungen derselben Ursache entstammten, der uneingestandenen Leidenschaft nämlich für den jahrelang beinahe vergessenen Freund meiner Jugend. Wähnte ich doch viel eher, ihm wegen seines Benehmens gegen mich aus tiefstem Herzen zu grollen, und ahnte ich doch kaum, daß das, was ich für die herzbeklemmende Furcht vor einer Wiederbegegnung hielt, im Grunde nichts anderes war, als die verzehrend heiße Sehnsucht nach seinem Anblick.

Noch ehe ich stark genug war, das Bett zu verlassen, ließ ich Katharina durch die Gräfin Rasumowski, die mich des öfteren in ihrem Auftrage besuchte, sagen, daß ich fest entschlossen sei, nach meiner Wiederherstellung von der gnädigen Erlaubnis Ihrer Majestät Gebrauch zu machen und den Hof zu verlassen. Die Kaiserin schickte mir tags darauf eine große Schachtel voll Süßigkeiten

mit der Botschaft, daß sie um meinetwillen über diesen vernünftigen Entschluß sehr erfreut sei und daß sie mir gern eine ihrer Hofequipagen für die Reise nach Moskau zur Verfügung stellen werde.

Noch ehe ich mit mir darüber im reinen war, ob ich in diesem lebhaften Interesse an meiner Entfernung einen Beweis gnädiger oder ungnädiger Gesinnung zu erblicken habe, trat ein Ereignis ein, das all meinen Gedanken und Absichten urplötzlich eine andere Richtung gab. Meine junge finnländische Zofe, die sich während meiner Krankheit als sehr treu und anhänglich erwiesen hatte, weckte mich eines Nachmittags aus dem erquickendsten Schlummer, um mir zu melden, daß ein junger, ihr unbekannter Offizier von der berittenen Garde da sei, der sehr dringend um die Erlaubnis gebeten habe, mich auf einen Augenblick zu sehen und zu sprechen. Von einer Ahnung durchschauert, die mein Herz in ungestümen Schlägen klopfen machte, kämpfte ich noch mit mir selbst, ob ich den Besucher annehmen oder abweisen sollte, als auch schon die Tür aufging, und ich Gregor Potemkin unschlüssig zaudernd auf der Schwelle stehen sah. Nun war die Entscheidung gefallen, denn ich hätte nimmermehr die Kraft aufgebracht, ihm den Eintritt zu verbieten. Ich gab der Zofe einen Wink, sich zu entfernen, und richtete mich, auf den Ellbogen gestützt, ein wenig im Bette auf, damit Potemkin nicht den Eindruck gewinnen sollte, mit einer noch Schwerkranken zu sprechen. Er wartete wortlos, bis wir allein waren, dann eilte er auf mich zu und ließ sich neben meinem Lager auf ein Knie nieder.

„Darja — liebe Darja!“ flüsterte er, „wie glücklich bin ich, Sie lebend und als eine Genesende wiederzu-

sehen! — Sie können nicht ahnen, was ich an Angst und Sorge um Sie während Ihrer Krankheit habe erdulden müssen."

Daß mein vermeintlicher Groll schon bei dem ersten seiner Worte in nichts zerstoben war, wem, der jemals geliebt hat, brauchte ich es zu sagen! Ich fühlte ein heißes Verlangen, die Arme um seinen Hals zu legen und sein dunkles Haupt an meine Brust zu drücken. Und wenn ich auch diesem törichten Verlangen nicht nachgab, so konnte ich doch meinen Augen nicht verbieten, ihm zu offenbaren, was in mir vorging. Viele Jahre später erst hat er mir in einer unvergeßlich seligen Stunde gestanden, was er damals in ihnen gelesen, und er hat mir versichert, daß meine Stimme niemals vorher oder nachher einen so süßen Klang gehabt habe wie an jenem Tag.

„Dank für Ihre Teilnahme, Gregor Alexandrowitsch!" sagte ich. „Aber Sie sehen mich davon ein wenig überrascht. Denn ich war der Meinung, daß Ihnen nichts auf der Welt gleichgültiger geworden sei als meine unbedeutende Person."

„Gleichgültig?" wiederholte er mit einem flammenden Blick, aber noch immer, ohne mich zu berühren. „Gleichgültig? Wenn ich Ihnen nun sage, daß es einzig die Sehnsucht nach Ihrem Anblick gewesen ist, die mir das Leben in Moskau zur Qual machte und mich unwiderstehlich hierherzog?"

„Wenn Sie das im Ernst sagten, so würde ich antworten, daß ich nicht daran glaube. Sind Sie nicht viele Monate hindurch in Petersburg gewesen, ohne sich mir auch nur einziges Mal zu nähern?"

„Ja. — Und es hätten sehr leicht ebensoviele Jahre

werden können. Schon als ich Sie vor fünf Jahren wiedersah, ohne daß Sie meine Anwesenheit ahnten, war ich ja überzeugt, daß Sie mir auf ewig verloren seien. Sie waren so überirdisch schön im Schmuck Ihrer Hoftoilette und Ihrer Juwelen — Sie schritten so königlich stolz daher inmitten der glänzenden Kavaliere, die Sie umschwärmten und umschmeichelten! Wie hätte der arme Priesterzögling sich da noch vermessen dürfen, seine Wünsche bis zu Ihnen zu erheben — der unscheinbare, hagere Bursche, der nur von ferne einen sehnsüchtigen Blick in diese fremde Welt der Pracht und der Herrlichkeit werfen durfte!"

Seine Ueberschwenglichkeit zwang mich zu einem Lächeln, aber sie machte mich glücklicher, als ich es je in meinem Leben gewesen war.

„Sie sagen selbst, daß Sie mich und meine Welt damals nur von ferne gesehen haben. Wären Sie mitten darin gewesen, so würden Sie sehr bald inne geworden sein, daß es mit ihrer Pracht und Herrlichkeit in Wahrheit ebensowenig auf sich hatte als mit meinem königlichen Stolz und mit meiner überirdischen Schönheit."

Wieder fühlte ich seine schwarzen Feueraugen auf meinem Gesicht, und ich konnte nicht hindern, daß mir unter ihrem Blick das Blut heiß in die Wangen stieg. Nach einem langen Schweigen erst antwortete er:

„Denken Sie noch daran, Darja, was wir uns einst von der Zukunft erträumten? Für Sie sind diese Träume um vieles schneller Wirklichkeit geworden als für mich."

„Und diese Wirklichkeit erst hat mich gelehrt, daß es die Träume törichter Kinder waren. Wenigstens soweit es sich um die meinigen handelte. Wissen Sie auch,

Gregor, daß ich nur noch meine volle Genesung abwarte, um dem Hofleben für immer den Rücken zu kehren?"

„Ja, ich weiß es. Aus dem Munde der Kaiserin habe ich es gestern zu meiner Bestürzung erfahren. Und eben deshalb habe ich mir heute den Zutritt zu Ihnen erzwungen."

Wie ein Stich war es mir bei seinen Worten durch die Seele gegangen.

„Aus dem Munde der Kaiserin? Sie haben also Gelegenheit, mit ihr zu sprechen?"

„Gewiß! Hat man Ihnen denn nicht gesagt, daß ich zu der Ehre aufgestiegen bin, eine Art von Spaßmacher für Ihre Majestät abzugeben? Mein Freund Orlow hat mich halb gegen meinen Willen bei Hofe eingeführt — mit dem ausgesprochenen Zweck, die Kaiserin durch meine Kunstfertigkeit in der Nachahmung von Menschen- und Tierstimmen zu amüsieren. Und mein erstes Debut ist so glänzend ausgefallen, daß es mir die Ernennung zum Kammerjunker eingetragen hat. Sie sehen, liebe Darja, daß wahres Verdienst in Rußland immer auf angemessene Belohnung rechnen darf."

Ich überhörte die Ironie in seinen Worten; denn ich war gar nicht gestimmt, auf einen scherzhaften Ton einzugehen. Was für einen Mann, auf dem Katharinas Augen einmal wohlgefällig geruht, die Ernennung zum Kammerherrn oder zum Kammerjunker zu bedeuten hatte, wußte ich ja aus vielfacher Erfahrung gut genug. Und ein bisher kaum gekanntes Gefühl, das Gefühl der brennendsten Eifersucht, hatte von meinem Herzen Besitz ergriffen.

„Ich wünsche Ihnen Glück, Gregor Alexandrowitsch," sagte ich. „Aber ich bitte Sie, aufzustehen. Es kann in

jedem Augenblick jemand eintreten, und was sollte man denken, wenn man Sie in dieser Stellung neben meinem Bette sähe?"

Er gehorchte sofort und trat um einen Schritt zurück.

„Verzeihen Sie! Ich hatte in meiner ersten Freude vergessen, daß Sie Rücksichten zu nehmen haben."

„Rücksichten? — Ich?"

„Nun ja. Es ist doch wohl Alexei Orlow, von dem Sie nicht im vertraulichen Gespräch mit mir überrascht zu werden wünschen?"

Ich fand nicht sogleich eine Erwiderung. Denn ich war zu stolz, ihm meine eifersüchtigen Empfindungen zu offenbaren. Und er deutete mein Schweigen als eine Bejahung.

„Es ist also wahr, daß Sie diesen Orlow lieben?"

Rauh und beinahe heftig hatte er die Frage herausgestoßen. Seine Augen blitzten mich an, als ob mich ihr Feuer vernichten sollte. Aber ich dachte an Katharina und an Gregor Potemkins knabenhafte Träume von der Gunst einer Kaiserin. Wohl trieb mich mein Herz, ihm zuzurufen:

„Nein, nein, tausendmal nein! Ich liebe keinen Orlow — ich liebe dich — keinen Menschen auf der Welt als dich!"

Doch die Furcht, mich zum zweitenmal an einen Mann wegzuwerfen, der nicht mir allein gehören sollte, legte mir ganz andere Worte auf die Lippen.

„Was kann Ihnen daran liegen, zu erfahren, ob ich ihn liebe?"

Er fuhr sich mit der Rechten durch das dichte, dunkle Haar; dann verzog er die Mundwinkel zu einem seltsamen Lächeln.

„Sie haben recht, Darja Feodorowna: was kann mir daran liegen! Und was kann mir schließlich daran liegen, ob Sie in Petersburg oder in Moskau leben, solange — nun, solange Sie Alexis Orlows Geliebte sind."

„Was gibt's mit Alexis Orlow? Hat dieser falsche Gregor Alexandrowitsch mich bei dir verlästert, mein weißes Täubchen?"

Lachend hatte es Alexei gesprochen, der in die Tür getreten war, ohne daß eines von uns ihn hätte kommen hören. Es war das erstemal seit meiner Erkrankung, daß er mir die Ehre seines Besuches erwies oder sich überhaupt um mich kümmerte. Und auf nichts war ich so wenig vorbereitet gewesen als auf sein Erscheinen. Muß ich es erst noch niederschreiben, daß mir auch nichts in der Welt hätte unerwünschter und widerwärtiger sein können? Aber die Zwanglosigkeit seines Benehmens hätte mich jeder Möglichkeit beraubt, die Schmollende oder Gekränkte zu spielen. Er nickte dem regungslos dastehenden Potemkin zu, wie wenn er durch seine Anwesenheit in meinem Zimmer durchaus nicht überrascht worden wäre, und er beugte sich zu mir herab, um mich zu küssen, als wäre sein Anrecht auf derartige Zärtlichkeiten die selbstverständlichste Sache von der Welt.

„Die Gräfin Rasumowski erzählte gestern abend, daß du wieder rosig und lieblich seiest wie die junge Morgenröte, und, wahrhaftig, diesmal ausnahmsweise hat sie nicht gelogen. Aber es war nun auch wirklich an der Zeit, dieser langweiligen Krankheitsgeschichte ein Ende zu machen. Wir werden ja unmenschlich viel nachzuholen haben. Nicht wahr, mein kleiner, schlanker Liebling?"

Ich meinte vor Zorn und Scham vergehen zu müssen,

und ich weiß nicht, zu welcher Erwiderung ich mich hätte hinreißen lassen, wenn mir nicht Gregor Potemkins ruhige Stimme zuvorgekommen wäre.

„Sie gestatten, daß ich mich verabschiede, Darja Feodorowna! Dafür, daß Sie mir die Gnade erzeigten, mich zu empfangen, lege ich Ihnen nochmals meinen ehrerbietigsten Dank zu Füßen."

Er ging, ohne eine Antwort abzuwarten, und Alexis Orlows dröhnendes Lachen schallte hinter ihm drein.

„Ist er nicht köstlich, dieser verpfuschte Pope?" wandte er sich an mich. „Daß er als Possenreißer an den intimen Zirkeln der Kaiserin teilnehmen darf, hat ihm sein bißchen Verstand ganz und gar verwirrt. Wo er geht und steht, gebärdet er sich wie ein alter Hofmann. Davon, daß alle Welt sich über ihn lustig macht, hat der gute Junge offenbar keine Ahnung."

„Oder er steht zu hoch über all diesen Narren, um ihr albernes Gespött zu beachten."

Orlow sah mich verwundert an.

„Oho! Du scheinst ja eine verdammt große Meinung von ihm zu haben. Kennst du ihn denn so gut."

„Ja, ich kenne ihn. Wir waren vor Jahren auf das innigste befreundet."

„Ich weiß. Er hat uns in einer der letzten Abendgesellschaften eine sehr spaßige Schilderung von dieser platonischen Freundschaft entworfen."

Ich verspürte etwas wie den Druck einer eisernen Klammer an meinem Herzen.

„Willst du mir nicht wiederholen, was er gesagt hat?" fragte ich. Alexis aber machte eine gleichgültig abweisende Handbewegung.

„Ach, das sind ja Kindereien. Und ich denke, du

haſt dir nicht viel eingebildet auf die verliebte Anbetung eines Knaben."

„Von ſeiner verliebten Anbetung alſo hat er geſprochen? In einer Abendgeſellſchaft der Kaiſerin?"

„Zum Henker — ja! Du haſt es doch ſchon gehört. Natürlich war alles nur ein Geſchwätz, um Katharina zu amüſieren. Und nun genug von dieſem Dummkopf! Meinetwegen magſt du die alte Freundſchaft aufwärmen und dir von ihm den Hof machen laſſen, ſoviel es dir Spaß macht. Davor, daß er ſich mehr herausnehmen könnte, als mir lieb iſt, bin ich ja geſichert."

„Du biſt davor geſichert? Wodurch?"

„Dadurch, meine Liebe, daß er mich kennt. Wer mich kennt, fordert mich nicht heraus, es wäre denn, daß ihm an ſeinem Leben nichts mehr gelegen iſt. Du wirſt dir das für alle Fälle merken — nicht wahr, mein Täubchen? — Und nun von etwas Wichtigerem. Was für dummes Zeug haſt du der Kaiſerin durch Kyrill Raſumowskis Frau ſagen laſſen? Glaubſt du wirklich, ich würde dich nach Moskau gehen laſſen — jetzt, wo du noch viel reizender biſt als bei unſerm erſten Zuſammentreffen? Oder ſollte es nur eine kleine Probe ſein auf die Dauerhaftigkeit meiner Liebe?"

Gott weiß, daß es eine ſolche Probe nicht hatte ſein ſollen und daß mir an keines Menſchen Liebe weniger gelegen war als an der dieſes Mannes. So peinigend empfand ich ſchon wieder die unwiderſtehliche Gewalt, die ſeine ſtarke Perſönlichkeit über mich hatte, daß ich unter anderen Umſtänden jetzt vielleicht alles aufgeboten hätte, was ich noch an Widerſtandskraft beſaß, um mich endlich mit einem verzweifelten Entſchluſſe aus dieſer ſchrecklichen Knechtſchaft zu befreien. Aber mein Seelen-

zustand war nicht mehr derselbe wie vor einer Stunde. Seitdem Gregor Potemkin an der nämlichen Stelle gekniet hatte, wo jetzt Alexis Orlow stand, war in meinem Inneren eine Wandlung vorgegangen, von der ich wußte, daß sie entscheidend sein würde für mein ganzes künftiges Leben. All mein Fühlen und Denken war aufgegangen in eine einzige gewaltige Leidenschaft, in das wilde, verzehrende Verlangen nach dem Besitz eines geliebten Mannes. Mochte mir Gregor Potemkins Verhalten immerhin als ein rätselhaftes und widerspruchsvolles erscheinen, mochte meine Seele voll banger Zweifel sein, ob er nicht vielleicht meinen Zorn oder gar meine Verachtung verdiente, an meinem heißen Begehren nach seiner Liebe wurde dadurch nichts geändert. Und nichts an meinem Entschluß, um die Himmelsseligkeit dieser Liebe zu kämpfen mit allen Waffen, die die Natur dem Weibe zu solchem Kampfe verliehen hat. Gegen die Kaiserin Katharina, gegen Alexis Orlow und, wenn es sein mußte, gegen die ganze Welt. Bis zum heutigen Tage hatte ich Lüge und Verstellung gehaßt, doppelt gehaßt wenn ich selber gezwungen war, sie zu üben; jetzt aber schienen mir Lüge und Verstellung nur noch als die erlaubten Kriegslisten des Schwachen gegen den Starken. Und ich hätte nicht von Evas Geschlecht sein müssen, um nicht auch ohne voraufgegangene Uebung sogleich zur Meisterin zu werden in ihrem Gebrauch.

Nein, jetzt wollte ich nicht mehr in mein stilles Moskauer Haus zurück oder sonstwohin in irgendeine weltferne Einsamkeit. Jetzt wollte ich bleiben, wo ich war und wollte mein Recht auf Glück verteidigen, solange noch Atem in mir war. Mochte die Kaiserin von meiner plötzlichen Sinnesänderung denken, was sie wollte. Da-

von, daß sie nicht wagen würde, mir ihre Ungnade offen zu zeigen oder mich durch ein Machtwort vom Hofe zu verbannen, solange ich Alexis Orlows Geliebte war, konnte ich mich ja überzeugt halten. Also würde ich seine Geliebte bleiben, bis sich mir irgendeine Möglichkeit auftat, mein herrliches Ziel ohne den Preis dieser fluchwürdigen Hingabe zu erreichen. So widerwärtig mir die Komödie sein mochte, ich war entschlossen, sie zu spielen. Und ich glaube, ich spielte sie von Anfang an nicht schlecht. Indem ich mir den Anschein gab, wegen der mir widerfahrenen Vernachlässigung mit ihm zu schmollen, ließ ich mich erst nach und nach von meinem Vorhaben einer baldigen Abreise abbringen und setzte seinem kategorischen Willen schließlich die Berufung auf Katharina entgegen, die mir selbst den Gedanken an diese Abreise nahegelegt habe. Aber ich wußte natürlich, wie wenig Gewicht dieser Einwand für ihn haben würde.

„Ah, die Kaiserin!“ machte er geringschätzig. „Was bedeutet ihr Wunsch gegenüber dem meinigen! Sie ist eifersüchtig auf dein hübsches Lärvchen und auf die sieben Lebensjahre, um die du glücklicherweise hinter ihr zurückstehst. Vielleicht bildet sie sich ein, sie würde mich ebenso wie meinen Bruder für sich allein haben, wenn du nicht mehr da bist. Aber ich werde ihr zu verstehen geben, daß ich mir keine Einmischung in meine Privatangelegenheiten gefallen lasse, von ihr ebensowenig als von sonst jemandem. Sei versichert, daß von deiner Abreise nach Moskau nicht mehr die Rede sein wird, wenn du wieder in der Gesellschaft erscheinst.“

Da gab ich mich endlich für besiegt und versprach ihm lächelnd, daß ich sehr bald so frisch und gesund sein würde, wie seine wiederentbrannte Liebesglut es er-

sehnte. Davon, daß ich ganz andere Gründe hatte, mit aller Kraft des Willens meine Genesung zu beschleunigen, ließ ich den Getäuschten freilich nichts ahnen.

---

20. Kapitel.

Wenn ich bei der Niederschrift meiner Erinnerungen über die beiden nächsten Jahre rasch hinweggehe, so geschieht es wahrlich nicht, weil diese beiden Jahre für mich ohne Inhalt und Bedeutung gewesen wären. Sie erscheinen mir vielmehr jetzt, da ich an sie als an eine weit entlegene Zeit zurückdenke, als die an Aufregungen und Kämpfen reichsten meines ganzen Lebens. Aber es waren Aufregungen und Kämpfe, deren Erzählung nichts anderes bedeuten würde als eine lange Reihe ermüdender Wiederholungen. Für mich waren diese beiden Jahre vollkommen ausgefüllt durch meine gewaltige, alles andere verschlingende Leidenschaft für Gregor Potemkin und durch mein unermüdliches Ringen um seine Gegenliebe. Nie ist ein Mann heißer und beharrlicher umworben worden, als ich ihn umwarb. Und ich schäme mich dieses unweiblichen Bekenntnisses nicht, weil er in meinen Augen — allen Verdammungsurteilen der Welt zum Trotz — noch heute der größte, der herrlichste und der gewaltigste aller Männer ist. Meine Liebe zu ihm war nicht ein brünstiges Sehnen gleich den sogenannten Liebesleidenschaften der nie gesättigten Katharina — sie war ein ewiger Opferdienst, eine demütige Anbetung von stetig gesteigerter Verzücktheit. Zu so übermensch-

licher Größe wuchs er allgemach in meiner Vorstellung empor, daß von meiner Liebe mehr und mehr alles abfiel, was sonst mit dem Verlangen des Weibes nach einem Manne untrennbar verbunden ist. Ich war nicht eifersüchtig auf die Freundlichkeiten, die er andern erwies, und ich grollte ihm nicht, weil er mein stummes Werben nicht zu sehen schien und meine brennenden Wünsche unerfüllt ließ. In seiner Nähe weilen zu dürfen, ihn zu sehen und den Klang seiner Stimme zu hören, war für mich des Glückes genug; denn da ich tausend Beweise dafür erhielt, daß er mich höher schätzte als irgendeine andere Frau des Hofes, erstarb in meiner Seele niemals die Hoffnung, daß mir früher oder später die Stunde des Glückes schlagen würde, jenes unausdenkbaren, überirdischen Glückes, das ich freudig mit meinem Leben bezahlt hätte, auch wenn es nicht länger währen sollte als das Schluchzen einer Nachtigall.

Die Aufregungen und Kämpfe, von denen ich gesprochen, waren also gewiß nicht die sattsam bekannten Krisen einer gewöhnlichen Verliebtheit. Und mit meinem Verhältnis zu Gregor Potemkin standen sie nur in einem mittelbaren Zusammenhange. Denn sie ergaben sich einzig aus der Qual meiner leiblichen Abhängigkeit von Alexis Orlow, der meiner leider noch immer nicht überdrüssig geworden war, und aus der immer stärker zu Tage tretenden Entfremdung zwischen der Kaiserin Katharina und mir.

Gerade in diesen ersten Jahren ihrer Regierung sank ja der jungen Herrscherin bewundernd zu Füßen, wer sich ihr nahte. Es gab keine große und erhabene, keine liebenswürdige und bestrickende menschliche Eigenschaft, die man nicht an ihr wahrzunehmen glaubte. Man

sprach von dem männlichen Geist ihrer Regierungshandlungen und von der holden Weiblichkeit ihres Wesens im persönlichen Verkehr. Nie zuvor in der Weltgeschichte sollte es eine ähnliche Vereinigung scheinbar widersprechender Charakterzüge gegeben haben. Höher als alles andere aber pries man ihre Menschenfreundlichkeit, ihre Herzensgüte, ihre Freude am Wohltun und Beglücken.

Lag es wirklich nur an mir, an der Getrübtheit meines Blickes oder an der Bosheit meines Herzens, daß ich das Bild der Gefeierten in einem anderen Lichte sah als ihre Bewunderer und Verehrer? Daß sie für mich nicht so sehr ein Wesen von übermenschlichen Tugenden und Gaben als eine meisterhafte Schauspielerin war? Zu lange und in zu großer Nähe war ich ihre Begleiterin gewesen auf dem Wege, der sie zu der jetzigen Höhe emporgeführt, als daß ich aus meinem Gedächtnis hätte tilgen können, was ich erlebt und gesehen. War es meine Schuld, daß ich mich unwillkürlich all ihrer kleinen und großen frauenhaften Schwächen erinnern mußte, wenn ich sie in der stolzen Erhabenheit kaiserlicher Majestät auf dem Throne sitzen sah? Konnte ich dafür, daß meine Gedanken stets zu dem armen Ermordeten in der Gruft des Newskiklosters schweiften, wenn das bezaubernde Lächeln reinster Herzensgüte ihre Lippen umspielte?

Nie habe ich die Kaiserin Katharina für schlecht gehalten in jenem Sinne, den wir bei der Charakteristik eines Menschen gemeinhin diesem Worte beilegen. Nie habe ich in meinen Gedanken ihrer Klugheit wie ihrer erstaunlichen Kraft sich zu beherrschen, meine Bewunderung versagt. Sie hätte in Wahrheit die erste aller Frauen sein können, wenn sie diese Vorzüge nicht allzu

oft in den Dienst eines unbezähmbaren Ehrgeizes und einer schrankenlosen Herrschsucht gestellt hätte. Wo sie sich von diesen beiden großen Leidenschaften ihres Lebens leiten ließ, hing es einzig von den jeweiligen Umständen ab, ob die guten oder die bösen Instinkte ihrer Natur die Oberhand behielten. Mochten es aber die einen oder die anderen sein, die ihre Handlungen bestimmten, immer blieb sie die unübertreffliche Meisterin des Wortes und der Gebärde, die nie aus der Rolle fallende Komödiantin, an deren Künsten auch des besten Menschenkenners Scharfblick zu schanden werden mußte.

Ihre Beziehungen zu Gregor Orlow hatten noch keine Aenderung erfahren. Ohne jede Scheu offenbarte sie vor aller Welt, wie verliebt sie in ihn war. Sie überschüttete ihn mit Ehren und Reichtümern; sie ließ es lächelnd geschehen, daß man ihm vor ihren Augen als dem mächtigsten Manne des Reiches huldigte, und sie ertrug seine Günstlingslaunen mit einer fast engelhaften Geduld. Wiederholt ging bei Hofe das Gerücht, daß sie willens sei, sich in aller Form mit ihm zu verheiraten, und es ist jedenfalls sicher, daß der alte Bestuschew sich eine Zeitlang eifrig bemühte, beim Senat und bei anderen einflußreichen Männern Stimmung für ein solches Heiratsprojekt zu machen. Mit einer sehr durchsichtigen Hindeutung auf Katharinas Herzenswünsche bestätigte er jedem, der es hören wollte, die Wahrheit des seit langem umgehendes Geredes, daß Alexei Rasumowski, der allgemein nur für den Freund der Kaiserin Elisabeth gegolten hatte, in Wirklichkeit ihr angetrauter Gatte gewesen sei. Und da der in stiller Zurückgezogenheit lebende Graf dieser Behauptung nicht widersprach, war es nicht wunderbar, daß sie bald von jedermann geglaubt wurde.

Warum aber sollte einer Katharina versagt sein, was eine Elisabeth sich hatte gestatten dürfen? Niemanden würde es überrascht haben, wenn der tolle Gedanke eines Tages wirklich zur Ausführung gelangt wäre. Und als die Verwirklichung des vermessenen Traumes, des vermessensten, der je das Gehirn eines Favoriten umnebelt hatte, dennoch ausblieb, fand man dafür keine andere Erklärung als den angeblichen Widerspruch des Grafen Panin, der in einer Senatssitzung gesagt haben sollte: „Ihre Majestät kann tun und lassen, was ihr beliebt; aber Madame Orlow wird niemals Kaiserin von Rußland sein.“ Ich weiß nicht, ob dies Wort wirklich gefallen ist; sollte es aber in der Tat gesprochen worden sein, so zweifle ich nicht, daß es im geheimen Einverständnis mit der Kaiserin geschah. Denn bei meiner Kenntnis ihres Charakters vermag ich nimmermehr zu glauben, daß es ihr jemals im Ernst um diese Heirat zu tun war. Höchstens fehlte es ihr den Orlows gegenüber an Mut zu einer entschiedenen Weigerung, und sie zog es vor, sich des Grafen Panin als eines willigen Werkzeuges für die Vereitelung der allzu hoch fliegenden Wünsche ihres Günstlings zu bedienen.

Weshalb auch hätte sie sich durch eine Heirat binden sollen, jetzt, wo sie ihr nicht mehr, wie einst ihre Vermählung mit dem Großfürsten Peter, den Weg zu sonst unerreichbaren Höhen bahnen konnte? Daß sie für den Zwang einer Ehe nicht geschaffen war, mußte sie ja inzwischen hinlänglich erkannt haben. War doch selbst ihre große Liebe zu Gregor Orlow — oder muß ich sagen: zu den Brüdern Orlow? — kein Hindernis für das immer rege Begehren nach den Umarmungen anderer Männer. Ihr Hunger nach solchen Freuden hatte damals vielleicht

noch nicht die Stärke ſpäterer Jahre erreicht; aber er war immerhin lebhaft genug, um ſie zuweilen die Rückſichten vergeſſen zu laſſen, die ſie der Würde ihrer hohen Stellung ſchuldig war. Ich verzichte darauf, die Namen derer zu nennen, von denen es hieß, daß ſie ſich für Tage oder auch nur für Stunden der Frauengunſt Katharinas hätten erfreuen dürfen, wie ich auch den häßlichen Klatſch nicht wiedergeben mag, der die Natur ihrer Freundſchaftsbeziehungen zu der Fürſtin Daſchkow verdächtigen wollte. Das alles hatte ſeit dem Beginn unſerer Entfremdung für mich ja kaum noch ein wirkliches Intereſſe. Was mich intereſſierte und mich zugleich immer weiter von der einſt Vergötterten entfernte, waren einzig ihre augenfälligen Bemühungen um den Mann, der alle meine Gedanken beſchäftigte. Als ſie ihn in den Kreis ihrer Intimen aufgenommen, hatte ſie ohne Zweifel beabſichtigt, ſich ſeiner gelegentlich zu ihrem Vergnügen zu bedienen und ihn dann achtlos beiſeite zu ſchieben, wie ſie es in ewig wechſelnder Laune mit ſo vielen anderen getan. Sie hatte ihn mit kleinen Liebenswürdigkeiten überſchüttet und hatte wie etwas Selbſtverſtändliches erwartet, daß er auf den erſten Wink ihrer Augen bereit ſein würde, ſich ihr liebegirrend zu Füßen zu werfen. Zum erſtenmal vielleicht in ihrem Leben war es ihr geſchehen, daß ſie ſich in ſolcher Zuverſicht getäuſcht ſah. Ehrerbietig und dankbar nahm Gregor Potemkin die Beweiſe ihrer Gnade entgegen; die begehrlichen Wünſche aber, die ſich hinter ihnen verbargen, ſchien er ebenſowenig zu erraten, als er das in meiner ſchüchternen Demut verborgene Sehnen zu erraten ſchien. Wie vertraulich auch immer Katharina ſich ihm geben mochte, er blieb doch jederzeit nur der Untertan, der durch eine

unübersteigliche Schranke der Ehrfurcht von der geheiligten Person seiner Herrscherin getrennt ist.

Heute weiß ich, daß es einzig die Klugheit war, die sein Verhalten bestimmte. Seine Ansichten, seine Ziele und seine Pläne waren noch genau dieselben, die er mir einst angesichts der goldenen Kuppeln des Kreml enthüllt hatte. Aber er hielt seine Stunde noch nicht für gekommen. Nicht auf den Besitz eines kaiserlichen Weibes waren seine Wünsche gerichtet, sondern auf den Besitz kaiserlicher Macht. Nicht ein gelegentlich aufgegriffenes und gelegentlich wieder weggeworfenes Spielzeug Katharinas wollte er sein, sondern er wollte sie beherrschen, zehnmal despotischer und unumschränkter, als heute Gregor Orlow sie beherrschte. Dafür war es zu früh. Noch standen die Orlows zu hoch, und noch dünkte er selbst sich zu gering. In die Wagschale, die sich zu seinen Gunsten senken sollte, wollte er Besseres und Gewichtigeres zu werfen haben als einzig die Fähigkeit, den begehrlichen Treiben einer Frau Genüge zu tun. Er wollte ein gefeierter Held oder ein erfolgreicher Staatsmann sein, ehe er der Geliebte und der Herr einer Kaiserin wurde. Die Ereignisse haben bewiesen, daß er zu erreichen wußte, was er sich vorgesetzt.

Natürlich konnte ich die Beweggründe für seine Zurückhaltung damals nicht mit derselben Klarheit erkennen, wie sie sich mir heute darstellen. Ich sah in ihr nur ein weiteres Zeichen jener Charaktergröße, die Gregor Potemkin für mich so hoch über alle anderen Männer erhob. Und daß die Kaiserin trotzdem nicht müde wurde, alle kleinen weiblichen Listen gegen seine Standhaftigkeit ins Feld zu führen, verkleinerte sie in meinen Augen um ebensoviel, als es der Größe meines angebeteten

Ideals hinzufügte. Man soll mich nicht fragen, auf welche Beweise übermenschlicher Vorzüge und Tugenden meine abgöttische Bewunderung sich denn nun eigentlich stützte. Denn ich könnte nichts anderes antworten, als daß es für eine Frau, die mit wahrer Leidenschaft liebt, solcher Beweise nicht bedarf. Sie, die mit all ihren Sinnen an der Person des geliebten Mannes hängt, die unablässig alle feinen Fühlfäden ihrer Seele nach ihm ausstreckt, sie wird naturgemäß das Große und Tiefe, das Erhabene und Außergewöhnliche in seiner Wesenheit um vieles früher erkennen, als es sich dem oberflächlichen Blick der Gleichgültigkeit offenbart. Für die Welt war Gregor Potemkin damals nichts als ein Leutnant und Kammerherr gleich hundert anderen — etwas besser unterrichtet vielleicht, etwas sicherer im Auftreten und etwas lernbegieriger als die Mehrheit dieser nützlichen Geschöpfe; für mich war er der Held, dem binnen kurzem alles zu Füßen liegen mußte, was sich jetzt in törichtem Dünkel über ihn erhob. In den Tafeln der Geschichte steht es mit unauslöschlichen Buchstaben verzeichnet, daß der Felsenglaube meiner hellseherischen Liebe mich nicht betrogen.

— — — — — — — — — —

Es war an einem Maientage des Jahres 1764, als die äußerliche Gleichförmigkeit meines Lebens durch etwas sehr Unerwartetes und Unerwünschtes jäh unterbrochen wurde. Unter meinen weiblichen Bekannten — Freundinnen im eigentlichen Sinne des Wortes besaß ich seit langem nicht mehr — gab es ein junges Mädchen namens Marfa Mirowitsch, dem ich um seines sanften und freundlichen Wesens willen immer mit besonderem Vergnügen begegnete. Sie war die Tochter eines wenig

begüterten kleinrussischen Edelmannes und hoffte schon geraume Zeit auf irgendeine bescheidene Versorgung am kaiserlichen Hofe. Gelegentlich hatte ich wohl gehört, daß sie einen Bruder habe, der als Leutnant beim Smolenskischen Regiment diente, aber ich hatte diesen Bruder noch nie gesehen. An jenem Maitage nun geschah es, daß Marfa Mirowitsch mit allen Anzeichen großer Aufregung und Verstörtheit zu mir kam und mich unter strömenden Tränen bat, mir einen großen Kummer anvertrauen zu dürfen. Man kann sich denken, daß ich es ihr nicht verwehrte. Aber als ich erfahren hatte, was sie bedrückte, war ich freilich sehr geneigt, meine Willfährigkeit zu bereuen. Denn ihre Geständnisse hatten mich in die peinliche Lage eines Menschen gebracht, der nicht mehr weiß, was er zu tun oder zu lassen habe.

Marfa Mirowitsch erzählte, daß sie am verflossenen Abend ein Gespräch zwischen ihrem Bruder Wassili und seinem Freunde, dem Leutnant Uschakow, belauscht habe, ein Gespräch, bei dem es sich um nichts geringeres gehandelt als um den Plan zu einer gewaltsamen Befreiung des in Schlüsselburg gefangenen ehemaligen Zaren Iwan Antonowitsch. Einige Andeutungen hatten sie erraten lassen, daß hier eine richtige Verschwörung im Werke sei, an der auch noch andere Personen als die beiden jungen Offiziere beteiligt sein mußten. Und in ihrer verzweifelten Angst um das Schicksal des Bruders, der offenbar im Begriff stand, sein Leben an ein ebenso verbrecherisches wie wahnwitziges Unternehmen zu wagen, noch mehr vielleicht freilich um das Leben Uschakows, den sie heimlich liebte, hatte sie nun bei mir Rat und Beistand gesucht. Daß sie damit etwas beinahe Unmögliches von mir verlangte, war der armen Kleinen noch gar nicht

zum Bewußtsein gekommen. In demselben Atem, mit dem sie mich anflehte, das Schreckliche zu verhindern, beschwor sie mich, ihren Bruder und ihren Freund nicht zu verraten, ohne irgendeine Vorstellung davon zu haben, wie ich das eine ohne das andere anfangen sollte.*)

Als ich sie nach den Beweggründen fragte, die ihren Bruder veranlaßt haben könnten, sich auf ein so tollkühnes und aussichtsloses Unternehmen einzulassen, erwiderte sie, daß man die Ideen und Handlungen des unglücklichen Wassili nicht mit dem gewöhnlichen Maße messen dürfe. Er habe in der Familie seit seiner frühesten Kindheit als etwas überspannt gegolten, habe immer in einer Welt phantastischer Einbildungen gelebt und durch die unbegreifliche Torheit seiner Handlungen schon oft Kummer und Betrübnis über die Seinigen gebracht. Dabei sei er durchaus nicht schlecht, sondern im Gegenteil

*) Der noch im zartesten Säuglingsalter stehende Zar Iwan Antonowitsch, Sohn des Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig, war, nachdem ihn der Staatsstreich der Kaiserin Elisabeth im Jahre 1741 vom Throne gestürzt hatte, mit seinen Eltern und Geschwistern nach Cholmogory gebracht worden, um diesen Aufenthalt, an dem man ihn nicht sicher genug verwahrt glaubte, später mit einer Kerkerzelle in Schlüsselburg zu vertauschen. Die Grausamkeit, mit der Elisabeth den unglücklichen jungen Menschen behandelte, erklärt sich aus ihrer beständigen Furcht, daß Unzufriedene sich seines Namens für die Anstiftung einer revolutionären Bewegung bedienen und ihn als berechtigten Thronanwärter auf den Schild erheben könnten. Sein Verbleib wurde deshalb so ängstlich mit dem Schleier des Geheimnisses umgeben, daß selbst unter den Offizieren der Schlüsselburger Garnison viele waren, die nicht ahnten, welche staatsgefährliche Persönlichkeit sich hinter dem mysteriösen Gefangenen in „Nr. 1“ eigentlich verbarg. Was die Verfasserin der vorliegenden Denkwürdigkeiten von Mirowitschs Befreiungsversuch und von dem tragischen Ende des beklagenswerten Iwan Antonowitsch erzählt, stimmt nicht in allen Punkten mit der von russischen Geschichtsschreibern älterer und neuerer Zeit gegebenen Darstellung überein. Namentlich die tätige oder moralische Mitschuld Katharinas wird von ihren Lobrednern mit mehr oder weniger triftigen Argumenten bestritten. Es läßt sich jedoch bei einem aufmerksamen Studium der vorhandenen Aktenstücke nicht verkennen, daß eine ganze Reihe unaufgeklärter Umstände die behauptete Ahnungslosigkeit der Kaiserin zum mindesten sehr zweifelhaft erscheinen läßt. Und es ist jedenfalls sicher, daß das endgültige Verschwinden des Gefangenen von Schlüsselburg für sie eine befreiende Erfüllung längst gehegter Wünsche bedeutete. Was endlich die von Darja Korowin erzählte Beteiligung Alexis Orlows an der Entwicklung und dem Ausgang der Tragödie betrifft, so entspricht sie durchaus der unrühmlichen Rolle, die er in anderen Fällen, wie bei der Ermordung Peters III. und bei der Gefangennahme der Prätendentin Tarakanow, gespielt hat. Es liegt also kein Grund vor, die Schilderung der Gräfin Korowin für bloße Erfindung oder für eine durch ihre Abneigung gegen Katharina beeinflußte Entstellung der Tatsachen zu halten.

ein Mensch von außerordentlicher Herzensgüte und einem beinahe krankhaften Gerechtigkeitsgefühl. Daß im Grunde seiner Seele ein tiefer Groll gegen die Kaiserin verborgen sei, erkläre sich aus dem traurigen Schicksal seiner Familie, deren Güter infolge des von Mazeppa verübten Verrats im Jahre 1709 konfisziert und trotz aller Bittschriften und Vorstellungen bis jetzt auch nicht zum kleinsten Teile zurückgegeben worden seien. Er habe unter der Armut seiner Angehörigen und unter dem Bewußtsein des von der Regierung an ihnen verübten Unrechts immer schwer gelitten und sich schon als siebzehnjähriger Jüngling monatelang sehr ernsthaft mit dem Plane getragen, die Kaiserin Elisabeth zu ermorden. Als Offizier des Smolenskischen Regiments hatte er in bestimmten Zwischenräumen mit einem Kommando von fünfundvierzig Mann zur Verstärkung der Wache die Schlüsselburger Festung zu beziehen, und bei einer solchen Gelegenheit sei er zufällig des entthronten Zaren Iwan ansichtig geworden. Mit Schmerz und Empörung habe er gesehen, daß man diesen unschuldigen jungen Mann unmenschlicher behandelte als den gemeinsten Verbrecher. In einem unterirdischen Gemache, das nie von einem Strahl des Tageslichts erhellt werde, müsse er nun schon seit Jahren bei mattem Kerzenschein untätig und schweigend sein Leben verbringen. An Gesellschaft zwar fehle es ihm nicht, denn die beiden Offiziere Wlaßjew und Tschekin, die man ihm zu Kerkermeistern bestellt, seien strengstens angewiesen, sich immer in der Zelle des Gefangenen aufzuhalten. Aber es sei ihnen ebenso streng verboten, mit ihm zu sprechen. Und selbst wenn sie bereit gewesen wären, dies Verbot zu übertreten, würde die Unterhaltung mit ihnen für den Kaiser kaum eine Mil-

berung seines harten Schicksals bedeutet haben. Denn nach dem, was Mirowitsch seiner Schwester von ihnen erzählt hatte, würde man in der ganzen russischen Armee vergebens zwei wüstere und rohere Gesellen gesucht haben, als es diese beiden Henkersknechte waren. In langen Zwischenräumen nur werde dem Beklagenswerten die Wohltat eines kurzen Spazierganges zwischen den hohen Mauern eines engen Hofes zuteil, und sein Aussehen sei infolgedessen schon ganz das eines Toten. Der Gedanke an das unglückselige Opfer grausamster Despotenlaune habe seit jener Begegnung ihren Bruder unablässig verfolgt. Er sei in ständiger Aufregung umhergegangen und zuletzt in ein finsteres Brüten versunken, dessen Ergebnis endlich der Plan dieser wahnwitzigen Verschwörung gewesen sei.

Von den Einzelheiten des Planes hatte Marfa nur soviel verstanden, daß er zur Ausführung gelangen sollte, wenn die Reihe, das Wachkommando zu befehligen, wieder einmal an Wassili Mirowitsch gekommen sei. Ueber das, was die beiden Freunde mit der Person des Befreiten vorhatten, ob sie ihn außerhalb des Landes in Sicherheit zu bringen oder ihn zum Kaiser auszurufen gedachten, wußte sie nichts. Aber das war ja auch gleichgültig, denn sie hielt sich gleich mir überzeugt, daß der Anschlag kläglich mißlingen und seinen Urhebern das Leben kosten würde. Auf meine Frage, warum sie nicht zuallererst versucht habe, ihrem Bruder das Gefährliche und Hoffnungslose seiner tollen Ideen vorzustellen, schüttelte sie traurig den Kopf.

„Wenn Sie Wassili kennen würden, brauchte ich Ihnen nicht erst zu sagen, wie zwecklos ein solcher Versuch gewesen wäre. Von einem Vorhaben, das er sich

einmal in den Kopf gesetzt, würde er sich durch nichts abbringen lassen, am wenigsten durch die Bedenklichkeiten eines Mädchens. Wenn er verhindert werden soll, sich und andere ins Unglück zu stürzen, kann es nur dadurch geschehen, daß ihm die Verwirklichung seines Planes auf andere Weise unmöglich gemacht wird. Und ich wußte niemanden, den ich um Hilfe bitten konnte als Sie. Sie sind mit den einflußreichsten Personen des Hofes befreundet, und Sie sind immer so gut gegen mich gewesen — —"

Sie brach aufs neue in ein herzbrechendes Schluchzen aus, und ich fühlte ein so tiefes Mitleid mit ihrem Kummer, daß ich es nicht über mich gewonnen hätte, sie ungetröstet von mir gehen zu lassen. Ich bemühte mich also, sie aufzurichten und versprach ihr meinen Beistand, obwohl ich noch nicht ahnte, wie ich dieses Versprechen einlösen sollte. Als sie fort war, fiel mir die Verpflichtung, die ich da auf mich genommen hatte, freilich schwer genug auf die Seele. Stundenlang zerbrach ich mir den Kopf, um einen Ausweg zu finden, der niemanden ins Verderben brächte. Und das Ende alles Nachdenkens war, daß ich mich beklommenen Herzens zu dem entschloß, was ich zuerst am weitesten von mir gewiesen hatte. Ich mußte mich Alexis Orlow anvertrauen, und ich mußte mich, um ihn zu menschenfreundlichem Handeln zu bewegen, auf die Macht verlassen, die ich als Weib vielleicht doch über ihn besaß. Es war ein bedenkliches Unterfangen, aber ich sah keine andere Möglichkeit, nachdem meine innerliche Trennung von Katharina mir den Weg zu ihrem Herzen für immer verschlossen hatte.

Am Abend des nämlichen Tages machte ich meinen

schwer erkämpften Entschluß zur Tat. Zum Glück für die arme Marfa — nach meiner damaligen törichten Auffassung wenigstens — war Alexis Orlow gerade an diesem Abend infolge irgendwelcher Einflüsse von überströmender Verliebtheit und Zärtlichkeit. Und ich war bereits Komödiantin genug geworden, um ihn durch den trügerischen Anschein gleicher Gefühle zu täuschen. Mitten unter Schmeicheln und Kosen, in einem Augenblick, den ich als den günstigsten ansah, brachte ich mein Anliegen vor, das heißt: ich wiederholte in der Hauptsache, was ich von Marfa Mirowitsch gehört hatte, ohne jedoch einen Namen zu nennen. Schon nach den ersten Worten sah ich, in wie hohem Maße meine Geschichte Alexis Orlow interessierte. Er schien enttäuscht, als ich mich außerstande erklären mußte, ihm alle Einzelheiten des Komplotts zu enthüllen, und er verlangte ungestüm, daß ich ihm die Namen der beiden Verräter und die Quelle nennen solle, aus der ich meine Wissenschaft geschöpft. Aber ich tat zunächst weder das eine noch das andere.

„Ich habe mich mit meiner Ehre dafür verbürgt," sagte ich, „daß den beiden Unglücklichen, die sich durch ein Gefühl des Mitleids irreführen ließen, an Leib und Leben kein Ungemach widerfahren werde. Noch handelt es sich ja nur um eine in Gedanken begangene Sünde, und ich werde dir die Namen der armen Verblendeten erst nennen, nachdem du mir geschworen hast, daß sie für diese Gedankensünde nicht härter bestraft werden sollen als etwa durch die Versetzung in eine entfernte Garnison."

Natürlich war ich darauf vorbereitet, daß es mich große Mühe kosten würde, ihm ein solches Versprechen abzuringen. Aber zu meiner Ueberraschung sträubte er sich nicht im geringsten.

„Was könnte ich meinem weißen Täubchen abschlagen?“ meinte er lächelnd. „Eigentlich müßte man ja die Narren Spießruten laufen lassen und sie dann nach Sibirien verschicken. Aber es kommt schließlich nicht so sehr viel darauf an, ob ein paar Tollhäusler mehr oder weniger frei herumlaufen. Sage mir getrost, wer sie sind. Es soll ihnen nichts geschehen.“

Ich holte mein Gebetbuch herbei, damit er auf das Kreuz schwöre. Und nach einigen Spöttereien über meine Feierlichkeit tat er es wirklich. Nun nannte ich die Namen Mirowitsch und Uschakow, die ihm, wie er sagte, bis zu diesem Augenblick ganz unbekannt gewesen waren, und fragte ihn, was er mit ihnen zu tun beabsichtige.

„Ich weiß es noch nicht genau,“ erwiderte er. „Jedenfalls werde ich Sorge tragen, daß sie nichts unternehmen, was der Kaiserin unerwünscht sein könnte. Aber ich werde sie natürlich nur so lange vor Schlimmerem schützen können, als die Geschichte ein Geheimnis bleibt. Sobald auch andere hier am Hofe Kenntnis davon erhalten, ist es mit meiner Macht zu Ende, und die Gerechtigkeit wird ihren Lauf nehmen.“

Ich hätte ja nun alle Ursache gehabt, mit dem mühelos Erreichten wohlzufrieden zu sein, und es ist begreiflich, daß ich Alexis Orlow den Lohn nicht verweigerte, den er als Dank für seine angebliche Ritterlichkeit begehrte. Aber er hatte sich allzu nachgiebig und menschenfreundlich gezeigt, als daß sich nicht ein Gefühl des Mißtrauens hätte in meiner Seele regen sollen. Ich verbrachte die nächsten Tage in ständiger Angst, etwas Schlimmes zu vernehmen, und erst, als nahezu drei Wochen verstrichen waren, ohne daß ich Marfa Mirowitsch wiedergesehen oder irgend etwas von der An-

gelegenheit gehört hatte, entschloß ich mich, daran zu glauben, daß es Alexis diesmal ernst gewesen sei mit seinem Versprechen.

Um so größer war meine Bestürzung, als ich eines Tages in der Kirche mit meinem jungen Schützling zusammentraf. Das war kaum noch dieselbe Marfa Mirowitsch, die ich gekannt. Verweint und abgehärmt, lag sie in Trauerkleidern auf den Knien und starrte aus dunkel umränderten Augen wie geistesabwesend vor sich hin. Sie hatte mich nicht gesehen; ich aber konnte kaum das Ende des Gottesdienstes abwarten, um mir Gewißheit zu verschaffen über das Traurige, das hier geschehen sein mußte. Als ich ihre Schulter berührte, fuhr sie erschrocken zusammen und machte, sobald sie mich erkannte, eine Bewegung, als ob sie vor mir die Flucht ergreifen wollte. Erst der Klang meiner teilnehmenden Anrede schien ihre Scheu zu besiegen. Ich fragte, um wen sie Trauer trage, und langsam, indem sie mit einem Blick des Vorwurfs und des unsäglichsten Herzeleids zu mir aufsah, erwiderte sie:

„So wissen Sie nicht, daß Sergius Uschakow tot ist?"

„Tot?" wiederholte ich erschrocken. „Wann ist er gestorben und woran?"

„Er starb vor einer Woche, und an einer Krankheit, die ich über ihn heraufbeschworen, als ich ihn an Sie verriet."

„Nein," rief ich, „das ist unmöglich! Sie sprechen nicht die Wahrheit. Wenn man ihm den Prozeß gemacht hätte, würde ich es wissen."

„Nein, man hat ihm nicht den Prozeß gemacht. Man hat es vorgezogen, ihn ohne Untersuchung und Urteil zu richten. Zwei Tage, nachdem ich bei Ihnen gewesen war,

wurde er auf eine Dienstreise geschickt. An einen weit entfernten Ort und in Begleitung zweier Offiziere, von denen das ganze Regiment wußte, daß sie seine Todfeinde waren. Vor drei Tagen nun kamen die beiden zurück, um zu melden, daß Sergius Uschakow beim Uebersetzen über einen reißenden Fluß aus dem Boote gestürzt und ertrunken sei. Seine Ahnung hatte ihn also nicht betrogen, als er mir beim Abschied tränenden Auges versicherte, daß er gewiß sei, von dieser Dienstreise niemals zurückzukehren. Zwei tückische Meuchelmörder sind eben zu viel auch für den tapfersten Mann."

Ich zitterte am ganzen Leibe, aber ich versuchte noch immer, mich gegen den schrecklichen Verdacht zu wehren, den die Worte des verzweifelten Mädchens wachgerufen.

„Meine arme Marfa!" sagte ich, „ich fühle Ihren Kummer mit Ihnen. Aber Sie müssen sich täuschen. Was Sie für ein fluchwürdiges Verbrechen halten, war sicherlich nichts als ein unglücklicher Zufall. Man hätte nicht zu solchen Mitteln zu greifen brauchen, wenn man die Absicht hatte, ihn zu töten. Ich glaube viel eher, daß man sein Bestes wollte, als man ihn unter dem Vorwande einer Dienstreise aus Petersburg entfernte. Hat man Aehnliches nicht auch mit Ihrem Bruder getan? Ist er nicht ebenfalls an einen anderen Ort geschickt worden?"

Das Mädchen schüttelte den Kopf.

„Mein Bruder ist noch immer hier. Und ich fürchte, daß — —"

Sie brach ab, indem sie mir einen mißtrauischen Seitenblick zuwarf. Offenbar besorgte sie, mir schon zuviel gesagt zu haben; denn sie hatte keine Antwort mehr auf meine weiteren Fragen. Und da ich sah, daß sie

meine Gesellschaft als etwas Peinigendes und Bedrückendes empfand, machte ich der Unterhaltung bald ein Ende. Aber ich zögerte nicht, Alexis Orlow aufzusuchen und von ihm Rechenschaft zu verlangen über das Ende des armen Uschakow. Er stellte sich höchst erstaunt und erklärte, nicht das geringste von dem Tode des Leutnants zu wissen. Die Vermutung aber, daß er oder ein anderer Befehl gegeben haben könnte, ihn zu ermorden, wies er lachend zurück.

„Welcher Unsinn, mein Täubchen! Seit wann macht man so viele Umstände wegen eines Narren?"

„Und Wassili Mirowitsch?" beharrte ich. „Was ist geschehen, um ihn an der Ausführung seines Planes zu hindern?"

„Man hat ihm einen Freund und Vertrauten gegeben, der schon dafür sorgen wird, daß alles auf die rechte Art verläuft. Du darfst wirklich unbesorgt sein, mein weißer Liebling! Mein Wort darauf, daß Mirowitsch nichts unternehmen wird, was nicht dem Wohl des Staates und der Gemütsruhe unserer erhabenen Herrscherin dienlich wäre. Aber wenn ich dir raten soll, Täubchen, so kümmere dich nicht länger um diese Dinge und halte reinen Mund gegen jedermann. Ein einziges unvorsichtiges Wort, und dein Schützling Mirowitsch wird Gelegenheit haben, die Folter von ihrer unangenehmsten Seite kennen zu lernen."

Eine so unverhüllte Drohung war in diesen schrecklichen letzten Worten, daß ich mich davon einschüchtern ließ und keine weitere Frage stellte. Aber die Sache ging mir beständig im Kopf herum, und es war mir unmöglich, Ruhe zu finden. Ich wußte, daß Marfa Mirowitsch mit ihrer jüngeren Schwester im Hause eines Kaufmanns

lebte, und eines Tages, als sich die Kaiserin mit ihren Intimen in Peterhof befand, faßte ich den Entschluß, das unglückliche junge Mädchen auf jede Gefahr hin zu besuchen. Ich fand sie allein, aber sie war sehr bestürzt über mein Erscheinen, und es kostete mich große Mühe, ihr verlorenes Vertrauen wenigstens zum Teil zurückzugewinnen. Davon, daß Uschakows Tod nichts als ein unglücklicher Zufall gewesen sei, wollte sie sich durchaus nicht überzeugen lassen, vielleicht, weil ich selber davon zu wenig überzeugt war, um die rechten Worte zur Beseitigung ihres Argwohns zu finden. Als ich sie dann aber auf das herzlichste bedrängte, mir alles zu sagen was sie von ihrem Bruder wisse, wurde sie doch wieder etwas mitteilsamer und erzählte:

„Seit Uschakows Abreise sehe ich Wassili viel seltener als früher, und er ist gegen mich und meine Schwester niemals verschlossener gewesen als in der jüngsten Zeit. Aber ich habe Ursache zu fürchten, daß er seine abenteuerlichen Pläne noch nicht aufgegeben hat, ja, daß er sich neuerdings eifriger denn je mit ihnen beschäftigt. Er hat einen neuen Freund gefunden, einen Menschen, dem es für mich auf dem Gesicht geschrieben steht, daß er sein Verderben sein wird. Und ich glaube, daß es dieser unselige Korowin ist, der ihn in seinem wahnwitzigen Vorhaben bestärkt."

Korowin? Der Name und die Persönlichkeit des Mannes waren mir nicht mehr fremd. Aber es waren nicht gerade angenehme Vorstellungen, die seine Erwähnung in mir erweckte. Ich hatte einen Grafen Iwan Dimitrowitsch Korowin wiederholt in Alexis Orlows Gesellschaft gesehen, einen Artillerieoffizier von der Wiborger Seite, ungefähr sechsundzwanzig Jahre alt und

von keineswegs üblem Aussehen. Sein Vater war ein gewöhnlicher Bauer gewesen, aber er hatte von der Kaiserin Elisabeth den Grafentitel erhalten, weil er als Unteroffizier Gelegenheit gefunden hatte, ihr bei dem Handstreich, der sie zur Kaiserin machte, irgendwelche wichtigen Dienste zu leisten. Man hatte ihm später ein einträgliches Amt im Innern des Reiches übertragen, und er war unter Hinterlassung ausgedehnter Güter und eines ansehnlichen Vermögens gestorben. Er sollte ein Wüstling und Trunkenbold von erschreckender Rohheit gewesen sein, und man erzählte sich die abscheulichsten Geschichten von den Grausamkeiten, die er namentlich gegen seine weiblichen Leibeigenen verübt habe. Seiner an einen Saltykow verheirateten, aber früh verwitweten Tochter, die jetzt auf den weit von der Hauptstadt entfernten Besitzungen lebte, wurden ganz ähnliche Untaten nachgesagt, und es würde mich durchaus nicht wundergenommen haben, solche Dinge auch von dem Sohne, dem Freunde Alexis Orlows, zu hören. Denn ich hatte ihn niemals anders als betrunken gesehen, und die Brutalität seines Wesens hatte mich mit einem wahren Abscheu vor ihm erfüllt.

Als Marfa Mirowitsch seinen Namen genannt, war ich nicht darüber im Zweifel gewesen, daß er sich in Orlows Auftrage dem jungen Mirowitsch genähert und sein Vertrauen erschlichen hatte. Aber ich war noch immer naiv genug, zu glauben, daß es einzig in der Absicht geschehen sei, die Ausführung des von dem unglückseligen Schwärmer geplanten Vorhabens zu verhindern. Ich begriff nicht, weshalb man sich gerade dieses umständlichen und unsicheren Mittels bedient hatte, aber ich glaubte mich nicht berechtigt, die Absichten Alexeis durch

eine Einmischung zu durchkreuzen. Ich bemühte mich also, die arme Marfa zu beruhigen, indem ich ihr versicherte, daß man es ihrem Bruder unmöglich machen würde, sich blindlings in sein Verderben zu stürzen. Und ich suchte mir selber einzureden, daß mein Mißtrauen gegen Alexis Orlow diesmal ein unberechtigtes gewesen sei.

In der letzten Woche des Juni beschloß die Kaiserin plötzlich eine Reise nach Livland, und ich erhielt Befehl, mich dem ansehnlichen Gefolge anzuschließen, das sie begleiten sollte. Meine an Alexis Orlow gerichtete Bitte, mir die Erlaubnis zum Verbleiben in Petersburg auszuwirken, blieb ohne Erfolg, was mich um so mehr in Erstaunen setzte, als Katharina meine persönlichen Dienste kaum noch in Anspruch nahm. Aber ich mußte gehorchen, und die mannigfachen Aufregungen und Zerstreuungen, die mit einer solchen Reise verbunden sind, ließen mich die Affäre Mirowitsch während der nächsten zehn oder vierzehn Tage beinahe ganz vergessen. Für die Kaiserin bedeutete diese Reise einen neuen Triumphzug, wenn auch ein großer Teil der Huldigungen, die ihr allerorten dargebracht wurden, auf mich mehr den Eindruck geschickt arrangierter theatralischer Veranstaltungen als den einer aus dem Herzen des Volkes kommenden Begeisterung machte. Was mir in diesen Tagen besonders auffiel, war eine merkwürdige Unruhe Katharinas. Sie schien nur ein sehr geringes Interesse zu haben für alles, was um sie her geschah, und sie geriet in hochgradige nervöse Aufregung, wenn der Kurier mit den Neuigkeiten aus Petersburg einmal länger auf sich warten ließ, als man es vorausgesehen hatte. Es war, als ob sie mit Ungeduld das Eintreffen ganz bestimmter

Nachrichten herbeisehne und durch ihr Ausbleiben mehr und mehr beunruhigt würde. Mit den beiden Orlows hatte sie beständig geheime Besprechungen, und zuweilen konnte ich mich der Empfindung nicht erwehren, daß sie mich mit besonders mißtrauischen und feindseligen Blicken ansähe. Eines Abends, als sie sich in ausnehmend schlechter Laune zu befinden schien, trat sie plötzlich auf mich zu und überraschte mich durch die Frage, ob ich seit unserer Abreise von Petersburg irgendwelche Nachrichten von Marfa Mirowitsch erhalten hätte. Ich geriet begreiflicherweise in die größte Verwirrung, denn wie hatte ich ahnen können, daß Alexis die Kaiserin von meinen vertraulichen Mitteilungen unterrichtet habe! In meiner Bestürzung konnte ich kaum eine verneinende Antwort hervorbringen, und ich stand wie mit Blut übergossen, als Katharina in ihrem ungnädigsten Tone sagte:

„Man hat mir erzählt, daß Sie diese Enkelin eines Rebellen und Verräters Ihrer besonderen Freundschaft würdigten, und daß Sie sie heimlich besucht hätten, nachdem man Ihnen jede Einmischung in die Angelegenheiten dieser Verschwörerfamilie ausdrücklich verboten hatte. Wenn es in der Absicht geschehen sein sollte, den Leutnant Mirowitsch durch seine Schwester vor irgend jemandem warnen zu lassen, so werden Sie sich die Folgen dieses verräterischen Ungehorsams selbst zuzuschreiben haben."

Diesmal fand ich in der Tat keine Erwiderung mehr, denn ich sah mich vor etwas völlig Unbegreiflichem, und in meinem Kopfe jagten sich die seltsamsten Gedanken und Vermutungen. Die Kaiserin aber, die in meinem Verstummen das Kennzeichen eines schlechten Gewissens erblicken mochte, schien mich mit ihren zornblitzenden

Augen geradezu durchbohren zu wollen, und ich bin sicher, daß sie sich zu noch heftigeren Worten hätte hinreißen lassen, wenn nicht in diesem Moment Gregor Orlow mit einem offenen Briefe von anscheinend sehr beträchtlichem Umfange zu ihr getreten wäre. Es war jetzt bereits etwas ganz Gewöhnliches, daß die wichtigsten und vertraulichsten der für die Kaiserin bestimmten Berichte ihm zuerst ausgehändigt und von ihm geöffnet wurden. Katharina war damit augenscheinlich vollkommen einverstanden, und auch in diesem Augenblick hatte sie keine andere Frage als ein hastiges:

„Der Kurier von Petersburg ist angekommen? Hat er gebracht, was wir erwarten?"

Orlows Entgegnung konnte ich nicht verstehen, denn sie war mit einem Seitenblick auf mich im vorsichtigsten Flüsterton erfolgt; aber ich gewahrte, daß sich die Brust der Kaiserin wie in einem Aufatmen der Erleichterung hob und daß ihre eben noch so gespannten und unmutigen Züge plötzlich den Ausdruck einer lebhaften Freude annahmen. Sie zog sich mit ihrem Günstling zurück, und als sie nach Verlauf einer halben Stunde wieder im Saale erschien, strahlte die sonnigste Heiterkeit von ihrer Stirn. Ich suchte ihre Nähe zu meiden, aber sie stand plötzlich an meiner Seite und sagte sehr freundlich:

„Ich habe Ihnen vorhin mit meiner Vermutung unrecht getan, kleine Darja! Bewahren Sie auch weiter die Verschwiegenheit einer Freundin, und es soll Ihnen an meinem Dank nicht fehlen."

Das unerwartete Lob war mir ebenso unverständlich wie es der unerwartete Tadel gewesen war, und es vermochte mich nicht aus meiner Unruhe zu befreien. Daran, daß der aus Petersburg eingetroffene Bericht

in irgendeinem Zusammenhange mit der Affäre Mirowitsch stehen müsse, konnte ich kaum noch zweifeln, und man begreift, wie ungeduldig ich war, die Natur dieses Zusammenhanges zu erfahren. Ich horchte mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Gespräche, die in der Umgebung der Monarchin geführt wurden, und endlich schlug aus einem von ihnen in der Tat der Name Iwan Antonowitsch an mein Ohr. Unbekümmert darum, welche Deutung man meiner Neugierde geben mochte, wandte ich mich an den Sprechenden mit der Frage, ob sich in Petersburg etwas Außergewöhnliches zugetragen habe.

„Etwas höchst Außergewöhnliches," war die Antwort. „Eine Handvoll tollkühner Verschwörer hat den Versuch gemacht, den Braunschweiger aus seinem Gefängnis in Schlüsselburg zu befreien. Und es heißt, daß Iwan Antonowitsch dabei ums Leben gekommen sei. Man weiß noch nicht zuverlässig, auf welche Art." —

Ich hatte die Folgen meiner schweren Krankheit trotz der zwei Jahre, die seit meiner Wiederherstellung bereits verflossen waren, noch immer nicht ganz überwunden. Die Nervenkrisen, an denen ich schon in der Kindheit gelitten hatte, stellten sich mit größerer oder geringerer Heftigkeit fast bei jeder starken Gemütsbewegung ein, und es war also kein Wunder, daß ich unter der Wirkung der eben gehörten Worte in Krämpfen und Zuckungen zu Boden stürzte. Wenige Augenblicke später hatte ich das Bewußtsein verloren, und als ich wieder zu mir kam, lag ich auf dem Bette in meinem Zimmer. An meiner Seite aber saß finsteren Antlitzes Alexis Orlow, und das erste Wort, mit dem er meine Rückkehr in das Leben begrüßte, war ein Wort leidenschaftlichen Unmuts.

„Was für Geschichten sind das, mit denen du dich und mich und die Kaiserin kompromittierst? Ist der Tod dieses Iwan für dich ein Grund, gellende Schreie auszustoßen und in Ohnmacht zu fallen? Wähnst du, daß ich allmächtig bin, um dich immer und immer wieder vor dem Zorn meines Bruders wie vor der Ungnade der Kaiserin schützen zu können?"

„Es war nicht meine Schuld, daß ich diese Nervenzustände bekam," wagte ich mich zu verteidigen. „Das Fürchterliche brach zu unerwartet über mich herein. Und ich verstehe nicht, daß du selbst es so ruhig aufnehmen kannst? Wie schlecht müssen deine Befehle ausgeführt worden sein, daß Wassili Mirowitsch dennoch eine Möglichkeit gefunden hat, sein unsinniges Vorhaben zu verwirklichen!"

Alexis verzog die Lippen zu einer spöttischen Grimasse; dann, indem er sich näher zu mir neigte, erwiderte er halblaut:

„Meine Befehle sind so gut ausgeführt worden, als ich nur immer wünschen konnte. Und damit du in deiner Unwissenheit nicht noch weitere Dummheiten anrichtest, will ich dir etwas sagen, mein Täubchen: Dieser Mirowitsch und seine Verschwörung kamen uns sehr gelegen. Auch wir fühlten schon längst ein großes Mitleid mit dem armen Teufel in den Schlüsselburger Kasematten, und seit der Thronbesteigung der Kaiserin hatten wir darüber nachgedacht, wie man ihm auf gute Art in ein besseres Leben helfen könnte. Aber wir konnten das rechte Mittel und den rechten Weg nicht finden. Die Freiheit konnten wir ihm nicht geben, ohne die Gefahr einer Rebellion heraufzubeschwören, die sich ohne Zweifel früher oder später an seinen Namen geknüpft haben

würde. Und in ein schöneres Jenseits konnten wir ihn auch nicht ohne weiteres befördern, nachdem die Kaiserin Elisabeth einmal schwachmütig genug gewesen war, sich mit seiner Einsperrung zu begnügen. Um ihn ein für allemal unschädlich zu machen, unschädlich für Ihre Majestät und unschädlich für ihn selbst, mußten wir einen triftigen Anlaß haben — einen Fluchtversuch etwa oder einen auf seine gewaltsame Befreiung gerichteten Anschlag anderer Personen. Du fängst endlich an, mich zu verstehen — nicht wahr, mein Liebling?"

„Nein," zwang ich heraus, „ich verstehe nichts, denn ich müßte an Gott und den Menschen verzweifeln, wenn — —"

„O, nur nicht so ungestüm, meine Kleine! Hast du noch immer nicht lange genug an einem Hofe gelebt, um zu wissen, daß man mit einer Popenmoral weder die Geschicke des Staates leiten noch die Sicherheit des Thrones verteidigen kann? Dieser Iwan Antonowitsch war für Katharina eine ewige Gefahr. Mochte es diesmal nur ein verrückter und ohnmächtiger Schwärmer sein, der auf die Idee gekommen war, ihn zum Kaiser auszurufen — morgen oder in einem Monat konnte leicht genug ein klügerer und tatkräftigerer Mann auf denselben Gedanken verfallen. Und wer weiß, ob wir es dann ebenso leicht gehabt hätten wie jetzt, das Komplott nach unserm Willen zu lenken. Darum mußten wir die Gelegenheit beim Schopfe ergreifen, so, wie sie sich eben bot. Den Befehl, den Gefangenen zu töten, wenn es für seine Wächter keine Möglichkeit mehr gab, seine gewaltsame Befreiung zu verhindern — diesen selbstverständlichen Befehl, mein Liebling, hatte schon die Kaiserin Elisabeth erteilt. Und wir brauchten ihn den Hütern

des Braunschweigers jetzt nur aufs neue einzuschärfen. Sie haben sich als treue und zuverlässige Diener Ihrer Majestät erwiesen, indem sie ohne alles bedenkliche Zaudern zur Ausführung brachten, was man ihnen befohlen. Sie hatten den Auftrag, ihren Gefangenen nicht lebend in die Hände sogenannter Befreier fallen zu lassen, und sie haben sich dieses Auftrags entledigt, wie es gehorsamen Soldaten geziemt. Das ist alles."

Unfähig, meine grenzenlose Aufregung zu meistern, sprang ich vom Lager empor und schrie ihm ins Gesicht:

„Mörder! Feiger, erbärmlicher Mörder! Aber ich schwöre, daß alle Welt erfahren soll, wie man mich hinterging."

Als fürchte er, daß ich auf der Stelle hinauseilen und meine Drohung zur Tat machen könnte, packte Alexis Orlow meine Schultern und zwang mich mit brutaler Kraft in die Knie nieder.

„Ein einziges Wort noch von dieser Art, und ich lasse dich an einen Ort bringen, wo dir alle derartigen Gelüste vergehen. Denke an das Schicksal deines Vaters! Und erinnere dich, wie man mit Natalia Lopuchin verfuhr. Wo es das Staatswohl forderte, war in Rußland noch nie eine Haut zu weiß und zu zart für Batogen*) und Knute."

Er sah fürchterlich aus, und mein rebellischer Mut brach zusammen. Weinend barg ich das Gesicht in den Händen und sprach kein Wort mehr. Orlow aber fuhr mitleidslos fort:

„Du wirst niemanden ahnen lassen, daß du vor dem heutigen Abend etwas von dem Komplott dieses Miro-

*) Als Züchtigungsinstrument dienende Stöcke.

witsch gewußt hast. Tätest du's, so könnte nichts dich davor schützen, als Mitwisserin des Hochverräters verhaftet zu werden. Geht dein Mitleid mit diesen Verschwörern wirklich so weit, daß du dich ihnen zuliebe peitschen und foltern lassen möchtest?"

Ich kannte das in meinem Vaterlande übliche Prozeßverfahren gegen Verschwörer zur Genüge, um die warnenden Worte meines edlen Freundes so ernst zu nehmen, als sie es verdienten. Stumm warf ich mich auf die Kissen meines Lagers, und nicht eher wagte ich den Kopf zu erheben, als bis das Zufallen der Tür mir verraten hatte, daß er mich verlassen.

---

22. Kapitel.

Wassili Mirowitsch war dem Henker verfallen. Sein Schicksal war entschieden und besiegelt, noch ehe die Komödie seines Prozesses ihren Anfang genommen. Man kennt diesen Prozeß und seine angeblichen Enthüllungen aus dem von der Kaiserin Katharina nach der Hinrichtung des unglücklichen Schwärmers erlassenen Manifest — diesem Manifest, das sich in seiner dreisten Verlogenheit der Bekanntmachung von Peters des Dritten Tode würdig an die Seite stellen kann. Die Nachwelt mag die Schuldigen richten, die das Leben eines schuldlosen Prinzen, eines armen, wehrlosen Gefangenen, auf ihrem Gewissen haben. Daß sich nicht schon die Mitwelt gegen die tückische Grausamkeit barbarischer Machthaber empörte, wird mir freilich bis an mein Lebensende unbegreiflich

bleiben. Denn die Intrige, die sich des verblendeten Mirowitsch als eines ahnungslosen Werkzeugs bediente, war so plump durchgeführt worden, daß nach meinem Empfinden auch der Einfältigste durch sie nicht hätte getäuscht werden können.

Wassili Mirowitsch war genau nach dem unsinnigen Plane zu Werke gegangen, den der Verräter Korowin ihm nach Alexis Orlows Anweisungen eingegeben hatte. Als er Anfangs Juli mit seinen fünfundvierzig Mann wieder die Wache in dem Festungsgefängnis von Schlüsselburg bezogen hatte, war er vollkommen überzeugt, daß alles für ein glückliches Gelingen des Anschlages vorbereitet sei. Der befreite Iwan Antonowitsch sollte unverweilt nach dem Artilleriepark auf der Wiborger Seite von Petersburg gebracht und dort zum Kaiser ausgerufen werden. Mirowitsch selbst hatte das zur Verlesung bestimmte Manifest entworfen, das den Charakter und die Taten der Kaiserin Katharina in den schwärzesten Farben malte und sie neben vieler anderer Verbrechen auch der Ermordung ihres Gemahls beschuldigte. Korowin hatte dem Verschwörer eingeredet, daß ihm ein solches Manifest ohne weiteres die Gefolgschaft der Armee und die Zustimmung des Volkes sichern würde. Es sollte angeblich ein leichtes sein, mit Hilfe der Artillerie die Peter-Paulsfestung zu besetzen und die etwa widerstrebenden Behörden und Würdenträger mit Waffengewalt zur Anerkennung des neuen, rechtmäßigen Kaisers zu zwingen. Die ursprüngliche Absicht Mirowitschs, die Kaiserin und den Großfürsten Paul zu verhaften, wurde ja allerdings durch ihre Abwesenheit von Petersburg vereitelt, und er war deshalb sehr geneigt gewesen, seinen Handstreich bis zu ihrer Rückkehr zu ver-

schieben. Korowin aber hatte ihm begreiflich gemacht, daß eine so günstige Gelegenheit wie die gegenwärtige vielleicht niemals wieder geboten sein würde. Und er hatte guten Grund dazu gehabt, denn die Reise Katharinas nach Livland war ja zu keinem anderen Zweck inszeniert worden, als um sie durch ihr Fernsein von jedem Verdacht einer Mitschuld am Tode Iwan Antonowitschs zu entlasten.

So war denn die Nacht vom 4. auf den 5. Juli für die Ausführung des kindischen Unternehmens bestimmt worden. Bald nach Mitternacht ließ Mirowitsch seine durch Versprechungen für den Anschlag gewonnenen Soldaten unter das Gewehr treten und führte sie unter Mitnahme einer geladenen Kanone nach jenem Teil der Kasematten, in dem der Braunschweiger gefangengehalten wurde. Man hatte dafür gesorgt, daß ihm nicht mehr als sechzehn Mann von der übrigen Garnison entgegentreten konnten, und man hatte vermutlich auch dem Kommandanten Berednikow einen verständlichen Wink gegeben, da das Verhalten dieses Tapferen sonst fürwahr eine noch viel härtere Verurteilung verdiente. Es steht nämlich fest, daß er, anscheinend durch den Waffenlärm herbeigerufen, sich Mirowitsch näherte, um ihn zu fragen, was dieser eigenmächtig angeordnete nächtliche Marsch zu bedeuten habe. Der Gefragte erwiderte darauf mit erhobener Stimme: „Ich verhafte dich, weil du einen unschuldigen Fürsten gefangen hältst," versetzte ihm einen leichten Schlag mit dem Gefäß seines Degens und befahl ihn abzuführen, was der heldenmütige Festungskommandant denn auch ohne jeden Versuch eines weiteren Widerstandes mit sich geschehen ließ. Mit den sechzehn Gegnern wurden darauf in der Dunkelheit einige Schüsse ge-

wechselt, von denen kein einziger Schaden anrichtete. Mirowitsch verlas mit weithin schallender Stimme sein törichtes Manifest und forderte die Wächter des Gefängnisses auf, sich zu ergeben. Beim Anblick der Kanone, deren Mündung sie drohend auf sich gerichtet sahen, beeilten sich die Leute denn auch, ihre Gewehre wegzuwerfen, und ungehindert konnte Mirowitsch mit seiner Gefolgschaft das Innere des Gefängnisses betreten. Der erste, auf den er stieß, war der Leutnant Tschekin, einer von den beiden Kerkermeistern des Prinzen.

„Wo ist der Kaiser?" herrschte er ihn an. Der Gefragte aber erwiderte kalt:

„Wir haben keinen Kaiser, sondern eine Kaiserin. Ich weiß nicht, wen du suchst."

Mit den örtlichen Verhältnissen wohl vertraut, drängte Mirowitsch den Leutnant beiseite und stieß die unverschlossene Tür des Gewölbes auf, darin er den Gefangenen vermuten mußte. Es war dunkel, und man mußte Licht holen, um das Entsetzliche zu sehen, was sich hier zugetragen. Nur mit dem Hemd bekleidet, so, wie man ihn von seinem Lager emporgerissen hatte, lag der bejammernswerte Prinz entseelt auf dem steinernen Fußboden, von einer Blutlache umflossen und mit schrecklichen Stichwunden in Brust und Rücken. Mirowitsch geriet bei diesem Anblick in die hellste Verzweiflung. Er warf sich weinend über die Leiche des Ermordeten und küßte wiederholt sein wachsbleiches Gesicht. Dann schrie er dem Kapitän Wlaßlew und dem Leutnant Tschekin, die mit unbewegten Mienen dabei standen, die Anklage ins Gesicht, den Gefangenen ermordet zu haben. Wlaßlew antwortete gelassen, daß sie gemäß ihrem Diensteide verfahren seien, und es würde Wassili Mirowitsch in diesem

Augenblick nur ein Wort oder einen Wink gekostet haben, um sie von seinen Leuten töten zu lassen. Aber er hatte jetzt, da er seinen großen Plan vernichtet sah, kein Verlangen mehr nach blutigen Gewalttaten. Er ließ die irdische Hülle des Prinzen auf ein Bett legen und mit diesem aus dem lichtlosen Gewölbe, darin er den größten Teil seines elenden Lebens vertrauert, nach der Hauptwache tragen. Hier mußten seine Soldaten dem Toten die Ehren erweisen, die sie einem lebendigen Kaiser schuldig gewesen wären, während Mirowitsch weinend neben dem Lager kniete. In dieser Stellung fanden ihn die beiden Offiziere, die man mit einem größeren Trupp von Soldaten in angemessener Entfernung bereit gehalten hatte, um den Verschwörer festzunehmen, sobald er seine Rolle in der schauerlichen Tragödie ausgespielt haben würde. Sie erklärten ihn für verhaftet, und er ließ sich abführen, ohne den geringsten Widerstand zu leisten. —

Unmittelbar nach der Rückkehr der Kaiserin begann der Prozeß vor einem aus dem Senat und dem heiligen Synod gebildeten Gerichtshofe, der natürlich nichts weiter zu tun hatte, als den ihm wohlbekannten Willen Katharinas in ein Mäntelchen der Gerechtigkeit zu kleiden. Der Angeklagte, der über sein Schicksal keinen Augenblick im Ungewissen war, bewahrte während der ganzen Dauer des Verfahrens den edlen und würdevollen Anstand eines Menschen, der von Anfang an bereit war, sein Leben für eine große Idee zu opfern. Er suchte die Korporale und Soldaten, die ihm gefolgt waren, nach Möglichkeit zu entlasten und hatte auf alle Fragen nach weiteren Mitschuldigen nur ein undurchdringliches Schweigen. Auch den Namen des Grafen Korowin, von

deſſen nichtswürdiger Verräterei er wohl bis zu ſeinem Tode keine Ahnung hatte, brachte er nicht über die Lippen. Und obwohl einer der Beiſitzer des Gerichts, der Baron Tſcherkaſſow, immer wieder darauf drängte, ihn der Folter zu unterwerfen, damit er die Namen ſeiner Komplizen nenne, hütete man ſich doch weislich, dies äußerſte Mittel, das ſich in anderen Hochverratsprozeſſen ſo gut bewährt hatte, hier in Anwendung zu bringen. Man hatte ja durchaus kein Intereſſe daran, die Fäden der politiſchen Intrige bloßzulegen, deren Werkzeuge und Opfer der arme Phantaſt Mirowitſch und ſeine blind gehorſamen Untergebenen geworden waren.

Das Urteil lautete, wie es nach dem Allerhöchſten Befehl lauten mußte: gegen den Hauptſchuldigen auf Todesſtrafe, gegen die Unteroffiziere und Soldaten je nach dem Maße der nachgewieſenen Anteilnahme auf Spießrutenlaufen, Gefängnis, Zwangsarbeit oder einfache Verbannung. Mirowitſch nahm die Verkündung der Sentenz mit unerſchütterter Ruhe entgegen, und er verlor dieſe Ruhe nicht bis zu dem Tage ſeiner Hinrichtung, die am 15. September erfolgte. Von ſeinen unglücklichen Schweſtern, die unmittelbar nach der Mordnacht in eine entfernte Stadt verſchickt worden waren, habe ich nie wieder gehört. Kapitän Wlaßlew und Leutnant Tſchekin aber, die feigen, ruchloſen Mörder des Prinzen Iwan Antonowitſch, ernteten kaiſerliche Anerkennung und kaiſerlichen Lohn für die Pflichttreue, Umſicht und Entſchloſſenheit, mit der ſie, wie es in dem Manifeſt hieß, den Aufruhr im Keime erſtickt hatten. Ihnen und dem Grafen Korowin verdankte Katharina die Befreiung von einer ſchweren Sorge. Und es war

nicht ihre Art, den Dank für solche Dienste schuldig zu bleiben.

— — — — — — — — — —

Grausamer denn je zuvor waren seit Alexis Orlows schmählichem Eidbruch die Leiden und Demütigungen, die mir mein Verhältnis zu ihm bereitete. Erst jetzt schien er zum vollen Bewußtsein der Macht gekommen zu sein, die er über mich besaß, und er bediente sich dieser Macht mit der ganzen Rücksichtslosigkeit seiner brutalen Natur. Er hielt sich überzeugt, daß ich nicht mehr die Kraft besaß, mich von ihm loszureißen, und er begegnete darum jedem Versuch einer Auflehnung gegen seine Tyrannei, wie man den rebellischen Gelüsten einer mit unzerreißbaren Ketten gefesselten Sklavin begegnet. Aus dem zärtlichen Liebhaber war er zum herrischen Gebieter geworden, und wenn ich das Unglück gehabt hatte, ihn bewußt oder unbewußt zum Zorn zu reizen, war ich vor den rohesten Worten ebensowenig sicher wie vor der abscheulichsten körperlichen Mißhandlung. Wieder, wie in meinen Kinderjahren, lernte ich, vor der Peitsche zu zittern, und es gab Stunden, in denen ich mich selber um meiner Erniedrigung willen so tief verachtete, daß mir der Gedanke an ein Weiterleben fast unerträglich schien.

Wohl gab es ein Mittel, meinen schmachvollen Zustand zu enden. Auch Alexis Orlow hätte mich nicht halten können, wenn ich meinen früheren Entschluß, den Hof zu verlassen und mich in meine Moskauer Einsiedelei oder in ein Kloster zu flüchten, zur Ausführung gebracht hätte. Aber diese Rettung bedeutete gleichzeitig eine Trennung von dem Manne, dem jeder Schlag meines Herzens gehörte, und so oft ich mir die Frage vorlegte,

ob nicht um meiner Seelenruhe willen eine solche Trennung das beste sein würde, so oft antwortete mein törichtes Herz mit einem klaren und entschiedenen Nein.

Gregor Potemkin war ein bevorzugter Gesellschafter der Kaiserin geblieben, ohne ihr doch persönlich so nahe getreten zu sein, wie sie selber es wünschte. Ihrer Gnade verdankte er Vergünstigungen, die einem Manne seines Alters und seiner Stellung unter anderen Verhältnissen nimmermehr hätten zuteil werden können. Ohne daß er seinen Rang in der Armee hätte aufgeben müssen, durfte er in eines der Senatsbureaus eintreten, und die Senatoren erhielten in einem besonderen, von Ihrer Majestät eigenhändig geschriebenen Ukas den Befehl, ihn in allen Staatsangelegenheiten auf dem Laufenden zu erhalten. Es war eine Schule, wie sein Ehrgeiz sie sich wahrlich nicht besser wünschen konnte. Und als er einmal darüber klagte, daß seine mangelhafte Kenntnis der französischen Sprache ihm das Studium vieler Aktenstücke erheblich erschwere, bestellte sie ihm sofort den besten französischen Lehrer, den es damals in Petersburg gab. Offenbar hatte sie ihn für eine glänzende Laufbahn ausersehen, und schon heute fiel es niemandem mehr ein, den lustigen Spaßmacher und Tierstimmennachahmer von ehedem über die Achsel anzusehen. In demselben Maße aber, wie sein persönliches Ansehen gewachsen war, hatten sich seine Beziehungen zu den Brüdern Orlow verschlechtert. Die einstige Freundschaft bestand nur noch dem Scheine nach, und schon wiederholt hatten sowohl Gregor wie Alexis bei geringfügigen Meinungsverschiedenheiten eine Heftigkeit und Erbitterung an den Tag gelegt, die von ihrem wachsenden Haß gegen Potemkin Kunde gab. Das Unglück wollte, daß ich selber der An-

laß zu einem elementaren und verhängnisvollen Ausbruch dieses Hasses werden sollte.

Es war wenige Monate nach der Hinrichtung des unglücklichen Mirowitsch, als mich Alexis eines Tages mit zornsprühenden Worten zur Rede stellte, weil er beobachtet haben wollte, daß ich verliebte Blicke auf den schönen Grafen Korowin geworfen. Nun war es ja unbestreitbar, daß Korowin mir in auffälligster Weise den Hof machte, und daß seine Verliebtheit in mich bereits zu einem Gegenstand des Spottes für die Hofgesellschaft geworden war. Aber ich hatte mir wegen meines Verhaltens gegen ihn gewiß keinen Vorwurf zu machen. Denn selbst, wenn meine Liebe zu Potemkin mich nicht gegen jede andere Versuchung gewappnet hätte, würde doch schon die Erinnerung an Korowins unselige Rolle in der Affäre Mirowitsch hingereicht haben, mir seine Person widerwärtig zu machen. Ich war also vollkommen im Recht, als ich Alexis Orlows heftige Vorwürfe mit ruhiger Bestimmtheit zurückwies und ihm erwiderte, daß es unwürdig sei, mich zu allem anderen auch noch mit derartigen unsinnigen Eifersüchteleien zu quälen. Halb berauscht, wie immer, geriet er über meine Entgegnung in eine noch leidenschaftlichere Wut und versetzte mir einen Schlag ins Gesicht, der mir fast die Besinnung raubte. Dann stürzte er aus dem Zimmer, um zu einer Billardpartie zurückzukehren, die er vorhin jäh unterbrochen hatte, weil ein spöttisches Wort über Korowin und mich ihn getrieben hatte, mich aufzusuchen. Er hatte mich aus einem Vorgemach der Kaiserin in den neben dem Billardzimmer gelegenen Raum gezerrt, um dort unter vier Augen das Strafgericht über mich zu halten. Und ich fühlte mich jetzt, nachdem er mich verlassen, un-

fähig, unter die Menſchen zurückzukehren, denen meine verweinten Augen natürlich ebenſo hätten auffallen müſſen wie meine hoch aufgeſchwollene Wange. Schluchzend und mir inbrünſtig den Tod wünſchend, lag ich in einem Stuhl, als ich plötzlich eine zarte Berührung an meiner Schulter fühlte und bei erſchrockenem Aufblicken in Gregor Potemkins Antlitz ſah.

„Warum weinen Sie, Darja Feodorowna?“ fragte er. „Was iſt Ihnen geſchehen?“

So heldenhaft ich mich bisher im Verkehr mit dem geliebten Manne zu beherrſchen gewußt hatte, in dieſem Augenblick fühlte ich mich zu ſchwach und zu unglücklich, um dem übermächtigen Verlangen zu widerſtehen, das mich ſchutzſuchend an ſeine Bruſt drängte.

Mit einem verzweifelten Aufſchrei ſchlang ich meine Arme um ſeinen Hals und rief:

„Hilf mir doch, Gregor! Rette mich vor dieſem Unſeligen, der mein Leben ſtückweiſe vernichtet! Du retteſt mich ja für dich. Denn ich will dir gehören bis zu meinem letzten Atemzuge.“

Ich konnte Potemkins Züge nicht beobachten, denn ich hatte mein Geſicht an ſeiner Schulter verborgen. Er antwortete mir nicht; aber ich fühlte das ſtürmiſche Atmen ſeiner Bruſt und den leidenſchaftlich zärtlichen Druck ſeines Armes, der mich immer feſter an ſich preßte. Jäh hatten ſich mein Jammer und meine Verzweiflung in die höchſte Glückſeligkeit verwandelt; alles Leid, alle Qualen der letzten Jahre waren vergeſſen und untergegangen in einem Wonnerauſch, der mich nicht mehr daran denken ließ, wo wir uns befanden. Meine Lippen ſtammelten abgeriſſene, ſinnloſe Liebesworte, und mein Leib ſchmiegte ſich an den des angebeteten Mannes, als

ob er mit ihm zu einer unauflöslichen Einheit verschmelzen wollte.

Da, plötzlich fühlte ich mich mit heftigem Ruck zur Seite gestoßen; ein Laut gleich dem heiseren Wutschrei eines aufs äußerste gereizten wilden Tieres drang an mein Ohr, und ich sah dicht an meinem Haupte vorbei etwas Dunkles durch die Luft sausen, das mit unheimlich dumpfem Klange irgendwo aufschlug. Ich brauchte Sekunden, um zu begreifen, was geschehen war; dann aber ließ das Entsetzen mich gellend aufschreien, daß man die schrillen Verzweiflungslaute weithin vernehmen mußte. Gregor Potemkin lehnte an der Wand des Zimmers, sein Gesicht war bis zur Unkenntlichkeit von Blut überströmt, und unter schmerzlichem Stöhnen bedeckte er die Augen mit den Händen. Inmitten des Gemaches aber stand Alexis Orlow in seiner ganzen riesenhaften Größe, grimmverzerrten Antlitzes und mit keuchendem Atem. Seine bärenhafte Rechte umklammerte noch das abgebrochene obere Ende eines Billardqueues, während der abgesplitterte schwerere Teil dieser furchtbaren Waffe neben Potemkin am Boden lag. Wahrscheinlich hatte der Schlag, der ihn getroffen, mir gelten sollen, nachdem Orlow mich bei seinem Wiedereintritt in den Armen des ehemaligen Freundes erblickt hatte, und Potemkin war mit rascher Bewegung schützend vor mich getreten, um sich selber dem Wütenden als Opfer darzubieten.

Noch ehe zwischen uns dreien ein Wort gesprochen worden war, wurden die Türen des Zimmers aufgerissen und einige der durch mein Geschrei alarmierten Höflinge stürzten herein. Zwar schienen sie beim Anblick Alexis Orlows sehr geneigt, sich eiligst wieder zurückzuziehen, zumal derartige Raufszenen in den kaiserlichen Palästen

der damaligen Zeit ja keineswegs zu den unerhörten Vorkommnissen gehörten; aber ich ließ den Feiglingen nicht Zeit zur Flucht.

„Man soll einen Arzt herbeischaffen," rief ich, „und man soll diesen Mörder von hier entfernen. Wenn es nicht auf der Stelle geschieht, werde ich alles in die Welt hinausschreien, was ich von seinen Schändlichkeiten weiß."

Ich war vollkommen sinnlos vor Aufregung, und selbst der furchtlose Alexis schien diesmal betroffen von meiner Drohung und von der Entschlossenheit, sie auszuführen, die er in meinen Mienen lesen mochte. Er schleuderte das abgebrochene Stück des Billardqueues von sich und verließ mit einem wüsten Schimpfwort das Gemach. Ich selber war an Potemkins Seite geeilt und bestürmte ihn mit angstvollen Fragen nach der Natur seiner Verwundung. Er antwortete nicht; aber er ließ für einen Moment seine Hände sinken, und ich sah, daß das eine seiner Augen nur noch eine blutige, zerschlagene Masse war. Gerade in dieses Auge mußte ihn der gräßliche Schlag getroffen haben, und ich brauchte nicht erst die Meinung eines Arztes zu hören, um zu wissen, daß es hoffnungslos zerstört war. Ich verfiel in konvulsivisches Weinen und umklammerte dabei den Verwundeten so fest, daß man mich fast mit Gewalt von ihm losreißen mußte. Man führte ihn in ein anderes Zimmer und hielt mich trotz meines heftigen Sträubens davon zurück, ihm zu folgen, in der richtigen Erkenntnis, daß eine Frau, die sich so verzweifelt gebärdete, in diesem Augenblick nicht die rechte Gesellschaft für den Bedauernswerten sei. Es währte denn auch nicht lange, bis ich in jenen Schwächezustand verfiel, der immer meinen Paroxysmen folgte. Und ich setzte mich nicht mehr zur Wehr,

als hilfreiche Hände sich meiner bemächtigten, um mich in mein Zimmer zu bringen.

— — — — — — — — — —

Als ich mit schwerem, dumpfem Kopfe und zerschlagenen Gliedern aus einem langen, todähnlichen Schlummer erwachte, hatte ich Mühe, mich auf das Geschehene zu besinnen. Und ich war vielleicht noch immer geneigt, alles für einen wüsten Traum zu halten, als ich zu meiner nicht geringen Ueberraschung die Fürstin Daschkow in mein Zimmer treten sah, eine Frau, die mich noch niemals eines Besuches gewürdigt hatte, weil sie mir die Abneigung, die ich gegen sie empfand, ohne Zweifel mit gleichen Gefühlen erwiderte. Sie hatte denn auch ihre kühlste Miene aufgesetzt, und es klang nichts weniger als teilnehmend, da sie sich im Auftrage Ihrer Majestät nach meinem Befinden erkundigte. Ich erwiderte, daß ich voll tiefen Dankes für das gnädige Interesse der Kaiserin sei und mich bis auf eine kleine Ermüdung wieder vollkommen wohl fühle. Die Fürstin sah mich eine Weile durchdringend an; dann schüttelte sie den Kopf.

„Es tut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß Sie sich täuschen. Ihrem Aussehen nach sind Sie noch immer krank, so krank, daß Sie nicht daran denken dürfen, Ihr Zimmer vor Ablauf einer Woche zu verlassen."

„Wie können Sie das wissen?" fuhr ich auf. „Ich versichere Ihnen, daß ich nicht krank bin. Und ich werde es Ihnen sogleich beweisen, indem ich aufstehen und mich ohne jede Hilfe ankleiden werde."

„Es steht Ihnen natürlich frei, das zu tun. Aber Sie werden trotzdem Ihr Zimmer nicht vor Ablauf einer Woche verlassen. Es ist der ausdrückliche Wille Ihrer Majestät."

„Ah, ich bin also eine Gefangene?“

Die Daschkow machte eine gleichmütige Bewegung mit den Schultern.

„Nennen Sie es, wie Sie wollen. Wenn Sie nur einsehen, daß es Ihre Pflicht ist, dem Befehl der Kaiserin zu gehorchen.“

„Und was habe ich verbrochen, daß man diese Strafe über mich verhängt?“

„Es ist nicht meine Sache, Ihnen das zu sagen. Aber Ihr Gedächtnis muß sehr kurz sein, wenn Sie sich die Antwort darauf nicht selber erteilen können.“

Nun wußte ich freilich, daß ich das Schreckliche nicht bloß im Traume erlebt hatte, sondern daß es volle Wirklichkeit gewesen war. Und ich vergaß, daß ich nicht eine mitleidige Menschenseele, sondern eine fühllose Feindin vor mir hatte.

„Es mag sein, daß ich gefehlt habe. Und wenn es Ihrer Majestät gefällt, mich dafür zu strafen, so werde ich mich ohne Widerspruch unterwerfen. Aber sagen Sie mir, wie es dem Kammerherrn Potemkin geht! Ist er schwer verletzt?“

„Er hat ein Auge verloren, aber er wird nach der Meinung der Wundärzte nicht daran sterben.“

„O, mein Gott — mein Gott! — Und ich — ich bin die Urheberin seines Unglücks!“

„Sie haben ohne Zweifel recht, sich solchen Verschuldens anzuklagen. Und Sie werden nun auch verstehen, weshalb Ihre Majestät sehr ungehalten über Sie ist.“

„Ich hoffe, die Kaiserin davon zu überzeugen, daß mein Verbrechen in Wahrheit geringer ist, als man es ihr geschildert haben mag. Und es ist jedenfalls nicht so

groß, daß man mir verbieten müßte, Gregor Potemkin zu sehen."

„Man verbietet es Ihnen in der Tat. Und zwar vor allem auf seinen eigenen Wunsch."

„Auf seinen Wunsch? Gegen wen hat er das ausgesprochen?"

„Das ist gleichgültig. Jedenfalls können Sie versichert sein, daß er Sie nicht sehen und Ihre Stimme nicht hören will."

„Das ist nicht wahr! Das ist unmöglich! Nie und nimmer werde ich daran glauben."

„Ich soll also Ihrer Majestät melden, daß Sie sie einer Lüge bezichtigen? Ich habe alles, was ich Ihnen soeben sagte, aus dem höchsteigenen Munde der Kaiserin."

Ein aus Holz und Räderwerk gebauter Automat hätte nicht erbarmungsloser und unzugänglicher sein können als diese Fürstin, die mir jetzt heimzahlte, was ich vielleicht bei irgendwelcher Gelegenheit durch eine Verletzung ihrer Eitelkeit an ihr gesündigt. Ich fühlte, daß es eine nutzlose Demütigung sein würde, ihr den verzweifelten Zustand meines Herzens noch weiter zu offenbaren, und ich drehte das Gesicht gegen die Wand. Sie wartete noch eine kleine Weile; dann, indem sie sich zum Gehen anschickte, sagte sie kalt:

„Ihre Majestät läßt Ihnen sagen, daß alles weitere zumeist von Ihrem eigenen Verhalten abhänge. Sie werden gut tun, sich danach zu richten."

Ich blieb allein — allein mit meinen verzweiflungsvollen Gedanken. Aber es war nicht die Ungnade der Kaiserin, die mich in den tiefsten Abgrund der hoffnungslosen Betrübnis stürzte. Daß ich ihre Gunst nicht mehr besaß, wußte ich ja längst. Und ich wußte auch, daß sie

mich schon vor vielen Monaten vom Hofe verbannt haben würde, wenn nicht Alexis Orlows Freundschaft mich davor bewahrt hätte. Von dieser Seite war ich längst auf das schlimmste vorbereitet gewesen. Und an dem, was ich jetzt verlor, hing mein Herz nicht so sehr, daß ich es mit übergroßem Kummer hätte betrauern sollen.

Aber Gregor Potemkin! War es möglich, daß er so grausame Worte gesprochen — daß er mir ausdrücklich verboten hatte, ihn wiederzusehen? Welchen Wert konnte dann noch dies armselige Leben für mich haben, dessen einziges Glück doch der Anblick des geliebten Mannes gewesen war!

Und es gab keinen Menschen, durch den ich mir hätte Gewißheit drüber verschaffen können. Ich hatte keinen aufrichtigen Freund, keinen, dem meine Seelenruhe kostbarer gewesen wäre als das huldvolle Lächeln der Kaiserin oder die gnädige Gesinnung ihrer Günstlinge. Von allen menschlichen Wesen, die mich umgaben, war meine Kammerzofe vielleicht die einzige, auf deren Ergebenheit ich unbedingt hätte vertrauen dürfen. Und es ist Beweis genug für das Klägliche meiner Lage, daß ich mich nach einem unsäglich traurigen Tage voll nutzlosen Kopfzerbrechens der opferwilligen Treue dieses Mädchens wirklich als eines letzten Auskunftsmittels bediente.

Ich hatte einen Brief an Potemkin geschrieben, den vierten oder fünften, nachdem ich alle früheren wieder zerrissen, hatte in den rührendsten, beweglichsten Worten, die ich zu finden wußte, seine Verzeihung erfleht für das schwere Ungemach, das ich über ihn heraufbeschworen, und hatte ihn gebeten, mir mein ferneres Verhalten vorzuschreiben. Allem, was er über mich beschließen würde, wollte ich mich ohne Widerspruch unterwerfen. Nur von

ihm selber wollte ich es erfahren, nicht von den gehässigen Zwischenträgern, die sicherlich nur dann vollkommen aufrichtig waren, wenn sie ihren feindseligen Empfindungen Ausdruck geben konnten.

Diesen Brief übergab ich meiner Zofe, indem ich ihr sagte, daß sie ein Mittel finden müsse, ihn dem kranken Kammerherrn Potemkin einzuhändigen, ohne daß jemand aus seiner Umgebung etwas davon bemerkte. Sie gelobte, daß sie alles daran setzen werde, meinen Wunsch zu erfüllen, und sie hielt Wort. Vierundzwanzig Stunden später schon konnte sie mir berichten, daß einer von den Hoflakaien, mit dem sie ein zärtliches Verhältnis unterhielt, ihr die Möglichkeit verschafft habe, in einem günstigen Augenblick zu Potemkin zu gelangen, und daß sie meinen Brief in seine eigenen Hände gelegt habe.

Man kann sich denken, mit welcher Angst und Ungeduld ich die Antwort erwartete. Als auch der zweite Tag zu Ende ging, ohne daß ich etwas gehört hätte, packte mich die Verzweiflung von neuem, und in einer schlummerlosen Nacht faßte ich den Entschluß, morgen — allen Verboten der Kaiserin zum Trotz — mein Zimmer zu verlassen und mir den Zutritt zu dem Verwundeten zu erzwingen. Aber ich kam nicht dazu, diese Torheit zu begehen. Denn in der ersten Morgenfrühe brachte mir meine Zofe einen mit hastigen, unsicheren Federzügen geschriebenen Brief, der mit einem mir wohlbekannten Siegel verschlossen war. Nun, als ich die so heiß ersehnte Erwiderung in den Händen hielt, fehlte es mir lange an Mut, sie zu lesen. Eine herzbeklemmende Ahnung sagte mir, daß ich etwas Niederschmetterndes erfahren würde, und ich betete um Kraft, es zu ertragen. Gleichzeitig aber legte ich mir das feierliche Gelöbnis ab, alles zu

tun, was der Abgott meiner Seele von mir fordern würde, sollte es auch nichts Geringeres sein als die Hingabe meines Lebens.

So mit all meinem Mute gewappnet, entfaltete ich das Blatt und las:

„Meine liebe Darja!

Halbblind und von Schmerzen gepeinigt, kann ich Ihnen nur wenige Worte schreiben. Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, denn Sie sind ohne Schuld an meinem Mißgeschick, für das ich niemanden verantwortlich mache als mich selbst. Aber wenn Sie ein wenig Freundschaft für mich haben, so tun Sie nach den Wünschen der Kaiserin. Glauben Sie mir, daß dies das Beste sein wird für Sie selbst wie für mich. Sie selbst haben mir gesagt, daß unsere Träume die Träume törichter Kinder waren. Wollen Sie jetzt um dieser Träume willen Ihr Leben zerstören wie das meinige? Ich weiß, daß Sie mich verstehen werden, und von ganzem Herzen wünsche ich Ihnen an der Seite des von der Kaiserin für Sie gewählten Gatten das Glück, das Ihnen zu seiner Betrübnis nicht gewähren konnte

Ihr aufrichtiger Freund

Gregor."

Der Augenblick, der mich mit dem Inhalt dieses Briefes bekannt machte, bedeutete für mich den letzten entscheidenden Wendepunkt in meinem Leben. Als ich ihn zum zweiten Male ganz langsam vom ersten bis zum letzten Wort gelesen, hatte ich alles begraben, was noch an Glückshoffnung und Daseinsfreude in mir gewesen war. Ein Gefühl eisiger Kälte durchrieselte meinen Körper, ein seltsamer, dumpfer Druck lastete auf meinem Gehirn, und eine lähmende Mattigkeit löste meine Glie-

der. Ich lag stundenlang auf meinem Bette, ohne mich zu rühren, ohne zu weinen, ja, fast ohne zu denken. Einzig die Worte: „an der Seite des für Sie gewählten Gatten" gingen mir zuweilen wie etwas Höchst Sonderbares, Unfaßliches durch den Sinn. Aber auch sie vermochten weder Verzweiflung noch Trotz in meinem Innern zu wecken. Eine müde Gleichgültigkeit war über mich gekommen, und das einzige Verlangen, dessen ich mir noch bewußt wurde, war ein Verlangen nach Ruhe. Mochte man mit mir anfangen, was man wollte. Ich dachte nicht mehr daran zu kämpfen oder eine Komödie zu spielen. Ins Gefängnis, ins Kloster oder in irgendeine aufgezwungene Ehe — mir galt es gleich. Das eine dünkte mich nicht schrecklicher als das andere. Denn eins wie das andere bedeutete für mich ja nichts weiter als ein langsames Sterben. — — —

Die Gemahlin des Grafen Kyrill Rasumowski war es, die mich tags darauf von den Entschließungen der Kaiserin in Kenntnis setzte. Daß ich nach dem durch meine leichtfertigen Liebeleien herbeigeführten Skandal nicht länger am Hofe bleiben könne, müsse ich selbst einsehen. Und Ihre Majestät habe anfangs allen Ernstes daran gedacht, mich in ein Kloster zu schicken. In der Erinnerung aber an die Freundschaft, die sie einst für mich gehegt, wolle sie mir einen letzten Beweis ihrer gnädigen und nachsichtigen Gesinnung geben, indem sie mir gestatte, mich mit dem Grafen Iwan Dimitrowitsch Korowin, der bei ihr um meine Hand angehalten habe, zu verloben. Die Hochzeit solle schon in zehn Tagen stattfinden, da Graf Korowin den Rang eines Kapitäns in einem Moskauer Regiment erhalten habe und die Reise in die alte Hauptstadt noch vor Ablauf der zweiten Woche

antreten müſſe. Die Kaiſerin ſei von meiner Dankbarkeit für dieſen Huldbeweis im Vorhinein überzeugt, und ſie verzichte deshalb darauf, eine ausdrückliche Verſicherung aus meinem Munde zu vernehmen. Dagegen erwarte ſie allerdings, daß ich dem Grafen, der mir trotz meines bisherigen Lebenswandels die unverdiente Ehre erweiſe, mich zu heiraten, eine treue und untertänige Gattin ſein werde. Sie wünſche, hinfort nichts Ungünſtiges mehr über mich zu erfahren.

Als die Gräfin den Namen Korowins ausgeſprochen, war es mir wie ein Dolchſtich durch das Herz gegangen, und noch einmal war ich in Verſuchung geraten, mich gegen die Grauſamkeit derer aufzulehnen, die über mich verfügten wie über eine Leibeigene. Aber es war nur eine kurze, mutloſe Aufwallung geweſen. Ich wußte ja, daß es in Rußland keinen Widerſtand gab gegen den Willen des Herrſchers, und daß ich vergebens verſucht haben würde, das Herz Katharinas zu rühren. Mochte dieſer Korowin immerhin ein Trunkenbold, ein Wüſtling und ein Deſpot ſein: Ihre Majeſtät hatte ihn zu meinem Gatten auserſehen, vielleicht um ihn für ſeine guten Dienſte in der Affäre Mirowitſch zu belohnen, und ich hatte alſo nichts weiter zu tun, als mich in Demut zu unterwerfen.

Meine Träume von Glück und Liebe waren zerſtoben, meine Hoffnung tot und begraben. Ich nahm Abſchied von meiner Jugend und wurde Iwan Korowins Frau. — —

23. Kapitel.

Es gelüſtet mich nicht, die Geſchichte meiner Ehe zu erzählen. So freudlos und unglücklich ſie war, war ſie doch nicht freudloſer und unglücklicher als das Schickſal der meiſten Frauen, die ich während meines langen Lebens kennen gelernt habe. Ohne alle Illuſionen hatte ich mich einem ungeliebten Manne zu eigen gegeben, und ſo blieb ich wenigſtens vor Enttäuſchungen bewahrt. Da ich von ſeinen Charaktereigenſchaften die denkbar geringſte Meinung hatte, erlebte ich ſogar zuweilen die Ueberraſchung, ihn beſſer zu finden, als ich es erwartet. Seine rohen Manieren, die Manieren eines unwiſſenden Bauern, der er nach Abſtammung und Erziehung war, konnten nichts Erſtaunliches mehr haben für eine Frau, die jahrelang die Geliebte eines Alexis Orlow geweſen war. Ich hatte einfach meinen Gebieter gewechſelt, und ich darf nicht einmal ſagen, daß ſich mein Schickſal dadurch weſentlich verſchlechtert hatte. Korowin gewöhnte ſich ſogar daran, mich etwas weniger brutal zu behandeln, als er ſeine Soldaten und ſeine Dienerſchaft behandelte. Er empfand es offenbar als Annehmlichkeit, eine Frau zu haben, die ihn für den Mangel an leidenſchaftlicher Zärtlichkeit durch die Ergebung entſchädigte, mit der ſie ſich ſeinen Wünſchen unterwarf, und die ihn niemals mit Vorwürfen langweilte, wenn er ſein Vergnügen im Kreiſe der Zechkumpane oder bei anderen Frauen ſuchte.

Obwohl ich überzeugt bin, daß es wirklich eine Art von Liebe geweſen war, die ihn beſtimmt hatte, mich zur Frau zu begehren, blieb es für mein Verhältnis zu ihm

doch nicht ohne Bedeutung, daß ich nicht als eine Bettlerin in die Ehe getreten war. Das Vermögen, das meine edle Wohltäterin mir hinterlassen, war beträchtlicher, als ich es hatte vermuten können, und auch das Haus in Moskau kam trotz der altväterischen Einfachheit seiner Einrichtung meinem Gemahl sehr zu statten. Denn von seinem eigenen Erbteil war nur noch blutwenig vorhanden. Er hatte es im Spiel und unter dem Einfluß leichtfertiger Weiber mit vollen Händen vergeudet, und seine in glänzenden Vermögensverhältnissen lebende Schwester weigerte sich schon seit geraumer Zeit, weitere Opfer für ihn zu bringen. Er behauptete zwar immer, daß ihm noch große Ansprüche an den Nachlaß seines Vaters zuständen, und daß er gegen seine geizige, habgierige und hartherzige Schwester einen Prozeß auf Herausgabe eines Teiles der Güter anstrengen werde. Aber ich zweifle sehr, daß er im innersten Herzen von der Berechtigung seiner Ansprüche überzeugt war. Jedenfalls hat er bis zu seinem Tode niemals ernstlich versucht, sie durchzusetzen, und hat es immer vorgezogen, von meinem Gelde zu leben, das denn auch unter seinen Händen mit erstaunlicher Schnelligkeit zusammenschmolz.

Es war mir anfänglich recht schwer geworden, mich wieder in dem alten hölzernen Hause einzuleben, darin meine erwachende Mädchenseele ihre ersten phantastischen Träume geträumt hatte. Ueberall tauchte der Schatten der Staatsrätin Wjäsemski vor mir auf, die Erinnerung an meinen verehrten Lehrer Porofejew und vor allem das Gedenken an die zarten Anfänge meiner unauslöschlichen Liebe zu Gregor Potemkin. Daß er mich verworfen hatte, trug ich ihm nicht nach. Ich grollte ihm nicht, sondern ich trauerte um ihn wie um einen geliebten Ver-

ſtorbenen. Aber ich konnte meine Gedanken nicht für einen einzigen Tag, ja, nicht für eine einzige Stunde ganz von ihm losreißen. Und wenn es mich in meiner Verbannung nach Neuigkeiten vom Kaiſerhofe verlangte, ſo verbarg ſich hinter dieſer Wißbegierde einzig die Sehnſucht, etwas von Gregor Potemkin zu erfahren.

Aber es war eine Sehnſucht, die in den erſten Jahren meiner Ehe nur ſelten Befriedigung fand. Denn allem Anſchein nach hatte das Renkontre mit dem Bruder des allmächtigen Günſtlings ſeiner kaum begonnenen Laufbahn ein frühzeitiges und jähes Ende bereitet. Ich hörte, daß er bald nach ſeiner Wiederherſtellung Petersburg verlaſſen habe und in ein weit von der Hauptſtadt entferntes Regiment eingetreten ſei. Ob es ſein eigener Wunſch oder der Wille der Kaiſerin geweſen war, der dieſen Schritt beſtimmt hatte, wußte mir niemand zu ſagen. Und auf meiner Seele laſtete daher beſtändig der Druck des Vorwurfs, daß ſeine hochfliegenden Hoffnungen durch mein Verſchulden zerſtört worden ſeien.

Wenn Katharina nach Moskau kam, was während meines dortigen Aufenthalts zu wiederholten Malen der Fall war, erging an mich keine Aufforderung, bei Hofe zu erſcheinen. Im Spätherbſt des Jahres 1767, als ſie wieder für einige Wochen in der alten Hauptſtadt reſidierte, führte mich jedoch ein unerwünſchter Zufall im Hauſe des Grafen Kyrill Raſumowski mit ihr zuſammen. Sie behandelte mich nicht eigentlich ungnädig, doch immerhin mit einer Kälte, die mir deutlich genug offenbarte, wie wenig ſich ihre Geſinnung gegen mich im Verlauf der letzten drei Jahre geändert hatte. Unſere Unterhaltung beſchränkte ſich auf einige von der Kaiſerin ge-

ſtellte belangloſe Fragen, die ich mit aller ſchuldigen Ehrerbietung, aber ſo kurz wie möglich beantwortete; denn auch in meinem Herzen regte ſich nichts von einem Verlangen nach Wiederherſtellung jener vertrauten Beziehungen, die mich einſt ſo glücklich gemacht hatten.

Nicht nur in ihrem Verhalten gegen mich, ſondern auch im Verkehr mit anderen, ihr näher ſtehenden Perſonen fand ich die Kaiſerin bei dieſer Begegnung viel weniger liebenswürdig und heiter als ich ſie früher gekannt hatte. Wie man ihrer äußeren Erſcheinung das Schwinden der Jugend trotz aller angewandten Hilfsmittel nur allzu deutlich anmerkte, ſo glaubte ich auch eine nachteilige Veränderung in ihren einſt ſo bezwingenden perſönlichen Eigenſchaften zu bemerken. Allerdings hatte ſie gerade in jenem Herbſt wenig Urſache zu ausgelaſſener Fröhlichkeit. Der Empfang, den ihr die Bevölkerung von Moskau bereitet hatte, war diesmal auffallend kühl geweſen, und man ſprach davon, daß ſich vielfach recht bedenkliche Zeichen von Unzufriedenheit bemerkbar gemacht hätten. Ja, es ging ſogar das Gerede von einem Anſchlag auf das Leben Katharinas, und von meinem Manne erfuhr ich, daß der junge Leutnant Tſchoglokow wegen ſtaatsgefährlicher Umtriebe nach einer mit großer Heimlichkeit geführten kurzen Unterſuchung in aller Stille nach Sibirien verſchickt worden ſei. Die Urſache der allgemeinen Mißſtimmung lag wohl vor allem darin, daß die überwiegende Mehrheit des ruſſiſchen Volkes in Katharina bei ihrer Thronbeſteigung nur eine Regentin für den minderjährigen Großfürſten Paul geſehen und beſtimmt erwartet hatte, daß ſie mit dem Eintritt ſeiner Großjährigkeit die Zügel der Regierung niederlegen würde; denn man war der Weiberherrſchaft und

Günstlingswirtschaft müde. Tiefe Sehnsucht nach einer Wiederkehr der glorreichen Zeiten Peters I. ging durch alle Schichten der Bevölkerung, und die Bemühungen Katharinas, ihren Untertanen die Vorteile westeuropäischer Bildung und feinerer Gesittung zuzuwenden, fanden damals noch nicht das geringste Verständnis. Allerorten erhob sich ein Murren über die Bevorzugung der Ausländer am kaiserlichen Hofe, über die offenkundigen Liebschaften Katharinas, über die Anmaßung, Willkür und Verschwendungssucht der Orlows und über die Zurücksetzung des Großfürsten Paul, von dessen Proklamierung zum Herrscher selbstverständlich nicht mehr die Rede war. Dazu kam, daß auch die Geistlichkeit mit der neuen Regierung keineswegs zufrieden war und daß sich unter den höheren Würdenträgern der Kirche sogar vielfach eine offene Feindseligkeit gegen die ehemalige Protestantin kundgab — eine Feindseligkeit, die beim Ausbruch einer Revolution sehr gefährlich werden konnte. Die Gefahr einer solchen Revolution aber lag sozusagen beständig in der Luft. Und deutlicher als in früherer Zeit, wo der trügerische Glanz des Hoflebens meinen Blick getrübt hatte, erkannte ich jetzt auch die tieferen Ursachen des von ungezählten Tausenden gehegten Hasses, der vielleicht nur eines geringfügigen Anstoßes bedurfte, um in furchtbaren, verheerenden Flammen aufzulodern.

Nicht der Person Katharinas galt dieser ingrimmige, tödliche Haß von Hunderttausenden, sondern er galt dem System, das durch sie, als die Trägerin der höchsten Gewalt, verkörpert wurde. Diesem System der Bevorzugung weniger und der grausamsten Unterdrückung vieler. Die ständige Bereicherung des Adels auf Kosten der unteren Stände, vor allem auf Kosten der unbarmher-

zig ausgebeuteten leibeigenen Bauern und Arbeiter, war wohl noch nie zuvor so schamlos betrieben worden, wie unter der Regierung der frommen Elisabeth und ihrer aufgeklärten Nachfolgerin. Und die tyrannische Willkür der Besitzenden artete für die Unglücklichen, die ihrer Gewalt unterstellt waren, mehr und mehr zu einer Schreckensherrschaft aus, gegen die selbst die Sklaverei des Altertums in einem milden Lichte erscheinen mußte.

Nie habe ich die Verblendung begreifen können, die Katharina verhinderte, diese Dinge in ihrer wahren Gestalt zu sehen. Sie, die nicht die grausamen Instinkte und die geistige Armut ihrer Vorgängerin hatte, wäre sicherlich von tiefem Mitleid mit dem namenlosen Jammer von Millionen ergriffen worden, wenn sie der Erkenntnis der Wirklichkeit nicht ängstlich aus dem Wege gegangen wäre und nur allzugern ihr Ohr denen geliehen hätte, die das größte Interesse daran hatten, sie über die Lage des Volkes zu täuschen. Noch bei jener Begegnung im Jahre 1767 hörte ich sie gegen einen ihrer Würdenträger äußern, daß das Schicksal der russischen Leibeigenen sehr viel glücklicher sei als das der freien Landbevölkerung bei anderen Nationen.

„Unsere Bauern haben einen Herrn, der im Fall der Not für sie sorgen muß," sagte sie wörtlich, „und sie können ohne wirkliche Sorge um die Zukunft dahinleben. An diesem schönen, patriarchalischen Verhältnis etwas ändern, hieße nichts anderes als die Lage der Leibeigenen verschlechtern. Und ich werde darum immer von äußerster Strenge sein gegen jeden Aufwiegler, der den Versuch macht, sie zu Ungehorsam und Empörung gegen die Gebieter aufzureizen, die ihnen vom Himmel gesetzt worden sind. Herren und Knechte gab es vom Anbeginn

der Welt, und keine Ordnung kann bestehen, wo es nicht Herren und Knechte gibt. Ich fühle mich weder berufen noch stark genug, die göttliche Weltordnung umzustürzen."

So glaubte sie denn vermutlich auch, im Sinne dieser göttlichen Weltordnung zu handeln, als sie die gesetzlichen Bestimmungen aufhob, nach denen es den Leibeigenen freistand, sich über grausame Behandlung durch ihre Herren bei dem Herrscher zu beklagen — und als sie ausdrücklich verfügte, daß alle Beschwerdeführer ihren Eigentümern zur Bestrafung nach eigenem Ermessen ausgeliefert würden. Sie hat zu ihrem Glück niemals ansehen müssen, wie diese Bestrafung in der Regel ausfiel. Ihre Ueberzeugung von der Notwendigkeit, das schöne patriarchalische Verhältnis zwischen dem Herrn und dem Knecht aufrecht zu erhalten, würde sonst doch vielleicht mehr als einmal stark erschüttert worden sein.

Man soll nicht glauben, daß ich zu jenen neuzeitlichen Schwarmgeistern gehöre, die einer zügellosen Freiheit das Wort reden wollen und die geeignet sind, dem gemeinen Mann, dem unwissenden Bauern oder Handwerker die gleichen Rechte einzuräumen wie dem höher Geborenen. Man könnte dem niederen russischen Volke in der Tat kein verderblicheres Geschenk machen als das Geschenk solcher Freiheit, und nur, wer dies Volk nicht kennt, kann sich mit dem törichten Gedanken an eine gänzliche Beseitigung der Leibeigenschaft befreunden. Der Russe der unteren Stände ist für die Abhängigkeit geboren, und er wird sich in dieser Abhängigkeit immer wohler fühlen als in der sogenannten Freiheit, sofern er sich mit Gerechtigkeit behandelt sieht. Nicht mit gefühlseliger Schwäche; denn auch für sie mangelt es ihm seiner

Natur nach an dem rechten Verständnis. Er bedarf der Strenge zur rechten Zeit nicht weniger als er zur rechten Zeit der Güte bedarf, um mit seinem Lose zufrieden zu sein. Und wie er selber unbedenklich und bereitwillig zu Stock und Peitsche greift, um in seinem eigenen Hause das Ansehen des Familienoberhauptes aufrecht zu erhalten, so fühlt er sich keineswegs in seinen heiligsten Menschenrechten verletzt, wenn er Stock und Peitsche auf dem eigenen Rücken spürt. Eine Bestrafung mag so hart ausfallen, wie sie will, wenn sie nach den Rechtsbegriffen des Gezüchtigten eine verdiente gewesen ist, wird sie ihn weder zur Verzweiflung treiben, noch das Gefühl der Anhänglichkeit an einen gerechten Gebieter in ihm untergraben. Ich mache kein Hehl daraus, daß auch ich meine Diener und Dienerinnen zuweilen habe prügeln lassen, wenn es mir zur Erhaltung von Zucht und Ordnung unerläßlich schien, und ich möchte den Edelmann und die Edelfrau sehen, die ohne dies Mittel ausgekommen wären. Aber ich habe mich niemals durch üble Laune oder durch Jähzorn verleiten lassen, ungerechte Strafen zu verhängen, und ich habe die Strenge niemals bis an die Grenze der Grausamkeit gesteigert. So habe ich denn auch niemals Veranlassung gehabt, mich über einen Mangel an Treue und Ergebenheit bei denen zu beklagen, die meiner Gewalt anheimgegeben waren. Ich darf vielmehr ohne Ueberhebung behaupten, daß ich jederzeit von meinen Dienern aufrichtig geliebt worden bin, und daß selbst schlechte und boshafte Kreaturen ihre häßlichen Eigenschaften nach Kräften abzulegen suchten, um sich meine Zufriedenheit zu erhalten.

Aber von solchen wahrhaft patriarchalischen Anschauungen war und ist die große Mehrzahl unserer Ade-

ligen leider sehr weit entfernt. Davon, bis zu welcher Verachtung und Verhöhnung aller Menschenwürde sich ihr ungezügeltes Herrenbewußtsein gerade in der Zeit der beginnenden Aufklärung verirren konnte, werde ich auf den folgenden Blättern ja leider noch ausführlicher sprechen müssen.

Das Jahr 1768 brachte durch unvorhergesehene Ereignisse abermals eine große Veränderung in mein Leben. Eines Tages kam mein Gatte mit der Neuigkeit nach Hause, daß die Kaiserin der Türkei den Krieg erklärt habe. Den Vorwand dazu hatte ihr die Unterstützung gegeben, die die Türken den aufständischen Polen hatten zuteil werden lassen. In Wahrheit aber hatte Katharinas brennender Ehrgeiz es auf Eroberungen abgesehen, die, wie sie träumen mochte, ihren Namen auf den Tafeln der Geschichte dereinst neben den Peters I. stellen sollten. Graf Korowin, der bei all seinen Fehlern und Untugenden doch auch ein tapferer und furchtloser Mann, ein echter und rechter Soldat war, loderte vor Begierde, ins Feld zu rücken, und seine schöne Kriegsbegeisterung bewirkte, daß ich zum erstenmal etwas wie wirkliches Wohlgefallen an ihm fand. Bei der Mehrzahl seiner Kameraden freilich war die Kampfeslust nicht geringer als bei ihm, und man fing an, die künftigen Siege schon jetzt durch lärmende Gelage zu feiern, bei denen es natürlich noch ein gut Teil toller herging als zu gewöhnlichen Zeiten.

Eine dieser Zechereien, zu der mein Gatte ein paar Dutzend Offiziere in sein Haus geladen hatte, wurde mir zum Verhängnis. Da ich von der Teilnahme an den Orgien des Grafen ein für allemal entbunden war, hatte ich mich nach Mitternacht zur Ruhe begeben, während in

dem großen Saal, demselben, in welchem einst der Staatsrat Wjäsemski die Kaiserin Anna Iwanowna bewirtet hatte, das Lachen und Schreien der von Tatendrang und Wein berauschten Gäste die Wände erzittern machte. An derartige Lärmszenen hinlänglich gewöhnt, entschlummerte ich bald, und in schlaftrunkener Verwirrung fuhr ich empor, als ich durch die Berührung einer eiskalten Hand, die meinen Arm gepackt hatte, jäh geweckt wurde. Es war mein Gatte, der in das Zimmer gestürzt war, um mich gewaltsam von meinem Lager aufzureißen.

„Komm!" schrie er mich an, keuchend und heiser vor Aufregung. „Es ist keine Zeit mehr zu verlieren. Das ganze Haus steht in Flammen."

Daß er die Wahrheit sprach, bewies mir zu meinem namenlosen Schrecken der zuckende glutrote Lichtschein, der durch die Fenster fiel, und der durch die Fugen der hölzernen Wände kriechende Rauch, den ich erstickend in meinem Halse fühlte. Ich raffte an Kleidungsstücken zusammen, was ich eben in der Bestürzung finden konnte, und ließ mich von meinem Manne über die verqualmte Stiege, die ich ohne seine Führung wahrscheinlich gar nicht mehr gefunden hätte, ins Freie hinausziehen. Da erst erkannte ich die ganze Größe des Unglücks, das uns betroffen hatte. Das große hölzerne Haus brannte wirklich bereits an allen Ecken und Enden; in beiden Stockwerken wütete das verheerende Element, und über das unheimliche Knistern der Flammen hinweg hörte man das Krachen des einstürzenden Dachgebälks. Zitternd und fassungslos stand ich inmitten der jammernden Dienerinnen, ohne auch nur daran zu denken, daß ich fast unbekleidet war und meine Gewänder in den Händen hielt. Denn was da vor meinen Augen der Vernichtung

anheimfiel, war ja beinahe das Letzte, was ich besaß. An ein Ersticken des Brandes wäre nicht mehr zu denken gewesen, auch wenn man Wasser und Löschgerätschaften genug bei der Hand gehabt hätte, und selbst den Versuch, die Einrichtung des Hauses zu retten, hatte man bereits aufgegeben, da man sich nur noch mit größter Lebensgefahr hätte in das brennende Gebäude wagen können.

Darüber, wie das Feuer entstanden war und wie es sich mit so furchtbarer Schnelligkeit hatte ausbreiten können, habe ich niemals volle Aufklärung erhalten. Wahrscheinlich hatte einer der Teilnehmer an dem Zechgelage, von plötzlicher Uebelkeit befallen, einen abgelegenen Raum aufgesucht und in seiner Betrunkenheit durch unvorsichtige Hantierung mit der Kerze das Unglück angerichtet. Das ausgetrocknete und vielfach schon morsche Balkenwerk hatte der fressenden Flamme reiche Nahrung gegeben, und in dem vom Qualm ihrer Tabakspfeifen erfüllten Saal hatten die Berauschten das Unheil, von dem sie umdroht waren, erst bemerkt, als die roten Flackerzungen bereits aus vielen Fenstern leckten. Es war fast ein Wunder zu nennen, daß die schlafende Dienerschaft sich noch zu retten vermocht hatte und daß auch sonst niemand ernstlichen Schaden genommen. Diese gütige Fügung aber war auch die einzige Gnade, für die ich der Vorsehung zu danken hatte; denn von meinem Hause und von allem, was es an wertvollen Besitztümern enthalten hatte, war mir beim Anbruch des Tages nichts mehr geblieben als ein wirrer Haufen verkohlter, rauchender Trümmer. — —

Graf Iwan Korowin trug an dem Mißgeschick, das mich schier zu Boden drückte, nicht allzu schwer. Seine Gedanken waren viel zu sehr mit den bevorstehenden

kriegerischen Abenteuern beschäftigt, als daß ihm der Verlust ernstlich hätte zu Herzen gehen können. In einigen Tagen hätte er dem alten Hause ja doch für unbestimmte Zeit den Rücken kehren müssen, und er zweifelte nicht, daß die Lorbeeren, Ehren und Reichtümer, die er in diesem Feldzug zu gewinnen gedachte, ihn überreich entschädigen würden für das, was er jetzt eingebüßt hatte. Nicht einmal der Gedanke an meine nächste Zukunft bereitete ihm Sorge. Noch ehe ich mich in dem Hause eines uns befreundeten Obersten von den Folgen der Schreckensnacht vollständig erholt hatte, überraschte mein Gatte mich durch die Erklärung, daß ich während der Dauer des Krieges bei seiner Schwester, der Gräfin Saltykow, bleiben und schon am nächsten Morgen die Reise zu ihr antreten würde. Nichts hätte mir unerwarteter und unerwünschter sein können als dieser Beschluß meines Herrn und Gebieters. Ich hatte seine Schwester nie gesehen, aber ich hatte von ihm selber wie von anderen nur die ungünstigsten Dinge über sie gehört, und aus den Briefen, die sie an Korowin gerichtet, wußte ich überdies, daß sie mir keineswegs freundlich gesinnt war. Jetzt als eine um Gastfreundschaft Bittende, ja, beinahe als eine Bettlerin bei ihr anklopfen zu müssen, dünkte mich eine fast unerträgliche Vorstellung, und ich würde jeder anderen, auch der armseligsten Zuflucht, mit tausend Freuden den Vorzug gegeben haben.

Man kann sich denken, daß ich es nicht an Bemühungen fehlen ließ, den Sinn meines Gatten zu ändern. Aber er blieb diesmal vollständig taub gegen meine Vorstellungen und Bitten. Die Erwägung, daß ich auf einem weltabgelegenen Gute im südöstlichen Rußland vor der Versuchung zu ehelicher Untreue besser ge-

schützt sein würde als in einer der beiden Hauptstädte, und daß er außerdem auf solche Art bis zu seiner Wiederkehr aller Geldausgaben für meinen Unterhalt überhoben war, trug offenbar über alle Bedenklichkeiten, die die üblen Charaktereigenschaften seiner Schwester doch auch in ihm wachrufen mußten, den Sieg davon. Er erklärte, daß der Kurier bereits unterwegs sei, der die Gräfin Saltykow auf meine Ankunft vorbereiten sollte. Und an dem nämlichen Tage, wo er mit seinem Regiment den Marsch nach dem Kriegsschauplatz antrat, machte ich mich schweren Herzens auf den Weg nach dem fernen Gouvernement Simbirsk.

---

24. Kapitel.

Das im Alatyrschen Kreise gelegene Gut Sinizewo der Gräfin Anna Dimitrowna Saltykow war von der Natur mit mancherlei landschaftlichen Reizen bedacht die sicherlich erheiternd und wohltuend auf mein Gemüt gewirkt haben würden, wenn ich unter anderen Verhältnissen hier hätte leben können. Am rechten Ufer der reißend und breit dahinströmenden Wolga gelegen, stellte es sich meinen Blicken als ein anmutiges Hügelland dar, dessen Täler im Schmuck saftiger Wiesen und fruchtbarer Felder prangten, während weitgedehnte, feierlich dunkle Wälder die Höhen bedeckten. Steil fielen die Ufer des tief eingeschnittenen Flußbettes herab, und weithin konnte man von der Terrasse des hochgelegenen Schlosses den Lauf des mächtigen Stromes überblicken. Die Dör-

fer und Siedelungen der leibeigenen Bauern lagen regellos über dieſen geſegneten Boden verſtreut. Und auf dem letzten Teil meiner langen Reiſe hatte ich Gelegenheit genug gehabt, zu bemerken, wie armſelig die Behauſungen dieſer Leute, wie dürftig und zerlumpt ihre Kleider, wie bleich und abgehärmt ihre Geſichter waren. Mit einer dienſteifrigen Unterwürfigkeit, die für mein Empfinden etwas abſtoßend Hündiſches hatte, war ich im Vorüberfahren von ihnen begrüßt worden, und derſelben ſklaviſchen Demut begegnete ich bei der Dienerſchaft des Hauſes, den ſogenannten Hofbedienten, von denen ich vor dem Schloſſe empfangen wurde.

Meine Schwägerin hatte es nicht als der Mühe wert erachtet, mich nach altem Brauch am Fuße der Treppe zu begrüßen. Sie erwartete mich vielmehr in ihrem Speiſezimmer, einem großen, mit vielen Teppichen und Ruhebetten ausgeſchmückten Raume, wo ſie eben mit einigen anderen Adeligen des Kreiſes bei Tiſche ſaß. Ich hatte nicht gehofft, in ihr eine Frau von einnehmendem Aeußern zu finden, aber ihre Erſcheinung wirkte auf mich trotzdem wie eine niederdrückende Ueberraſchung. Sie war eine der größten und dickſten weiblichen Perſonen, die ich je geſehen. Ob ihr Geſicht jemals hübſch geweſen war, ließ ſich nicht mehr erkennen, denn es war rot und aufgedunſen; alle menſchlichen Laſter und Leidenſchaften ſchienen ihre Spuren darauf zurückgelaſſen zu haben. Die mächtigen Kieferknochen und das über einem dreifachen Fettpolſter weit hervortretende Kinn ſprachen von Brutalität und Grauſamkeit, die kleinen, glitzernden Augen von Bosheit und Tücke. Als ich mich ihr näherte, um ſie mit höflicher Verbeugung zu begrüßen, wie ich es der älteren Verwandten ſchuldig war, muſterte ſie mich

eine Weile mit unverschämter Gründlichkeit und sagte dann unter höhnischem Auflachen:

„Das also ist die gefeierte Schönheit, der am Kaiserhofe alles zu Füßen gelegen hat? Nun, meine Liebe, ich fürchte, Sie werden hier auf andere Zerstreuungen bedacht sein müssen als auf die Eroberung von Männerherzen.“

Das war der Willkommengruß, der mich in der neuen Heimat empfing. Ich wußte nicht, was man dieser Frau über mich berichtet haben mochte; aber ich fühlte sogleich, daß sie mich mit der ganzen Kraft ihrer Seele haßte, und eine innere Stimme sagte mir, daß dieser Haß unauslöschlich bleiben würde, so lange ich nichts daran ändern konnte, daß ich jünger und hübscher war als sie.

Die Gäste, mit denen ich auf eine sehr oberflächliche Weise bekannt gemacht wurde, glichen nach ihrem Aussehen und ihren Reden viel eher betrunkenen Bauern als Angehörigen der höheren Stände. Da sie natürlich sofort erkannten, eine wie untergeordnete Rolle mir in diesem Hause zugedacht war, legten sie sich mir gegenüber nicht den mindesten Zwang auf und ergingen sich in Späßen, die mir die Schamröte ins Gesicht trieben und mir schon in dieser ersten Stunde einen unüberwindlichen Widerwillen gegen meine neue Umgebung einflößten.

Unter dem Vorwande, von den Anstrengungen des letzten Reisetages sehr ermüdet zu sein, erbat ich von meiner Schwägerin die Erlaubnis, mich zurückzuziehen, und sie ließ daraufhin das Mädchen rufen, dem außer der von mir mitgebrachten Zofe meine persönliche Bedienung obliegen sollte.

Es war ein auffallend hübsches, dunkeläugiges Geschöpf von höchstens siebzehn Jahren und von einem sanften, liebenswürdigen Wesen, das ihr sogleich meine Zuneigung gewann.

Ihre wächserne Blässe und ein Zug schmerzlichen Leidens an ihren Mundwinkeln ließen mich indessen vermuten, daß sie krank sei, und ich wurde in dieser Annahme bestärkt durch die merkwürdige Langsamkeit ihrer Bewegungen, die zuweilen, wenn sie sich unbeobachtet glaubte, von einem leisen Aechzen begleitet waren. Während sie droben in den beiden äußerst einfachen Zimmern, die mir die Gnade der Gräfin zugewiesen, meiner Zofe beim Auspacken der Wäsche und der Kleider behilflich war, konnte ich denn auch nicht umhin, sie zu fragen, ob sie sich unwohl fühle. Sie erschrak heftig und schüttelte verneinend den Kopf, um von nun an mit verdoppeltem Eifer die ihr aufgetragenen Verrichtungen zu erfüllen, obwohl es ihr offenbar sehr schwer fiel. Als ich sie nach einer Weile mit einem Auftrage fortgeschickt hatte, erkundigte ich mich bei meinem Mädchen, ob ihr die Kleine vielleicht etwas über ihren Gesundheitszustand anvertraut habe, und nach einigem Zögern erhielt ich die Auskunft, daß Matrena ganz gesund, aber erst an diesem Morgen arg gepeitscht worden sei, so daß sie sich nur unter den heftigsten Schmerzen bewegen und manchmal vor Schwäche kaum auf den Füßen stehen könne.

„Hat sie dir auch gesagt, wegen welchen Vergehens die Strafe über sie verhängt wurde?“ fragte ich. Und die Antwort lautete:

„Es war keine Strafe, sondern nur eine Ermunterung, den Dienst bei Ihnen fleißig und ordentlich zu versehen. Da sie bisher nur in der Küche verwendet wor-

den ist, besorgte die Frau Gräfin, sie könne sich ungeschickt anstellen, wenn ihr die neuen Pflichten nicht vorher gründlich eingeschärft würden. Darum hat sie fünfzig Paar Ruten erhalten. Und ich glaube, es ist nicht eine heile Stelle mehr an ihrem Körper."

Was ich da hörte, schien mir so unglaublich, daß ich es aus des Mädchens eigenem Munde bestätigt haben wollte. In strengem Ton fragte ich sie nach ihrer Rückkehr über den Anlaß ihrer Bestrafung, und da ich sie durchaus nicht zum Reden bringen konnte, befahl ich ihr, sich vor meinen Augen vollständig zu entkleiden. Sie gehorchte, und die hellste Empörung flammte in meinem Herzen auf, als sich dieser arme, jämmerlich zerschlagene Körper meinen Blicken enthüllte. Ohne Zweifel waren die fünfzig Paar Ruten*) nach der barbarischen Gewohnheit vieler Gutsherren vor dem Gebrauch in Salzwasser erweicht worden, da sie sonst schwerlich eine so grausame Wirkung hervorgebracht haben würden. Von den Schultern bis zu den Füßen des Mädchens gab es kaum eine Handbreit unversehrter Haut, und es war begreiflich genug, daß sie auch bei der leisesten Berührung wie in Fieberschauern erzitterte. Natürlich nahm ich mich der Bedauernswerten nach besten Kräften an, ließ ihr mit den Kissen meines eigenen Bettes ein Lager in meinem Schlafzimmer bereiten und bestrich ihre zahllosen Wunden mit dem lindernden Balsam, den ich wegen etwaiger Unfälle auf meinen Reisen immer mit mir führte. Matrena ließ ohne Widerstand alles mit sich geschehen. Sie

*) Die Rutenstrafe, die für die leichteste Art der Züchtigung galt, wurde sowohl bei der häuslichen Zucht wie beim gerichtlichen Verfahren nach der Zahl der Rutenpaare abgestuft. Für jedes Paar Ruten rechnete man drei Hiebe. Doch geschah es oft genug, daß mit jedem Paar so lange zugeschlagen wurde, bis es in Stücke ging. Die Zahl der auf alle Teile des nackten Körpers verabfolgten Rutenstreiche wurde dadurch häufig bis auf das Zehn- und Zwanzigfache gesteigert.

sprach kein Wort, aber ihre ausdrucksvollen dunklen Augen spiegelten ein grenzenloses Erstaunen. Die Unglückliche hatte offenbar noch nie von einem Höhergeborenen Gütiges und Menschenfreundliches erfahren, und ihr beschränkter Geist brauchte Zeit, das Unerhörte zu fassen, ehe sich ihre arme, verängstigte Seele dem Gefühl der Dankbarkeit erschließen konnte. Wie tiefe Wurzeln dann aber dies Gefühl in ihrem Herzen geschlagen, sollte ich zu meinem Heil fünf Jahre später in einer fürchterlichen Stunde erfahren.

Am nächsten Morgen regnete es in Strömen. Als ich bedrückten Herzens in die heute so trübselige Landschaft hinaussah, fiel mein Blick auf eine Gruppe von drei Männern, die gerade unter meinem Fenster mit einer Gartenarbeit beschäftigt waren. Sie waren barfuß und nur mit einem zerlumpten Hemd bekleidet; jeder von ihnen aber trug einen jener eisernen, auf der Innenseite mit spitzen Stacheln besetzten Ringe um den Hals, wie sie den verurteilten Mördern zur Verschärfung ihrer Kerkerstrafe angelegt werden. Was diese Marter zu einer so schrecklichen macht, ist der schwere Eichenklotz, der an einer kurzen Kette von dem Halsring herabhängt und seinem Träger bei jeder Bewegung einige der Stacheln tief ins Fleisch drückt. Ich zweifelte nicht, daß die Männer sich irgendeiner schweren Untat schuldig gemacht hätten, und ich wurde in dieser Annahme bestärkt, als ich einen blondbärtigen Menschen, anscheinend einen der Gutsverwalter, auf sie zutreten und nach flüchtiger Betrachtung ihrer Arbeit jedem von ihnen mit dem Pletj*), den er in der Hand hielt, einige klatschende Hiebe

*) Züchtigungsinstrument mit kurzem Griff und zwei oder drei Peitschenschnüren aus geflochtenem Rindleder, in deren Enden oft noch kleine, scharfkantige Bleistücke eingeflochten waren.

auf die unbedeckten Beine versetzen sah. Peinlich berührt von dem Anblick der unbarmherzigen Mißhandlung, schloß ich das Fenster und entschloß mich, in das Speisezimmer hinabzugehen, wo ich ja aller Wahrscheinlichkeit nach von der Herrin des Hauses schon längst erwartet wurde.

In der Tat fand ich Anna Dimitrowna vor einem sehr reichlichen, aus Fleisch und einigen Fischgerichten bestehenden Frühstück, dessen Vertilgung sie hier und da unterbrach, um ein Gläschen Schnaps hinunter zu stürzen. Mit einer Handbewegung lud sie mich nach kurzem Gruß zur Teilnahme ein; aber es schien sie nicht weiter zu verdrießen, als ich von dieser freundlichen Einladung keinen Gebrauch machte. Während sie mit beiden Backen kaute, begann sie eine Art von Verhör mit mir anzustellen, dessen Gegenstand nicht etwa die Person ihres Bruders und meine gegenwärtigen Verhältnisse, sondern einzig die Liebesabenteuer waren, von denen ich nach ihrer Ueberzeugung vor meiner Heirat eine Unmenge bestanden haben mußte. Als ich ihr versicherte, daß sie im Irrtum sei, und daß ich mir außer einigen unschuldigen Tändeleien nichts anderes vorzuwerfen hätte als meine Beziehungen zu Alexis Orlow, gab sie durch höhnisches Auflachen und durch einen schiefen Blick zu erkennen, daß sie weit davon entfernt sei, mir Glauben zu schenken. Aber sie hörte darum nicht auf, mich auszufragen und machte mich mehr als einmal durch die Schamlosigkeit erröten, mit der sie über Einzelheiten unterrichtet zu werden wünschte, die eine ehrbare Frau auch ihrer vertrautesten Freundin nicht offenbart. Meine Zurückhaltung verstimmte sie offenbar in hohem Maße; sie knurrte etwas von Zimperlichkeit und Heuchelei und er-

kundigte sich schließlich in brüskem Ton, ob ich etwa Veranlassung hätte, mich über die Folgsamkeit des Mädchens Matrena zu beklagen.

„Sie ist eine verstockte Person," sagte sie, „die den Mund nicht aufbringt, wenn man sie etwas fragt, und die den Burschen verliebte Augen macht, wenn sie denkt, daß man es nicht sieht. Ich habe ihr für alle Fälle gestern eine kleine Vermahnung zuteil werden lassen und habe ihr für heute noch fünfundzwanzig Peitschenhiebe versprochen. Aber man kann die Zahl auch verdoppeln, falls sie sich gegen dich irgend etwas hat zu schulden kommen lassen."

Bebend vor innerer Empörung, und mich mühsam beherrschend, erklärte ich, daß das Mädchen an Bescheidenheit und Anstelligkeit nichts zu wünschen übrig ließe, und daß ich darum dringend bäte, ihr die beabsichtigte weitere Züchtigung zu erlassen. Ich würde es jedenfalls vorziehen, ohne alle Bedienung zu bleiben, wenn ich nicht zugleich das Recht erhielte, die Verfehlungen meiner Dienerinnen lediglich nach eigenem Ermessen zu bestrafen.

Anna Dimitrowna sah mich erst verwundert an; dann aber schien sie meine Worte nach ihrer Weise zu deuten, denn mit einem widerwärtigen, rohen Auflachen erwiderte sie:

„Warum sollte ich dir dieses Vergnügen vorenthalten? Es ist ohnehin beinahe das einzige, mit dem man sich hier auf dem Lande die Langeweile vertreiben kann. Ich werde dir nachher einen hübschen Burschen schicken, der das Frisieren ausgezeichnet versteht. Ich selber habe ihn als Coiffeur benutzt, bis ich einen geschickteren gefunden. Den will ich dir schenken, und du kannst mit ihm machen, was dir beliebt. Daß unsere Hof-

bedienten nach dem Gesetz des Grafen Rumjänzow regiert werden, hat Iwan dir ja vermutlich gesagt."

„Was für ein Gesetz ist das?" fragte ich, da ich nie vorher davon gehört hatte, und sichtlich erstaunt über meine Unwissenheit brachte meine Schwägerin ein Buch zum Vorschein, dessen Lektüre sie mir angelegentlich empfahl.

„Natürlich brauchst du dich dem Burschen und dem Mädchen gegenüber, die ich dir als dein Eigentum überlasse, nicht allzu ängstlich danach zu richten," fügte sie hinzu. „Sie sind gewöhnt, etwas strenger behandelt zu werden. Und statt der Batogen und der Ruten, die Rumjänzow vorschreibt, lasse ich ihnen meist den Pletj oder die Knute geben. Man muß diese halben Tiere in der Furcht des Herrn erhalten, wenn man sie vor dem Geist der Auflehnung bewahren will, der jetzt überall sein Haupt erhebt."

Ich wußte nichts zu erwidern; aber ich fragte nach dem Vergehen der Männer, die ich vorhin unter meinem Fenster mit dem Halsringe hatte arbeiten sehen. Anna Dimitrowna, die ich offenbar auf ihr Lieblingsthema gebracht hatte, zögerte nicht, mir Auskunft zu geben.

Und was mußte ich vernehmen? Ihr Verbrechen bestand darin, daß sie sich bei der vor einigen Tagen auf der Besitzung der Gräfin stattgehabten Rekrutierung als nicht groß und kräftig genug erwiesen hatten. Welche Geißel für die Leibeigenen diese Rekrutierungen waren, hatte ich schon früher gehört. Die Gutsherrschaft erhielt für jeden als Soldaten ausgehobenen Leibeigenen eine bestimmte Entschädigung, und es stand in ihrem Ermessen, diejenigen zu bezeichnen, die sie dem Staate für den Heeresdienst zur Verfügung stellen wollte.

kriegerischen Abenteuern beschäftigt, als daß ihm der Verlust ernstlich hätte zu Herzen gehen können. In einigen Tagen hätte er dem alten Hause ja doch für unbestimmte Zeit den Rücken kehren müssen, und er zweifelte nicht, daß die Lorbeeren, Ehren und Reichtümer, die er in diesem Feldzug zu gewinnen gedachte, ihn überreich entschädigen würden für das, was er jetzt eingebüßt hatte. Nicht einmal der Gedanke an meine nächste Zukunft bereitete ihm Sorge. Noch ehe ich mich in dem Hause eines uns befreundeten Obersten von den Folgen der Schreckensnacht vollständig erholt hatte, überraschte mein Gatte mich durch die Erklärung, daß ich während der Dauer des Krieges bei seiner Schwester, der Gräfin Saltykow, bleiben und schon am nächsten Morgen die Reise zu ihr antreten würde. Nichts hätte mir unerwarteter und unerwünschter sein können als dieser Beschluß meines Herrn und Gebieters. Ich hatte seine Schwester nie gesehen, aber ich hatte von ihm selber wie von anderen nur die ungünstigsten Dinge über sie gehört, und aus den Briefen, die sie an Korowin gerichtet, wußte ich überdies, daß sie mir keineswegs freundlich gesinnt war. Jetzt als eine um Gastfreundschaft Bittende, ja, beinahe als eine Bettlerin bei ihr anklopfen zu müssen, dünkte mich eine fast unerträgliche Vorstellung, und ich würde jeder anderen, auch der armseligsten Zuflucht, mit tausend Freuden den Vorzug gegeben haben.

Man kann sich denken, daß ich es nicht an Bemühungen fehlen ließ, den Sinn meines Gatten zu ändern. Aber er blieb diesmal vollständig taub gegen meine Vorstellungen und Bitten. Die Erwägung, daß ich auf einem weltabgelegenen Gute im südöstlichen Rußland vor der Versuchung zu ehelicher Untreue besser ge-

schützt sein würde als in einer der beiden Hauptstädte, und daß er außerdem auf solche Art bis zu seiner Wiederkehr aller Geldausgaben für meinen Unterhalt überhoben war, trug offenbar über alle Bedenklichkeiten, die die üblen Charaktereigenschaften seiner Schwester doch auch in ihm wachrufen mußten, den Sieg davon. Er erklärte, daß der Kurier bereits unterwegs sei, der die Gräfin Saltykow auf meine Ankunft vorbereiten sollte. Und an dem nämlichen Tage, wo er mit seinem Regiment den Marsch nach dem Kriegsschauplatz antrat, machte ich mich schweren Herzens auf den Weg nach dem fernen Gouvernement Simbirsk.

---

24. Kapitel.

Das im Alatyrschen Kreise gelegene Gut Sinizewo der Gräfin Anna Dimitrowna Saltykow war von der Natur mit mancherlei landschaftlichen Reizen bedacht die sicherlich erheiternd und wohltuend auf mein Gemüt gewirkt haben würden, wenn ich unter anderen Verhältnissen hier hätte leben können. Am rechten Ufer der reißend und breit dahinströmenden Wolga gelegen, stellte es sich meinen Blicken als ein anmutiges Hügelland dar, dessen Täler im Schmuck saftiger Wiesen und fruchtbarer Felder prangten, während weitgedehnte, feierlich dunkle Wälder die Höhen bedeckten. Steil fielen die Ufer des tief eingeschnittenen Flußbettes herab, und weithin konnte man von der Terrasse des hochgelegenen Schlosses den Lauf des mächtigen Stromes überblicken. Die Dör-

dieſelbe ſchonungsloſe Ausbeutung. Man gab ihnen wohl ein Stück eigenen Landes, das zur Not ausgereicht hätte, ſie und ihre Angehörigen kümmerlich zu ernähren, aber man ließ ihnen nicht Zeit, dieſes Land ordentlich zu beſtellen. Denn während des Frühlings und des Sommers mußten ſie bis zur Erſchöpfung auf den Aeckern ihrer Gebieter arbeiten. Und wenn es ihnen wirklich mit Aufbietung aller Kräfte gelang, ihrem eigenen Boden ein geringen Ertrag abzugewinnen, ſo mußten ſie davon im Herbſt an den Gutsherrn eine Abgabe entrichten, die ihnen nur ſelten das zum Leben unbedingt Notwendige übrig ließ. Die Folge war, daß ſie während des Winters faſt durchweg die ſchrecklichſte Not leiden mußten. Da ihre Eigentümer natürlich kein Intereſſe daran hatten, ſie ganz verhungern zu laſſen, gewährten ſie ihnen dann wohl auf ihre demütigen Bitten und unter Auferlegung von allerlei weiteren harten Dienſtleiſtungen ſo viel an Lebensmitteln, als ihnen ausreichend ſchien, das jämmerliche Daſein der Aermſten zu friſten. Und dieſe ſogenannten Wohltaten mochten es geweſen ſein, von denen man der Kaiſerin als von einem Beweis für das ſchöne patriarchaliſche Verhältnis zwiſchen den Adeligen und ihren Leibeigenen berichtet hatte. Aber man mußte ſehen, wie dieſe Leute lebten, um die Wohltaten ihrer Gebieter nach dem richtigen Werte einzuſchätzen. Auf Sinizewo war das herrſchaftliche Vieh jedenfalls bei weitem beſſer untergebracht als die Mehrzahl der leibeigenen Bauern. Das Innere ihrer Wohnungen, in das man wegen der verpeſteten und erſtickenden Luft höchſtens einmal von der Schwelle der offenen Tür aus einen Blick werfen konnte, erſchien als alles andere eher, denn als eine menſchliche Behauſung. Auch den größten Familien ſtand ſelten

mehr als ein einziger Raum zur Verfügung, und dieſen niederen, verqualmten, ſchmutzſtarrenden Raum teilten ſie natürlich mit ihren Schweinen, Hühnern, Hunden und was ſie etwa ſonſt an Vieh ihr eigen nannten. Ihre Kleider waren zuſammengeflickte Lumpen, die ihnen oft in Fetzen um die abgemagerten Körper hingen. Das Tragen einer Fußbekleidung brachte den leibeigenen Bauern ſofort in den Geruch außergewöhnlichen Reichtums, und es war ein herzzerreißender Anblick, wenn man im ſtrengſten Winter Männer und Weiber barfuß durch den Schnee ſtapfen, oder Kinder, die nur mit einem zerriſſenen Hemd bekleidet waren, froſtzitternd in den Winkeln kauern ſah. Das Maß ihrer Leiden aber war für die Unglücklichen mit ſolchen Entbehrungen, unter denen ſie ihr ganzes Leben hinbringen mußten, noch bei weitem nicht erſchöpft. Wenn ſich ein Gutsherr infolge verſchwenderiſchen und ausſchweifenden Lebens in Geldverlegenheit befand, ſo griff er als zu dem nächſtliegenden Auskunftsmittel immer vor allem anderen zu dem Verkauf von ſo und ſo viel Seelen, völlig unbekümmert um die Einſchränkungen, die ein barmherziges Geſetz für dieſe Verkäufe vorgeſehen hatte. Was ſollte auch den Bejammerswerten ein zu ihrem Schutze erlaſſenes Geſetz frommen, da ſie doch kein Recht hatten, ſich über ſeine Verletzung zu beklagen? Schonungslos riß man die Familien auseinander, wenn man Gelegenheit fand, einen Mann, einen Burſchen, ein paar Kinder vorteilhaft zu verkaufen. Die Marktpreiſe für menſchliche Ware waren gerade zur Zeit meines Aufenthalts auf Sinizewo beſonders niedrig. Für einen kräftigen und gewandten Mann wurden, wenn er nicht gerade irgendwelche beſonderen Talente hatte, ſelten mehr als hundert Rubel ge-

zahlt. Und für Weiber fanden sich überhaupt keine Käufer, sofern es sich nicht um ausnehmend hübsche und gesunde junge Mädchen handelte. Von diesen pflegte die Gräfin Saltykow allerdings alljährlich mehrere an die öffentlichen Häuser in Moskau und Petersburg zu verkaufen, wobei sie sich selten auf einen niedrigeren Preis als dreihundert Rubel einließ. Oder sie tauschte sie bei ihren Gutsnachbarn gegen kräftige junge Burschen ein, von denen sie aus Habgier wie aus Sinnlichkeit niemals genug auf ihrer Besitzung haben konnte.

Auf den ersten Blick mochte es scheinen, als ob das Los der Hofbedienten dem der leibeigenen Bauern vorzuziehen sei, denn sie waren erheblich besser gekleidet und brauchten im allgemeinen nicht eigentlich Hunger zu leiden. Sie erhielten eine bestimmte Menge Mehl, Grütze und Salz, alle zwei bis drei Jahre einen Pelz und einen Kaftan und vielfach sogar einen kleinen Lohn in barem Gelde, der allerdings nur selten über vier oder fünf Rubel im Jahre hinausging. Dafür aber lebten sie beständig unter den Augen oder doch in unmittelbarster Nähe ihrer Herrschaft, die immer bereit war, jede wirkliche oder vermeintliche Verfehlung, jeden Ungehorsam und jedes Zeichen von Trägheit ohne Barmherzigkeit zu bestrafen. Als Grundlage für die Hauszucht diente fast überall das sehr ausführliche Strafgesetz, das Graf Rumjänzow im Jahre 1756 für die Leibeigenen auf seinen Besitzungen verfaßt hatte, und das nach dem Wunsche meiner Schwägerin auch ich mir zur Richtschnur für die Behandlung meiner Diener hatte nehmen sollen. Unter den Lesern dieser Aufzeichnungen wird es ja vielleicht manchen geben, der dies Gesetz noch gekannt hat; für die übrigen aber will ich aus seinen Bestimmungen zur

Fürſt Potemkin.

Charakteristik des menschenfreundlichen Geistes, der sie diktiert hatte, nur hervorheben, daß auch die geringfügigsten Vergehen mit hunderten, ja, mit tausenden von Stockschlägen bedroht waren, und daß bei schweren Verbrechen — zu denen übrigens schon der allerkleinste Diebstahl gerechnet wurde — die Zahl der Peitschenhiebe überhaupt nicht mehr begrenzt, sondern ganz in das Belieben des Herrn gestellt wurde. Auch sollte es dem Gebieter überlassen bleiben, ob er statt der Batogen und des Pletj die Knute anwenden wollte. In diesem Fall sollte ein Knutenhieb für siebzig Stockschläge gerechnet werden. Und der mitleidlose Gesetzgeber verhängte für die verschiedenartigsten Versündigungen auf solche Art fünfzig, hundert oder noch mehr Knutenhiebe, obwohl ihm doch ohne Zweifel wohlbekannt war, daß oft schon zehn oder zwanzig hinreichend sind, einen Menschen umzubringen. Man konnte sich kaum etwas Härteres denken als dies Gesetz; aber die Bedienten der meisten Gutsbesitzer hätten sich glücklich schätzen können, wenn man sich bei der Verhängung und dem Ausmaß der Strafen auf seine Anwendung beschränkt hätte. Denn was die Phantasie vieler Edelleute an Martern auszusinnen wußte, war weder in diesem noch in irgendeinem anderen geschriebenen Gesetz verzeichnet. Die Erfindungsgabe der Gräfin Saltykow auf diesem Gebiete war von einer Art, daß sich mein weibliches Empfinden dagegen sträubt, auch nur einige wenige Beispiele aus der Unmenge der von ihr verübten Abscheulichkeiten herauszugreifen. In ihrem krankhaften Hang zur Grausamkeit schonte sie kein Alter und kein Geschlecht. Und unzählige Male habe ich sie das Amt des Henkerknechts mit eigenen Händen verrichten sehen. Eine ihrer Lieblingsunterhaltungen war es, die zu be-

strafenden Männer bei strengster Winterkälte nackt in den Schnee legen, sie blutig peitschen und dann mit eiskaltem oder auch zur Abwechslung mit siedend heißem Wasser übergießen zu lassen. Gegen junge Mädchen, die sich ohne ihre ausdrückliche Zustimmung in Liebesverhältnisse eingelassen hatten, pflegte sie mit schrankenloser Härte zu wüten. Sie ließ sie mit glühenden Eisen brennen, trieb ihnen Nadeln ins Fleisch oder zerschlug ihnen mit Peitschen aus geflochtenem Leder die Brüste. Wenn eines der unglücklichen Opfer infolge der Mißhandlungen seinen Geist aufgab, was in den fünf Jahren meines Aufenthalts wohl mindestens zwanzigmal vorgekommen ist, so hieß es, der oder die Bestrafte habe schon vorher an einer tötlichen Krankheit gelitten, und selbst wenn es einen Ankläger gegeben hätte, wäre von einer gerichtlichen Bestrafung keine Rede gewesen.

Daß es in den Häusern der meisten anderen Adeligen des Kreises oder des ganzen Gouvernements Simbirsk nicht besser zuging, habe ich bereits gesagt. Es mit eigenen Augen anzusehen, hatte ich allerdings nach Verlauf der ersten Monate nur noch selten Gelegenheit; denn ich lehnte es ab, meine Schwägerin auf ihren häufigen Fahrten zu Gastmählern und Zechgelagen zu begleiten, nachdem ich es wiederholt hatte erleben müssen, daß man die grausame Züchtigung von Leibeigenen während der Tafel vor den Augen der Gäste und zu ihrer Unterhaltung vollzog. Die Abscheulichkeit und Schamlosigkeit dieser Prozeduren entzieht sich jeder Beschreibung. Es war etwas ganz Gewöhnliches, daß man völlig entkleidete Frauen und Mädchen in den Saal brachte, um sie dort von männlichen Leibeigenen auspeitschen zu lassen, und die rohen Scherze, mit denen die Tischgesellschaft derartige Exe-

kutionen zu begleiten pflegte, ließen mich eine tiefe Beschämung darüber empfinden, daß ich diese vertierten Barbaren nicht nur meine Landsleute, sondern auch meine Standesgenossen nennen mußte.

Wohl hatte es den Anschein, als ob die unterdrückten und ausgebeuteten, die mißhandelten und gemarterten Leibeigenen ihr hartes Schicksal mit stumpfer Ergebung trügen. Wo man einem von ihnen begegnete, sah man einen gebeugten Rücken, hörte man einen in unterwürfigster Ehrerbietung gemurmelten Gruß. In hündischer Demut küßten sie den Fuß, der ihren Nacken trat, und die Peitsche, die ihre Haut zerriß. Aber wer schärfer hinblickte, der gewahrte doch vielleicht hier und da in ihren Augen das Glitzern eines unversöhnlichen Hasses und das Aufblitzen eines Zornes, der sich in furchtbaren Rachetaten austoben mußte, wenn ein unerträgliches Uebermaß des Leidens oder irgendein äußerer Zufall in ihren dumpfen Gehirnen erst einmal die Erkenntnis geweckt hatte, daß sie in Wahrheit ja hundertmal stärker seien als ihre Tyrannen.

---

25. Kapitel.

Von meinem Gatten hörte ich nur in langen Zwischenräumen, und die Nachrichten, die er mir zukommen ließ, waren kurz genug. Sein Leben lang hatte er mit dem Degen besser umzugehen verstanden als mit der Feder, und ich glaubte ihm gern, daß es jetzt Wichtigeres für ihn zu tun gab, als das Schreiben von zärtlichen

Briefen, an denen mir überdies herzlich wenig gelegen war. Teils durch ihn selbst und teils durch andere erfuhr ich, daß er wiederholt Gelegenheit gefunden hatte, sich rühmlich auszuzeichnen. Er hatte am Flusse Larga und am Kaghul gekämpft; er war in Bessarabien verwundet worden und hatte sich auf Alexis Orlows Einladung zu seiner Erholung auf das Admiralsschiff begeben, das jener befehligte. Denn mein ehemaliger Freund war im Verlauf dieses Krieges zu großen militärischen Ehren emporgestiegen. Er, der noch nie ein Regiment selbständig geführt hatte und der vom Seewesen vollends nicht das geringste verstand, führte im Jahre 1771 bereits den Oberbefehl über die in den griechischen Gewässern versammelte russische Flotte. Und es scheint, daß er durch Tapferkeit und durch ein gewisses angeborenes Feldherrntalent in der Tat zu ersetzen wußte, was ihm an militärischen Kenntnissen und Erfahrungen abging. Sein am 5. Juli 1771 bei Tschesme, gegenüber von Chios, erfochtener Seesieg, der mit der Vernichtung der ganzen türkischen Flotte endete, bildet ja eines der leuchtendsten Ruhmesblätter in der Geschichte meines Vaterlandes, und ich begreife es sehr gut, daß Alexis auf den ihm verliehenen Beinamen Tschesmenski immer viel stolzer gewesen ist als auf irgendeine andere seiner zahllosen Ehren und Auszeichnungen. Seine Freundschaft mit meinem Manne war während des Krieges offenbar inniger geworden denn je zuvor. Wie kurz auch immer Korowins Briefe sein mochten, die mir auf den verschiedenartigsten Wegen zukamen, es blieb doch in jedem von ihnen Raum für irgendein begeistertes Wort über Alexis Orlow, und es berührte mich seltsam genug, meinen Gatten mit solcher Ueberschwenglichkeit von dem Manne

sprechen zu hören, als dessen Geliebte er mich kennen gelernt hatte.

Auch von Gregor Potemkin hörte ich um dieselbe Zeit, da die Siegesnachricht von Tschesme bei uns eintraf, daß er unter Ueberspringung vieler Grade inzwischen bis zum Generalleutnant aufgerückt sei und in der Krim sehr bedeutende Erfolge davongetragen habe. Meine Besorgnis, daß er die Gnade der Kaiserin verloren habe, war also jedenfalls eine unbegründete gewesen; denn ohne ein besonderes Wohlwollen Katharinas hätte er eine so ungewöhnliche militärische Karriere natürlich niemals machen können. Der Tag, an dem mir die Kunde von seinem glänzenden Aufstieg zukam, war einer der wenigen vollkommen glücklichen, die ich auf Sinizewo verlebt habe. Denn im allgemeinen bedeutete der Aufenthalt im Hause meiner Schwägerin für mich eine unaufhörliche Marter, durch die jedenfalls hinlänglich gesühnt wurde, was ich in meinem bisherigen Leben gesündigt haben mochte.

Von den großen Ereignissen der Zeit erfuhren wir gewöhnlich erst, wenn andere sie schon beinahe vergessen hatten; aber so vollständig waren wir doch nicht von jeder Verbindung mit der Welt abgeschnitten, daß der Petersburger Hofklatsch nicht zuweilen seinen Weg bis zu uns gefunden hätte. Und dieser Klatsch beschäftigte sich zumeist mit Dingen, die ihr Interesse für mich auch hier in der Verbannung noch nicht verloren hatten. So gleichgültig mir die vielen flüchtigen Liebesverhältnisse Katharinas waren, von denen man unter Anführung von mehr oder wenigen skandalösen Einzelheiten zu erzählen wußte, ihre Beziehungen zu Gregor Orlow, deren erste Anknüpfung sich ja noch unter meinen Augen vollzogen hatte,

waren für mich doch ein Gegenstand der Teilnahme geblieben. Und gerade über die wechselvolle Art dieser Beziehungen gingen die sonderbarsten Gerüchte. Daß Gregor noch immer den vielbeneideten Platz des allmächtigen Günstlings behauptete, war ja offenkundig, und man erzählte sich fabelhafte Dinge von seinem wüsten, verschwenderischen Leben, von den Reichtümern, die er an sich zu raffen verstände, und von seinem herrischen Auftreten gegen die Kaiserin, die sogar schon handgreifliche Zurechtweisungen von ihm erfahren haben sollte. Daneben aber schienen allerlei Anzeichen dafür zu sprechen, daß sein Stern bereits im Verblassen sei. Und in einem Briefe meines alten Freundes, Kyrill Rasumowski, eines der wenigen, die sich meiner noch hier und da erinnerten, fand ich allerlei Andeutungen, daß man in der Umgebung der Kaiserin einen plötzlichen Sturz des Favoriten für keineswegs unmöglich halte. Es fehle eben nur noch an einer ihm ebenbürtigen Persönlichkeit, deren körperliche und geistige Vorzüge Katharina zu ersetzen versprächen, was sie bei der Verabschiedung ihres bisherigen Liebhabers verlor — dieses Liebhabers, den sie selber immer wieder als den schönsten Mann seiner Zeit zu bezeichnen liebte. Bei der sattsam bekannten Wandelbarkeit ihrer Herzensneigungen sei es ja nur natürlich, daß sie nachgerade anfange, des herrlichen Gregor trotz seiner unerschöpflichen Kraft und seiner unvergleichlichen Schönheit überdrüssig zu werden. Bis jetzt aber hätte offenbar noch keiner von denen, die sie an seine Stelle zu setzen versucht habe, die angestellten Proben zu ihrer vollen Zufriedenheit bestanden.

Dafür, daß an alledem etwas Wahres sein müsse, glaubte ich einen unzweideutigen Beweis in der gefähr-

lichen Mission zu erblicken, mit der Gregor Orlow zur Zeit der schrecklichen Pestunruhen in Moskau betraut wurde. Man weiß, wie furchtbar die verheerende Seuche im Sommer des Jahres 1771 wütete. Auch im Gouvernement Simbirsk hatte sie zahlreiche Opfer gefordert, und es war fast ein Wunder zu nennen, daß wir auf Sinizewo mit dem geringen Verlust von vierzig oder fünfzig Seelen davonkamen. In Moskau und seiner nächsten Umgebung aber sanken die Menschen zu tausenden dahin wie Halme unter der Sense des Schnitters. Und so groß war im Verlaufe von zwei Monaten die Verzweiflung der Bevölkerung geworden, daß sie schließlich sogar den Sieg über ihren angeborenen Sklavensinn davongetragen hatte. Man glaubte sich dem sicheren Untergange preisgegeben, und weil man nichts mehr zu verlieren hatte, wollte man vor seinem Ende wenigstens noch dem so lange verhaltenen Groll gegen die Unterdrücker und Tyrannen Luft machen. An allen Ecken und Enden der alten Hauptstadt erhob plötzlich die Empörung ihr Haupt, und es kam zu Szenen wildesten Aufruhrs mit Plünderungen, Brandstiftungen, Mordtaten an verhaßten Beamten und Mißhandlungen wehrloser Frauen. Die Obrigkeit zeigte sich dieser Revolte gegenüber von jämmerlichster Feigheit und Schwäche. Der Gouverneur suchte als einer der ersten sein Heil in der Flucht, und nachdem sogar der höchste kirchliche Würdenträger von der wütenden Volksmenge massakriert worden war, schienen alle Bande der Zucht und Ordnung so vollständig gelöst, daß kein Hochgestellter und kein Besitzender mehr sich seines Lebens sicher fühlte.

Die Kunde von diesen Ereignissen mag am Petersburger Kaiserhofe nicht geringen Schrecken hervorgerufen

haben, und es war gewiß begreiflich, daß Katharina den tüchtigsten Mann auswählte, um ihn mit der Wiederherstellung geordneter Zustände zu betrauen. Aber daß dieser Mann gerade Gregor Orlow sein mußte, war doch für jeden, der die Kaiserin kannte, ein sicherer Gradmesser der in ihrem Empfinden eingetretenen Abkühlung. Einen Freund, den sie wirklich noch mit der ganzen Glut ihres Herzens liebte, würde sie gewiß nicht in die Pesthöhle Moskau entsandt und den unberechenbaren Wutausbrüchen eines bis zum Wahnsinn aufgereizten Pöbels preisgegeben haben. Als ich davon hörte, war mein erster Gedanke: ‚Sie hat noch nicht den Mut, ihn zu verabschieden; aber sie hofft, daß eine höhere Gewalt ihr dazu verhelfen werde, sich seiner zu entledigen.‘ Und wenn sie auch später den heil und gesund Zurückgekehrten scheinbar wieder mit offenen Armen empfing, so hat doch der weitere Verlauf der Dinge hinlänglich dargetan, daß ich mich mit solcher Vermutung nicht im Irrtum befunden hatte.

Als ein Kind des Glückes, für das man ihn nach dem Verlauf seines ganzen bisherigen Lebens wohl halten mußte, trug Gregor Orlow auch diesmal mit beinahe spielender Leichtigkeit den herrlichsten Sieg über alle Schwierigkeiten und Gefahren davon. Am 2. Oktober 1771 war er von Petersburg abgereist, und wenige Wochen nach seiner Ankunft gab es in Moskau keine Empörung mehr und keine Pest. Denn der Himmel selbst schien sich dem starken Willen dieses Halbgottes in Menschengestalt zu unterwerfen. Die Epidemie, die bisher allen Bemühungen der Aerzte Trotz geboten hatte, erlosch, sobald der Gewaltige sich ihrem Herde nahte, und die Aufrührer nahmen demütig das Joch der alten Knechtschaft auf ihre

Schultern, sobald Gregor Orlow unter ihnen erschien. Ich bin nicht vertraut genug mit der Weltgeschichte, um zu wissen, ob je zuvor einem einzelnen Manne ähnliche wunderbare Erfolge beschieden waren; aber ich verstehe es sehr gut, daß Katharina dem Heimkehrenden in Zarskoje Selo einen marmornen Triumphbogen errichten und daß sie zur Erinnerung an seine Großtat jene berühmte Medaille mit dem Bilde des Römers Curtius und der Inschrift: „Auch Rußland hat solche Söhne" prägen ließ.

Für den Augenblick war der schöne Gregor wieder der gefeiertste Held des russischen Reiches und der bevorzugte Herzensfreund seiner Kaiserin. Aber wenn Katharinas echt weibliche Bewunderung aller männlichen Tapferkeit und Stärke sie wirklich noch einmal in den Glauben gewiegt haben sollte, den Besieger der Revolution und der Pestepidemie mit der alten Leidenschaft zu lieben, so ist sie doch jedenfalls sehr bald inne geworden, daß es nichts anderes war als ein flüchtiges Wiederaufflackern, ein rasch entschwundener Rausch, dem die vollständige und unabänderliche Ernüchterung auf dem Fuße folgen sollte.

Den Moskauer Aufruhr hatte eine starke Hand niedergeworfen, aber das fressende Gift der Unzufriedenheit im Volke war damit nicht zerstört worden. Die Glut des Hasses glimmte im verborgenen fort, und der erste Sturmwind, von wo immer er kommen mochte, mußte sie zur lodernden Flamme anfachen. Daß er sich am Fuße des Ural erhob und zuerst über das Uferland der Wolga dahinfegte, war unerwartet und überraschend wohl nur für die, denen das traurige Schicksal der leibeigenen Bauern und der von gewissenlosen, habgierigen, tyranni-

schen Beamten bedrückten und gepeinigten Völkerschaften des südöstlichen Rußland unbekannt geblieben war. An einzelnen Ausbrüchen grimmigen Hasses und an verzweifelten Versuchen der Auflehnung hatte es in unserer näheren Umgebung ja schon während der ersten Jahre meines Verweilens auf Sinizewo nicht gefehlt. Unsere Gutsnachbarn pflegten davon mit der Gleichgültigkeit von Menschen zu erzählen, die sich vor ähnlichen fatalen Ueberraschungen sicher wissen. Sie sahen eben nur die unterwürfigen Mienen, die ihre Leibeigenen ihnen zeigten, wenn sie den Blick der Gebieter auf sich gerichtet wußten, und sie gewahrten nichts von den geballten Fäusten und den gemurmelten Verwünschungen hinter ihrem Rücken.

In meinem Geiste aber wurde bei solchen Erzählungen die Erinnerung lebendig an das, was mir einst mein Lehrer Porofejew von dem Rebellen Stenka Rasin, von seinen Greueltaten und seinen Erfolgen erzählt hatte. Auch jener hatte mit seinen aus Kosaken, Tschuwaschen, Tscheremissen und anderen asiatischen Völkerstämmen zusammengesetzten Scharen hier an den Ufern der Wolga sein Wesen getrieben, und auch ihm waren die leibeigenen Bauern in hellen Haufen zugelaufen. Warum sollte sich nicht heute wiederholen können, was vor hundert Jahren möglich gewesen war? Die Zustände, die damals die Empörung veranlaßt hatten, waren inzwischen sicherlich nicht besser geworden. Die freien Kosaken am Ural und am Don hatten gewiß keinen Grund, mit der Regierung in Petersburg zufriedener zu sein als es ihre Väter und ihre Großväter gewesen waren. Denn man behandelte sie so schlecht wie möglich, legte ihnen die härtesten Lasten auf und versagte ihnen ebenso wie den Leibeigenen das

Recht, sich über Ungerechtigkeit und Vergewaltigung zu beklagen. Schon während meines Aufenthalts am Kaiserhofe war es wiederholt vorgekommen, daß man Deputationen von Kosaken, die in aller Ehrerbietung der Zarin ihre Beschwerden vorzutragen wünschten, einfach ins Gefängnis geworfen und als Rebellen geknutet hatte. Solche Härten konnten wohl ertragen, aber sie konnten nicht vergessen werden. Und es brauchte nur ein neuer Stenka Rasin zu erstehen, um die Brandfackel in den riesenhaft aufgehäuften Zündstoff zu schleudern. Daß daraus eine Feuersbrunst entstehen würde, furchtbar genug, um das ganze Reich in Schrecken zu versetzen, konnte keinem zweifelhaft sein, der, wie ich, seit Jahren inmitten der Geknechteten und Gepeinigten lebte.

Ich gestehe, daß ich manchmal in der Stille meines Herzens wünschte, der Rächer so vieler an Wehrlosen verübter Schandtaten möge kommen. Denn es gab nichts, das mich innerlich mit Menschen vom Schlage meiner Schwägerin und der ihr geistesverwandten Adeligen unseres Kreises verknüpft hätte. Sie erschienen mir oft, wenn sie sich lachend ihrer an Männern verübten Grausamkeiten und ihrer Abscheulichkeiten gegen schwache Frauen und Mädchen rühmten, schlimmer als die gemeinsten Verbrecher, und ich hätte ihnen wohl schon hier auf Erden einen Teil der Strafe vergönnt, die mein Vertrauen auf die göttliche Gerechtigkeit im Jenseits für sie erhoffte.

Aber ich hatte nicht gut daran getan, solche Wünsche zu hegen. Denn noch viel furchtbarer als die Schuld sollte ihre Sühne sein. Und gräßlicher als die grausamsten Gelüste und die brutale Sinnengier der Bedrücker

dünkten mich am Tage der Vergeltung die blutdürstigen Raubtierinstinkte der entmenschten Rächer.

Ein Kosakensohn von den Ufern des Don war es, der das rechte Losungswort für die große Revolution zu finden wußte. Es hieß: Peter III. Und der es in die Welt hinausrief, führte den Namen Jemelian Pugatschew. Für seine Anhänger freilich war er weder ein Pugatschew noch ein Kosak, sondern kein Geringerer als der lügnerischer Weise für tot ausgegebene rechtmäßige Kaiser des russischen Reiches, der Gemahl Katharinas und der Vater des Großfürsten Paul — mit einem Wort: der angeblich ermordete Peter in eigener Person.

Er war nicht der erste, und er ist nicht der einzige geblieben, der sich dem leichtgläubigen Volke gegenüber für den unglücklichen Holsteiner ausgegeben; aber keiner vor ihm und nach ihm hat den Betrug mit solcher Verwegenheit und solchem Geschick durchzuführen verstanden wie er. Von den Tausenden, die ihm zuströmten, wie von den Bewohnern der Ortschaften, die sich ihm unterwarfen, schwor jeder einzelne auf die Wahrhaftigkeit seiner Behauptungen. Und ich weiß, daß die Ueberzeugung, er sei der wirkliche Peter III. gewesen, noch heute — lange nach seinem Prozeß und seiner Hinrichtung — bei einem Teil des Volkes fortlebt.

Nachdem ich den Mann mit eigenen Augen gesehen, habe ich wohl den zauberhaften Einfluß verstanden, den er auf seine Gefolgschaft auszuüben wußte, aber ich habe nicht begriffen, wie er jene Täuschung hat aufrecht erhalten können. Noch war ja kaum ein Jahrzehnt seit der Entthronung und der Ermordung des Kaisers verflossen, und noch mußte es also sehr viele geben, die ihn mit eige-

nen Augen gesehen hatten. Außerdem fanden sich noch an vielen Orten Bildnisse Peters, und man brauchte nur jemals einen flüchtigen Blick auf eines von ihnen geworfen zu haben, um gewiß zu sein, daß dieser Jemelian Pugatschew nicht der sein konnte, für den er gelten wollte. Er war an Gestalt und Antlitz von dem Ermordeten so verschieden, wie nur immer zwei Menschen voneinander verschieden sein können. Und man konnte bei seinem Anblick nur die Tollkühnheit bewundern, die ihm den Plan eingegeben hatte, trotzdem die Rolle des Toten zu spielen.

Ich will gleich hier erzählen, was mir über die Persönlichkeit und die Lebensschicksale Pugatschews vor seinem Auftreten als Prätendent bekannt ist, obwohl ich es gleich aller Welt erst aus dem Bericht über seinen Prozeß erfahren habe. Er war mit achtzehn Jahren als Soldat des Kosakenheeres in den siebenjährigen Krieg gezogen und soll sich durch Tapferkeit wie durch Anstelligkeit wiederholt hervorgetan haben. Auch in den ersten Schlachten des Türkenkrieges soll er noch mitgefochten haben, bis man ihn wegen einer Verwundung nach Hause schickte. Weil er einem seiner Verwandten, den man wegen eines hochverräterischen Vergehens gefangengesetzt, zur Flucht verholfen hatte, mußte er selber flüchtig werden. Zwei oder dreimal geriet er dabei in die Hände seiner Verfolger; sein Mut und seine Verschlagenheit aber verhalfen ihm immer wieder zur Freiheit, und er rettete sich schließlich in ein Kloster, hinter dessen Mauern auch eine Anzahl von Raskolniks*) Zuflucht gefunden hatte.

Hier soll man ihm nach seinem späteren Geständnis

*) Anhänger einer Sekte, die in Rußland von jeher eifriger Verfolgung ausgesetzt war.

die Idee eingegeben haben, als Peter III. aufzutreten und die Kosaken am Ural zu seiner Gefolgschaft aufzurufen. Sicher ist jedenfalls, daß die Sektierer ihn mit dem für den Beginn seines Unternehmens erforderlichen Gelde versahen und ihm durch ihre weitverzweigten Verbindungen auch sonst mancherlei Vorschub leisteten. Doch ließ sich der Anfang der Revolte für Pugatschew sehr wenig verheißungsvoll an. Noch ehe es ihm gelungen war, eine größere Zahl von Anhängern um sich zu versammeln, wurde er als Betrüger verhaftet und nach Kasan gebracht. In kurzem Prozeßverfahren zu einer sehr harten Knutenstrafe und zur Deportation nach Pelym verurteilt, würde er dem Lande kaum noch gefährlich geworden sein, wenn es ihm nicht abermals auf nahezu wunderbare Weise gelungen wäre, unmittelbar vor Vollstreckung des Urteils zu entfliehen und glücklich zu den Kosaken am Ufer des Irgis, eines Nebenflusses der Wolga, zu gelangen. Hier hatte bei seinem Eintreffen die Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Regierung bereits einen so hohen Grad erreicht, daß jeder Anlaß willkommen schien, ihr Luft zu machen. Innerhalb kürzester Zeit sah sich Pugatschew von einem Haufen unternehmungslustiger Tollköpfe umgeben, die ihm als ihrem Kaiser huldigten und mit fanatischem Eifer die abenteuerlichen Erzählungen weiter verbreiteten, die er sich zur Erklärung seines plötzlichen Wiedererscheinens ausgedacht hatte. Unsinniger freilich als diese Geschichten und als seine an das russische Volk gerichteten Manifeste waren wohl kaum je die Kundgebungen eines betrügerischen Prätendenten gewesen. In einem dieser Manifeste hieß es:

„Ich bin euer von Gott eingesetzter Kaiser. Meine Frau hat sich mit dem Adel verbündet. Ich aber habe

vor Gott geschworen, alle Edelleute bis auf den letzten auszurotten. Der Adel hat meine Frau überredet, euch alle der Knechtschaft zu überliefern. Und weil ich mich solchem verbrecherischem Vorhaben widersetzte, lehnten sie sich gegen mich auf und sandten Meuchelmörder aus, mich zu töten. Gott aber hat mich errettet. Ich verbarg mich in den Wäldern des Gouvernements Woronesch, und von da komme ich jetzt, um das Vaterland zu befreien und die Freiheit zu retten, die das köstlichste Gut des russischen Volkes ist."

Ein anderes Mal behauptete er wieder, sich lange in weit entlegenen fremden Ländern, in Aegypten und in Palästina aufgehalten zu haben. Er selbst stand auf der niedrigsten Bildungsstufe und war nicht einmal des Lesens und Schreibens kundig; die Mitwisser des Betruges aber, die seine nächste Umgebung bildeten, bestanden zum Teil aus Leuten von guter Herkunft und Erziehung. Außer etlichen entlaufenen Geistlichen war unter ihnen auch ein ehemaliger Offizier, der im Namen des sogenannten Kaisers Manifeste und Ukase nach dem Vorbilde der vom Kriegskollegium erlassenen Verordnungen verfaßte. Außerdem hatten sich diese Abenteurer, um das Ansehen des Prätendenten beim leichtgläubigen Volke zu erhöhen, allerlei hochklingende Namen und Titel beigelegt. Es gab unter ihnen einen „Feldmarschall Tschernyschew und verschiedene „Grafen", Orlow, Panin, Woronzow usw. Daß einer dieser Würdenträger ein mit Brandmarkung und Abschneiden der Nase bestrafter Verbrecher war, tat seiner Geltung beim Volke offenbar nicht den geringsten Abbruch. Da seine angebliche Ehe mit Katharina den Betrüger nicht gehindert hatte, eine junge Kosakin zur Frau zu nehmen, umgab er mit der Zeit auch diese

„Kaiserin“ mit einem ganzen Hofstaat von Ehrendamen und Kammerfrauen — eine Narrheit, die um so lächerlicher erscheinen mußte, als er mit äffischem Unverstand gerade das nachahmte, was er in seinen schwülstigen Reden und Manifesten abzuschaffen und zu vernichten versprach.

Was wir von diesem falschen Peter und seinen Taten hörten, waren anfänglich nur dunkle Gerüchte und verworrene, einander widersprechende Erzählungen, denen weder meine Schwägerin noch ihre Freunde irgendwelche Bedeutung beilegten.

Allgemach aber gewannen die Nachrichten doch einen bestimmten Charakter. Es hieß, daß er an der Spitze eines großen Heeres, aus Kosaken, Tataren, Baschkiren, Wotjäken, Parmjäken und entlaufenen russischen Leibeigenen bestehend, vom Jaik her gegen Orenburg und Kasan auf dem Marsche sei und schon eine Anzahl befestigter Plätze am Jaik wie am Ural eingenommen habe. Jeder neue Erfolg sollte seine Armee um Hunderte oder gar um Tausende von Kämpfern vermehren, und die Kunde von seiner Annäherung sollte bereits hinreichen, um auf den Gütern und den Dörfern der leibeigenen Bauern die Flammen des Aufruhrs emporlodern zu lassen.

Auch von gräßlichen Massenhinrichtungen wurde erzählt, durch die er sich nach jeder Eroberung einer Festung an ihren Verteidigern zu rächen pflege, und von grauenerregenden Schandtaten, die seine Horden allerorten an Adeligen wie an Dienern und Dienerinnen der Kirche verübten. Gleichzeitig freilich kam die beruhigende Kunde, daß der General Carr mit einer erheblichen Streitmacht

den Rebellen entgegengezogen sei und daß es ihm jedenfalls ein leichtes sein werde, sie auseinanderzutreiben. Die Gutsbesitzer unseres Kreises wenigstens waren fest überzeugt, daß die Revolte nicht bis auf das Gouvernement Simbirsk übergreifen werde. Und die einzige Vorsichtsmaßregel, zu der sie sich entschlossen, bestand darin, daß sie „um der heilsamen Abschreckung willen" ihre Leibeigenen noch grausamer behandelten als zuvor und das geringfügigste Anzeichen einer unbotmäßigen Gesinnung mit den härtesten Strafen ahndeten.

Etwa um dieselbe Zeit, da man am Petersburger Hofe mit großem Gepränge die Vermählung des Großfürsten Paul mit der Prinzessin Alexiewna, einer Tochter des Landgrafen von Hessen-Darmstadt, feierte, wurden auf Sinizewo drei Raskolniks eingefangen, die nach der Aussage unserer Bauern den Versuch gemacht hatten, sie für die Sache des rechtmäßigen Kaisers Peter III. zu gewinnen und sie zur Empörung gegen ihre Herrschaft aufzuwiegeln. Statt sie, wie es ihre Pflicht gewesen wäre, der Obrigkeit auszuliefern, übernahm es die Gräfin Saltykow, sie auf eigene Hand zu bestrafen. Zuvor aber unterzog sie die Unglücklichen einem eingehenden Verhör, das in Gegenwart einiger Gutsnachbarn stattfand, und dem auch ich beiwohnte, weil ich mich der Hoffnung hingab, das Los der Bedauernswerten durch meine Fürsprache vielleicht in etwas mildern zu können.

Die Gefangenen, von denen zwei noch im Jünglingsalter standen, während der dritte ein graubärtiger Greis von mehr als sechzig Jahren war, wurden gefesselt in den Saal des Schlosses gebracht, ihrer Kleider entledigt und vor die Gräfin geführt. Jeder von ihnen befand sich zwischen zwei Bauern, die als Folterknechte dienen muß-

ten und die jeder Frage meiner Schwägerin durch Peitschenhiebe Nachdruck zu geben hatten. Einer der beiden Jünglinge, ein schöner, schwärmerisch aussehender Mensch von fast mädchenhafter Zartheit, schien sein Martyrium mit dem Opfermut des verzückten Fanatikers auf sich zu nehmen. Stolz erhobenen Hauptes trat er vor die Gräfin hin, und auf ihre Frage, von wem er hierher entsandt worden sei, erwiderte er freimütig:

„Ich bin gekommen, um meine Brüder zum Kampfe für ihre Freiheit aufzurufen, denn die Zeiten der Knechtschaft sind vorüber. Unser rechtmäßiger Kaiser ist unter uns erschienen, um uns zum Siege und zu einem glücklichen Leben zu führen. Wehe denen, die sich ihm zu widersetzen wagen! Denn keiner von ihnen wird mit dem Leben davonkommen."

„Peitscht ihn!" rief die Gräfin, deren feistes Gesicht sich bei dieser vermessenen Rede vor Zorn gerötet hatte. Und der Körper des Unglücklichen zuckte unter den erbarmungslosen Hieben der Henkersknechte. Aber er stieß weder einen Schmerzensschrei aus, noch bat er um Gnade. Während das Blut an seinen Gliedern herabrann, rief er noch lauter als zuvor:

„Wehe denen, die ihre Hand an die Abgesandten Seiner Majestät zu legen wagen. Man wird ihnen nicht nur ihre Güter und ihre Dörfer nehmen wie den anderen Bojaren, sondern man wird sie peinigen und töten, wie es Iwan und Peter mit dem rebellischen Adel getan haben. Jedes Leid, das ihr uns zufügt, wird euch hundertfach zurückgezahlt werden."

Außer sich vor Wut griff Anna Dimitrowna nun selbst zu der neben ihr liegenden Knute und schlug, obwohl ich sie daran zu hindern suchte, auf den tollkühnen

Lästerer ein. Unter allen Qualen aber, die er litt, blitzten seine schönen Augen sie furchtlos an, und seine klare, junge Stimme widerhallte von den Wänden des Raumes:

„Dich, du Verruchte, wird man martern, wie noch nie ein Weib gemartert worden ist. Man wird dir das Fleisch stückweise vom Leibe reißen, und man wird deine schwarze Seele mit Aechzen und Wimmern zur Hölle fahren lassen. Denn das Maß deiner Verbrechen ist voll. Dies wird die letzte Schandtat sein, die du auf Erden verübt hast."

Ich fühlte mich einer Ohnmacht nahe, denn der Anblick der entmenschten Furie, die den Beleidiger zum Schweigen zu bringen suchte, indem sie ihn auf eine wahrhaft gräßliche Weise mißhandelte, war abscheulicher als irgend etwas, das ich bisher gesehen. Alle meine Kraft zusammenraffend, eilte ich auf sie zu und fiel ihr in den Arm. Fassungslos vor Erstaunen, stierte sie mich aus tückischen, blutunterlaufenen Augen an. Ich aber war nicht in der Stimmung, Rücksicht zu üben. Zitternd vor Empörung, rief ich ihr zu, daß dieses Raskolniks Worte leicht genug Wahrheit werden könnten, denn der Himmel könne es nicht ungestraft geschehen lassen, daß seine Gebote so grausam mißachtet würden. Im Namen der Menschlichkeit verlangte ich, daß diese ungesetzliche Folterung von Männern, die nicht ihre Leibeigenen seien, eingestellt werde. Und ich drohte, sie bei der Kaiserin zu verklagen, wenn sie meiner Forderung nicht willfahrte. Die Gräfin hatte mich ausreden lassen, weil sie von der Dreistigkeit meiner Einmischung im ersten Augenblick offenbar vollkommen überwältigt worden war. Nun aber kehrte sich ihr ganzer Zorn gegen mich. Sie überhäufte mich mit Schmähungen, und es fehlte wahrlich nicht viel,

daß sie mich geschlagen hätte. So gemein und roh waren die Beschimpfungen, die sie mir ins Gesicht schleuderte, daß ich nie eine schmachvollere Erniedrigung erlitten hatte. Unfähig, ihr auf gleiche Art zu antworten, fühlte ich, daß ich wieder von einem meiner Nervenanfälle heimgesucht werden würde, wenn ich mich dieser Behandlung noch länger aussetzte, und ich verließ weinend den Saal, um mich in meinem Zimmer zu verbergen. Eine Stunde später sah ich durch das Fenster, daß sich eine große Zahl von Männern und Weibern im Gutshofe zu sammeln begann, und ich sah auch, daß man gewisse Vorbereitungen traf, deren Bedeutung mir gut genug bekannt war.

Inmitten des Hofes erhob sich das galgenartige Balkengerüst, das zur Vollstreckung der sogenannten großen Knutenstrafe diente. Mittels eines um seine Handgelenke geschlungenen Strickes wurde der Delinquent an diesem Gerüst soweit emporgezogen, daß seine Füße sich in beträchtlicher Höhe über dem Erdboden befanden. Vorher aber hatte man die Füße derart an das Ende eines losen Balkens oder Baumstammes gefesselt, daß der Körper des Unglücklichen durch das schwere Gewicht bis an die äußerste Grenze des Möglichen ausgereckt wurde. Außerstande, auch nur die kleinste Bewegung zu machen, mußte der Verurteilte so widerstandslos die Züchtigung über sich ergehen lassen, die durch die peinvolle Zerrung aller Muskeln zu einer doppelt schmerzhaften wurde.

Als ich gewahrte, daß der verhängnisvolle Strick mit der Schlinge an seinem Ende über den Balken geworfen wurde, zweifelte ich nicht daran, daß jetzt erst das eigentliche Strafgericht an den gefangenen Raskolniks vollzogen werden sollte, und ich zwar zugleich fest entschlossen, mich dieser Grausamkeit auf jede Gefahr hin zu widersetzen.

Als ich unten auf dem Hofe angelangt war, schleppte man eben die Opfer einer tyrannischen Willkür aus dem Hause. Der schöne Jüngling, für den ich mich vorhin mit so üblem Erfolge verwendet hatte, mußte buchstäblich am Boden nachgeschleift werden, da er offenbar nicht mehr Kraft genug hatte, sich auf den Füßen zu halten. Sein zarter Körper war von Peitschenhieben zerfleischt, und sein marmorweißes Gesicht war das eines Sterbenden. Die beiden anderen hielten sich zwar aufrecht, aber sie schienen ebenfalls übel zugerichtet, und daß keiner von ihnen die große Knutenstrafe lebend überstehen würde, war jedenfalls gewiß.

In demselben Augenblick, wo meine Schwägerin und ihre Gäste an den offenen Fenstern des Hauses erschienen, um das willkommene Schauspiel zu genießen, befahl ich mit lauter Stimme, von den Aufrührern abzulassen und sie ohne jede weitere Mißhandlung in Gewahrsam zu bringen. Die Leibeigenen, an die ich meine Worte gerichtet hatte, zögerten, mir zu gehorchen, zumal ihnen die keifende Stimme der Gräfin zurief, sich nicht um meine Befehle zu kümmern. Diesmal aber war ich nicht gesonnen, mich einschüchtern zu lassen. Gegen das Fenster gewendet, an dem Anna Dimitrowna stand, erklärte ich, daß ich am nächsten Morgen nach Moskau abreisen würde, um über den Vorfall zu berichten, und daß ich alle, die an dieser ungesetzlichen Hinrichtung teilnähmen, des Mordes anklagen würde. Im Ausdruck meines Gesichts wie im Ton meiner Rede mußte wohl etwas gewesen sein, das die Gräfin Saltykow von der Ernsthaftigkeit meines Vorsatzes überzeugte. Denn nach einem kurzen Zaudern rief sie herab:

„Mag die Närrin ihren Willen haben. Legt die

Hunde in Ketten und werft sie in den Keller. Morgen werden wir weiter sehen."

Noch mehr für die Unglücklichen zu tun, stand nicht in meiner Macht, und es war ja überdies recht zweifelhaft, ob ich ihnen wirklich genützt hatte. Denn nach diesen Vorgängen konnte von meinem längeren Verbleiben auf Sinizewo natürlich nicht die Rede sein, und an das, was nach meiner Abreise geschehen würde, wagte ich kaum zu denken. Aber ich war dem Impuls meines Herzens gefolgt und konnte nicht bereuen, was ich getan hatte. Für meine eigene Person fürchtete ich nichts, denn wie tödlich auch immer meine Schwägerin mich hassen mochte: mir ein Leid anzutun, würde sie doch nicht wagen. Auch wenn sie den Zorn ihres Bruders nicht gefürchtet hätte, mußte sie doch die einflußreichen Beziehungen fürchten, die ich noch immer in Petersburg hatte. Ich bemühte mich denn auch gar nicht, mich vor ihr zu verbergen und ging während des übrigen Tages wie immer im Hause umher, völlig gerüstet, Anna Dimitrowna zu begegnen und ihr Rede zu stehen. Aber ich bekam sie nicht zu Gesicht. Sie saß mit ihren am Morgen eingetroffenen Gästen, zu denen sich inzwischen noch einige weitere gesellt zu haben schienen, in demselben Saal, darin die Folterung der drei Raskolniks stattgefunden hatte, bei einem schwelgerischen Gelage, dessen wüsten Lärm ich noch hörte, als ich mich bei einbrechender Nacht in meinem Zimmer zur Ruhe begab, noch immer entschlossen, am folgenden Morgen meinen Reisewagen herrichten zu lassen und die Fahrt nach Moskau anzutreten.

Die Leibeigene Matrena, die während all dieser traurigen Jahre meine Dienerin geblieben war, kam gegen ihre Gewohnheit noch einmal in mein Schlafgemach, als

ich bereits im Bett lag, und machte sich zu meiner Verwunderung mit allerlei Verrichtungen zu schaffen, die gar nicht zu ihren Obliegenheiten gehörten. Da mir auch der sonderbar verstörte Ausdruck ihres Gesichts auffiel, fragte ich sie endlich, ob sie etwas auf dem Herzen habe. Statt zu antworten kniete sie neben meinem Lager nieder und verbarg schluchzend ihr Gesicht in den Bettüchern. Alle meine Bemühungen, sie zum Sprechen zu bringen, blieben ohne Erfolg, und da ich das Mädchen zur Genüge kannte, um zu wissen, daß in solchen Fällen alles weitere Zureden nutzlose Zeitvergeudung sein würde, befahl ich ihr zuletzt unmutig, mich zu verlassen, weil ich müde sei und schlafen wolle. Noch auf der Schwelle zauderte sie wie in einem schweren inneren Kampfe; dann aber ging sie doch hinaus.

Es mochte um die zweite Morgenstunde sein, als ich geweckt wurde. Vom Schlaf verwirrt, sah ich zunächst nur, daß Matrena neben meinem Bette stand, eine brennende Kerze in der Hand. Gleichzeitig vernahm ich ein sonderbares, dumpfes Geräusch, das von unten heraufklang, ohne daß ich mir seine Ursache sogleich hätte erklären können. Ich fragte, weshalb man mich mitten in der Nacht aus dem Schlummer gestört habe. Da wies die bleich und verstört aussehende Leibeigene auf ein Bündel von Kleidungsstücken, das ich erst jetzt auf meinem Bette bemerkte, und beschwor mich halblaut mit dem Ausdruck der größten Angst, mich unverweilt anzuziehen.

„Die Kosaken kommen," sagte sie zitternd, „und sie werden alles umbringen."

Nun war ich freilich zur Genüge ermuntert, um die Situation zu begreifen. Denn das seltsame Geräusch, für das ich in meiner Schlaftrunkenheit keine Erklärung

gehabt hatte, wurde mir jetzt als ein Durcheinander von Menschenstimmen offenbar, das sich dem Hause zu nähern schien. Noch glaubte ich allerdings nicht an eine wirkliche Gefahr; denn die Horden Pugatschews waren nach allen an uns gelangten Mitteilungen noch in weiter Ferne, und nirgends in unserer nächsten Umgebung war es bisher zu Aufständen oder Gewalttaten gekommen. Aber ich sprang nichtsdestoweniger aus dem Bett und schickte mich an, meine gewöhnlichen Kleider anzulegen. Da wurde die Tür ungestüm aufgerissen, und der Leibeigene Iwan, derselbe, den Anna Dimitrowna mir am Tage nach meiner Ankunft geschenkt hatte, und der seitdem mein Friseur und Kammerdiener geblieben war, stürzte über die Schwelle.

„Gräfin Darja Feodorowna — um des Himmels willen! — schnell — schnell!" rief er mir, heiser vor Aufregung, zu. „Wenn wir Sie nicht sogleich aus dem Hause bringen können, ist alles verloren."

Er riß die von Matrena mitgebrachten Kleidungsstücke vom Bette und hielt sie mir mit bittender Gebärde entgegen. Ich sah, daß es die schlechte und geflickte Kleidung einer Bäuerin war, die ich anlegen sollte, und ich begriff, daß die beiden treuen Menschen mir durch diese Maskerade zur Flucht zu verhelfen hofften. Für einen Moment war ich in Versuchung, ihr gutgemeintes Anerbieten stolz zurückzuweisen und der Gefahr, an deren Nähe ich noch immer nicht glauben konnte, mutig die Stirn zu bieten. Aber ich hatte noch nicht die Lippen geöffnet, als der dumpfe Lärm drunten vor dem Hause plötzlich zu einem wilden Tosen wurde. Es war wie das Wutgebrüll hunderter von reißenden Bestien, die aus ihren Käfigen ausgebrochen sind. Kreischende Weiberstimmen schrillten da-

zwischen. Und über all das Toben hinweg gellte ein herzzerreißender Weheschrei, der nur aus der Kehle eines von furchtbarem Schmerz gepeinigten Menschen gekommen sein konnte.

Nun packte mich jählings eine entsetzliche Furcht. Ich erinnerte mich plötzlich an alles, was ich von Greueltaten der Aufständischen gehört hatte, und der natürliche Trieb, mein Leben und meine Frauenehre vor ihrer tierischen Wut zu schützen, brachte jeden anderen Gedanken zum Schweigen. Ohne Besinnen ließ ich mir von Matrena die bäurischen Gewänder überwerfen, die so schmutzig und armselig waren, daß ich mich unter anderen Umständen schwerlich entschlossen haben würde, sie auch nur anzurühren. Mit flinken Händen versteckte Iwan mein reiches Haar, das mir hätte zum Verräter werden können, unter einem unsauberen Kopftuche, und dann, ohne daß ich auch nur ein einziges Stück von meinen Habseligkeiten hätte zu mir stecken können, folgte ich meinen opfermutigen Rettern.

Das Haus war im vollen Aufruhr. Einige der Hofbedienten, die von den Rebellen offenbar nicht ins Geheimnis gezogen worden warden, liefen erschreckt und ratlos umher. Aus den verschiedenen Gemächern aber stürzten, zumeist kaum notdürftig gekleidet, die über Nacht gebliebenen Gäste der Gräfin, die sich erst vor kurzem von ihrem Gelage erhoben und zur Ruhe begeben haben mochten. Keiner beachtete mich, denn mein Gesicht war von dem Kopftuche beinahe ganz verhüllt, und in der schlecht gekleideten Bäuerin, deren nackte Füße in groben, geflickten Schuhen steckten, vermutete niemand die Gräfin Darja Korowin. In demselben Augenblick, wo das schwere, verschlossene Haustor unter wuchtigen Schlägen und

Stößen krachend zusammenbrach, gewannen wir drei eine kleine Seitenpforte, deren sich die rebellischen Bauern nicht erinnert zu haben schienen, und gelangten ins Freie.

Hier aber war meiner Flucht vorläufig ein Ziel gesetzt; denn ich sah, daß das Schloß auf allen Seiten von Angreifern eingeschlossen war, und daß ich nicht ohne die höchste Gefahr, angehalten und erkannt zu werden, diese kompakten Haufen hätte durchbrechen können. Es mußten einige hundert von berittenen Männern gewesen sein, die wie ein verheerender Sturmwind über Sinizewo hereingebrochen waren. Denn die kleinen struppigen Kosakenpferde standen überall in Haufen beisammen. Aus allen umliegenden Dörfern aber mußten sich Männer, Weiber und halbwüchsige Kinder der Horde zugesellt haben, da mich die mit wüstem Geschrei an das Haus herandrängende Menschenmenge schier unübersehbar dünkte. Ehe ich mich dessen versah, befand ich mich mitten in einem der aufgeregten Haufen, und es war ein Glück für mich, daß Iwan und Matrena nicht von meiner Seite wichen. Denn dadurch, daß sie mich immer zwischen sich behielten, wurde ich daran gehindert, mich mit irgendeiner Ungeschicklichkeit zu verraten. Ueber das Schicksal aber, das mich im Fall meiner Entlarvung erwartete, konnte ich mich wahrlich keiner Täuschung hingeben. Diese brüllende, kreischende, wutschäumende Menge mußte ihre Opfer haben, und ihre entfesselte Bestialität kannte keine Rücksichten mehr auf Schuld oder Nichtschuld derer, die sie zerfleischte. Ich sah im blutroten Schein der Fackeln, deren es in der dämmerhellen Nacht kaum bedurft hätte, um die Schreckensszene zu beleuchten, in meiner unmittelbaren Nähe einen menschlichen Körper auf dem Boden liegen, der eigentlich nur noch eine bis zur Unkenntlichkeit zerstampfte, zer-

fleischte und zertretene Masse war. In dem qualverzerrten Antlitz der Leiche aber erkannte ich das Gesicht eines unserer Gutsverwalter, eines Menschen, der sich immer durch besondere Härte gegen die Bauern ausgezeichnet hatte, und der außerdem in dem Rufe stand, einer der zahlreichen Liebhaber der Gräfin zu sein. Er war augenscheinlich der erste gewesen, der bei dem Versuch zu entfliehen, den Aufrührern in die Hände fiel. Und aus seiner Brust mochte der gräßliche Schrei gekommen sein, den ich vorhin droben in meinem Schlafzimmer gehört hatte. Schaudernd suchte ich aus der Nachbarschaft des furchtbar zugerichteten Körpers zu gelangen; aber ich war wie zwischen lebendigen Mauern eingeschlossen und mußte es geschehen lassen, daß ich immer weiter gegen das Haus hingedrängt wurde, aus dessen Innern jetzt die zuerst Eingedrungenen wieder zum Vorschein kamen, die Gefangenen mit sich schleifend, die sie drinnen gemacht hatten. An Stricken, die man um ihren Hals geschlungen hatte, an den Füßen oder an den Haaren zerrte man die Unglücklichen ins Freie hinaus, die ihr Unstern gestern zu üppigen Gelagen nach Sinizewo geführt hatte. Es waren wohl ein Dutzend Personen: benachbarte Gutsbesitzer, von denen einige auch ihre Frauen oder ihre erwachsenen Söhne mitgebracht hatten. Die wenigen Kleidungsstücke, die sie in der Eile hatten überwerfen können, waren ihnen bereits in Fetzen vom Leibe gerissen worden, und hageldicht fielen auf allen Seiten Faustschläge und Stöße auf sie herab. Sie würden ohne Zweifel schon unter diesen barbarischen Mißhandlungen ihren Geist aufgegeben haben, wenn nicht ein wild aussehender, graubärtiger Kosak, offenbar der Anführer der Räuberbande, den Befehl gegeben hätte, sie aus dem Knäuel herauszureißen und in die Mitte des Hof-

platzes zu bringen, wo ein schützender Kreis von Kosaken um sie gebildet wurde. Denn man war nicht gesonnen, ihnen einen so leichten Tod zu vergönnen, wie sie ihn unter den Fäusten und den Füßen der empörten Bauern erlitten haben würden.

Noch war ich meiner Schwägerin nicht ansichtig geworden, und ich hoffte bereits, daß es ihr gelungen sei, sich zu retten. In der Tat mußte sie sich irgendwo im Hause versteckt haben, wo die Eindringlinge sie nicht sogleich hatten finden können. Aber ich war leider nicht die einzige gewesen, die sie unter den Gefangenen vermißt hatte. Auch die Aufrührer sahen, daß ihnen gerade diejenige fehlte, auf deren Züchtigung sie es wohl zu allermeist abgesehen hatten, und aufs neue drang ein rasender Haufe in das Schloß, die verhaßte Menschenquälerin zu suchen.

Sie suchten nicht vergebens. Während bereits einer ihrer besten Freunde, an dem Balkengerüst hängend, unter grausamen Knutenhieben verblutete, schleifte man auch die Gräfin Saltykow über die Stufen der Freitreppe herab. Die riesenhaft gebaute Frau wehrte sich wie eine Rasende, stieß mit Händen und Füßen um sich und überhäufte die Männer, die sie kaum zu bändigen vermochten, mit wüsten Schimpfworten. Gegen die überlegenen Kräfte so vieler aber konnte ihr verzweifelter Widerstand natürlich nichts ausrichten. Mit einem Freudengeschrei, dessen tierische Laute mir noch nach Jahren in den Ohren gellten, wurde sie von der Menge in Empfang genommen und gleich ihren Schicksalsgenossen in die Mitte des Hofes gezerrt. Nun sah ich neben dem Kosakenanführer auch zwei von den Raskolniks, die man gestern zum Vergnügen der Zuschauer oben im Saale gefoltert hatte. Irgendein Befehl, den ich nicht verstehen konnte, wurde erteilt, und in dem Menschen-

knäuel, der die Richtstätte umwogte, öffnete sich abermals eine Gasse. Auf einer aus Stangen und Brettern gebildeten Bahre trug man einen leblosen Körper herbei und legte ihn unmittelbar vor der jetzt mit Stricken gefesselten Gräfin nieder. Der Schein der Fackeln fiel auf ein marmorweißes Totengesicht, und ich erkannte den schönen, schwärmerischen Jüngling, den ich gestern vergebens vor der Wut meiner Schwägerin zu schützen versucht hatte.

Man fordere von mir keinen ausführlichen Bericht über das, was nun folgte. Denn es war gräßlicher, als eine Feder es schildern könnte, und schamloser, als eine Frau es wiedergeben dürfte. Mit Peitschenhieben, die ihr die Haut von dem feisten Körper rissen, zwang man die Gräfin, die Hände und Füße des von ihr Hingemordeten zu küssen. Dann riß man sie vom Boden empor, band sie an einen Pfosten des Strafgerüstes und begann an ihr buchstäblich zu vollziehen, was der junge Raskolnik ihr gestern als ihr Schicksal prophezeit hatte. Mit Haken und eisernen Zangen riß man ihr das Fleisch vom Leibe, bis ihr tierisches, herzzerschneidendes Schmerzgebrüll in ein ersterbendes Winseln überging und bis sie endlich als eine unförmige, blutbedeckte Masse leblos in den fesselnden Stricken hing.

Es war nicht Feigheit, daß ich das Grausige mit ansehen konnte, ohne einen Versuch zu seiner Verhinderung zu wagen. Sicherlich würde ich mir einen Weg bis zu den entmenschten Henkern freigemacht und sie beschworen haben, von ihrem schrecklichen Beginnen abzulassen, wenn nicht das Uebermaß des Entsetzens meine Zunge wie meine Glieder gelähmt und mich als eine halb Ohnmächtige willenlos an meinen Platz gebannt hätte.

Es muß wohl eine Grenze geben, über die hinaus das Faſſungsvermögen der menſchlichen Seele verſagt und das Schreckliche nur deshalb noch ertragen werden kann, weil es dem abgeſtumpften Geiſt nicht mehr in ſeiner ganzen Furchtbarkeit zum Bewußtſein gelangt. So nur vermag ich mir's zu erklären, daß ich nicht nur das qualvolle Ende meiner Schwägerin, ſondern auch den Martertod ihrer Freunde anſehen konnte, ohne darüber den Verſtand zu verlieren. Was ich da erlebte, hatte für mich nach und nach faſt den Charakter der Wirklichkeit verloren, und ich glaube, daß ich zuletzt überhaupt nichts mehr empfand — weder Entſetzen oder Mitleid, noch Furcht um mein eigenes Leben. Ich weiß auch nicht mehr zu ſagen, wie ich in die armſelige Bauernhütte gekommen bin, in der ich mich beim hellen Licht des folgenden Tages wiederfand — im Winkel auf einer Strohſchütte, und durch allerlei gefliſſentlich zuſammengetragenes altes Gerümpel wenigſtens dem erſten Blick der zur Tür Hereinſchauenden entzogen. Mein Kopf brannte in Fieberhitze, und eine bleierne Schwere in allen Gliedern machte es mir beinahe unmöglich, mich zu bewegen. Ich begriff nicht, wie ich in dieſe Lage geraten war, und ahnte nicht, wo ich mich befand. Aber ich war auch nicht fähig, mir lange den Kopf zu zerbrechen. Als ein freundliches, ängſtlich beſorgtes Mädchengeſicht ſich über mich neigte, und als zwei barmherzige Hände ein Gefäß mit kaltem Waſſer an meine verſchmachtenden Lippen ſetzten, fühlte ich mich vollkommen beruhigt, und der ſchwere Druck einer unwiderſtehlichen Müdigkeit legte ſich aufs neue erlöſend auf meine Lider. — —

Eine volle Woche blieb ich in der Hütte verborgen, die der Großmutter der Leibeigenen Matrena gehörte, und von der Iwans aufopfernde Fürſorge alle gefährliche Neugier

fernzuhalten gewußt hatte. Die Macht des hitzigen Fiebers, das mich in jener Schreckensnacht befallen, war zwar am dritten oder vierten Tage gebrochen; aber die zurückgebliebene Schwäche hielt mich noch eine Weile auf meinem dürftigen Lager fest.

Aus dem Munde der treuen Matrena, die mich mit rührender Aufopferung pflegte, soweit unter den obwaltenden Verhältnissen von einer Pflege eben die Rede sein konnte, erfuhr ich nach und nach, was sich zugetragen hatte und wie die Dinge standen. Der Ueberfall der Kosakenhorde war für die Mehrzahl der leibeigenen Bauern keine Ueberraschung gewesen; denn die drei Raskolniks hatten sie auf das baldige Erscheinen der Befreier vorbereitet. Daß sich unter den Sklavenseelen einige Feiglinge und Verräter gefunden hatten, die die Emissäre festgenommen und an die Herrschaft ausgeliefert hatten, um ihre hündische Treue damit in ein günstiges Licht zu setzen, war der Gräfin und ihren Gästen erst recht zum Verhängnis geworden; denn die barbarische Behandlung der Raskolniks hatte die Wut und den Rachedurst der Bauern bis zur Raserei gesteigert. Auch unter den Folterqualen, denen man sie aussetzte, hatten die tapferen Abgesandten nichts von der Nähe der Kosakenhorde verraten, und so waren die Bewohner des Schlosses überrumpelt worden, ehe sie sich auch nur zu dem Versuch einer Verteidigung hatten aufraffen können. Uebrigens hatte es sich nicht etwa um einen Vortrab von Pugatschews Heeresmacht, sondern um eine jener zahlreichen Banden gehandelt, die seit den ersten großen Erfolgen des falschen Peter überall aus der Erde wuchsen, um auf eigene Hand zu morden und zu plündern. Durch voraufgesandte Boten reizten sie die leibeigenen Dorfbewohner und Gutsinsassen auf, gemeinsame Sache

mit ihnen zu machen, und sie hatten bei ihrer Ankunft dann zumeist leichtes Spiel. Denn die Kunde von dem wiedererstandenen Kaiser, der mit einer gewaltigen Armee auf dem Marsche sei, um den Adel auszurotten und seine Güter unter das arme Volk zu verteilen, war allgemach bis in die letzte Bauernhütte an den Ufern der Wolga gedrungen, und keiner fürchtete mehr, daß er für seine gegen die verhaßten Bedrücker verübten Gewalttaten zur Rechenschaft gezogen werden könnte.

Die Hoffnung der Gutsinsassen von Sinizewo auf den Beginn der großen Teilung war freilich diesmal noch schmählich getäuscht worden. Denn die fremden „Erretter" hatten wohl das Schloß gründlich ausgeplündert und zum Ueberfluß vor ihrem Weitermarsch noch einen Brand angelegt, der nach Matrenas Erzählung das Innere des Gebäudes vollständig zerstört hatte; aber sie hatten nicht daran gedacht, den armen Bauern etwas von ihrer, ohne Zweifel sehr reichen Beute abzugeben. Urplötzlich, wie sie sich eingefunden hatten, waren sie wieder verschwunden, den Leibeigenen die Sorge um die Bestattung der Toten überlassend, zu denen nicht nur alle nichtbäuerlichen Bewohner des Schlosses — sogar meine unglückliche Zofe war nicht verschont worden —, sondern auch die verräterischen Bauern gehörten, die die Festnahme der Raskolniks und den Tod des einen von ihnen verschuldet hatten. Die armen Betörten waren zu Mördern geworden, ohne irgendeinen Gewinn davon zu haben, und früher oder später mußte natürlich der Tag erscheinen, an dem sie ihre Freveltaten mit einem martervollen Tode zu büßen hatten. Vorläufig aber befanden sie sich noch mitten in ihrem törichten Freiheitstaumel, warteten auf die Ankunft des rechtmäßigen Zaren und waren ent-

schlossen, jeden Adligen totzuschlagen, der ihnen in die Hände fallen würde. Obwohl ich während der fünf Jahre meines Hierseins sicherlich nichts getan hatte, mir den Haß der Leute zu verdienen, so durfte ich doch nach Matrenas und Iwans Versicherung nicht darauf rechnen, von ihnen verschont zu werden, wenn sie durch einen Zufall von meiner Anwesenheit Kenntnis erhielten. Und da dieser Zufall, der bis jetzt nur wie durch ein Wunder ausgeblieben war, sich stündlich ereignen konnte, beschwor Iwan mich immer eindringlicher, meine Flucht nicht länger zu verschieben.

Die Aussichten auf ein glückliches Gelingen waren freilich gering genug. Denn der Aufruhr hatte die ganze Umgebung ergriffen; auf allen benachbarten Gütern sollten sich ähnliche Schreckensszenen zugetragen haben wie auf Sinizewo, und die Besitzer waren entweder ermordet worden oder in die Wälder geflohen, wo sie von ihren ehemaligen Sklaven jetzt gleich wilden Tieren verfolgt und gehetzt wurden. Auch mir blieb nichts anderes übrig, als meine Rettung auf diesem Wege zu suchen. Denn im ganzen Alatyrschen Kreise gab es nach Iwans Versicherung kein adliges Schloß mehr, das mir eine Zuflucht hätte gewähren können. Glücklicherweise waren wir noch im Sommer und erfreuten uns einer außergewöhnlich heiteren und trockenen Witterung, so daß ich wenigstens eine schwache Hoffnung hegen durfte, die Strapazen einer Flucht zu überstehen, bei der ich vielleicht für viele Tage auf eine ordentliche Unterkunft nicht zu rechnen hatte. Da ich mich am Ende der Woche wieder im vollen Besitz meiner körperlichen Kräfte fühlte und selber den sehnlichen Wunsch hegte, dem Schauplatz meiner schrecklichsten Erlebnisse den Rücken zu kehren, bestimmten wir eine sternen-

klare aber mondlose Nacht für meine Flucht, auf der Iwan mich als Führer und Beschützer begleiten wollte.

In der Tat wäre ich ohne seinen Beistand ganz hilflos gewesen. Nicht nur würde ich mich ohne Zweifel sehr bald in den Wäldern und zwischen den Hügeln verirrt haben, die ich passieren mußte, um aus dem Aufruhrgebiet hinaus zu gelangen, sondern ich hätte auch wahrscheinlich schon bei der ersten Begegnung mit Menschen durch meine Ausdrucksweise verraten, daß ich nicht die arme Bäuerin war, für die ich meiner Kleidung nach gelten wollte. Wir waren übereingekommen, die Richtung gegen Kasan einzuschlagen, weil wir auf dem Wege dahin einem zur Bekämpfung der Unruhen entsandten Truppenteil zu begegnen hofften. Und wir hatten verabredet, daß Iwan mich in den Dörfern, wo wir uns Lebensmittel oder ein Nachtquartier erbetteln mußten, für seine stumme Schwester ausgeben sollte. Darüber, daß es für mich nicht leicht sein würde, diese sonderbare und ungewohnte Rolle durchzuführen, war ich mir ja klar, aber die Gewißheit, daß ich schon durch eine geringfügige Ungeschicklichkeit mein Leben aufs Spiel setzte, war ein vortreffliches Mittel, meinen schauspielerischen Talenten aufzuhelfen.

Mit einer Barschaft von kaum fünfzehn Rubeln machten wir uns auf den Weg, nachdem ich in schmerzlicher Rührung von der treuen Matrena Abschied genommen. Ich hatte mir vorgenommen, sie im Fall meiner Errettung so reich zu belohnen, als es mir nur immer möglich sein würde. Aber ich habe leider keine Gelegenheit dazu gefunden. Als ich nach meiner Rückkehr aus Italien durch den mir persönlich bekannten Gouverneur von Kasan nach ihr forschen ließ, weil ich die Absicht hatte, sie nach Petersburg

kommen zu lassen, mußte ich zu meinem großen Kummer erfahren, daß sie nicht mehr unter den Lebenden weilte.

Nach der Gefangennahme Pugatschews und der vollständigen Niederwerfung des Aufstandes war an den Gutsangehörigen von Sinizewo ebenso wie an allen Leibeigenen, die sich gegen ihre Herrschaften aufgelehnt, strenge Gerechtigkeit geübt worden. Zwölf Bauern, denen man die Teilnahme an der gräßlichen Ermordung der Gräfin Saltykow und ihrer Gäste nachweisen konnte, hatten am Galgen geendet, und eine beträchtliche Anzahl von minder Schuldigen war zur Zwangsarbeit in den sibirischen Bergwerken verurteilt worden. Unter diesen hatte sich — ich weiß nicht, infolge welcher unseligen Verkettung — auch die schuldlose Matrena befunden. Man hatte sie einem der großen Sträflingstransporte zugeteilt, die für die bedauernswerten Gefangenen eine fast unerträgliche Häufung von Leiden, Entbehrungen und Strapazen bedeuteten, und schon in einem der ersten Etappengefängnisse hatte man die völlig Entkräftete als eine Sterbende zurücklassen müssen. Noch heute kann ich mich des sanften, schüchternen Mädchens nicht ohne tiefe Bewegung erinnern, und niemals habe ich mich der Tränen geschämt, die ich bei der Kunde von ihrem unverdienten Geschick der armen Leibeigenen nachgeweint.

26. Kapitel.

Wenn ich bis dahin der Meinung gewesen war, daß Geburt und Erziehung bestimmend seien für die größere oder geringere Vornehmheit eines menschlichen Charakters, so wurde ich jetzt durch meinen Diener Iwan eines Besseren belehrt. Dieser Bursche, der sicherlich in einer elenden Bauernhütte das Licht der Welt erblickt hatte, der weder lesen noch schreiben konnte und von den Dingen dieser Welt die ungelehrtesten Vorstellungen hatte — dieser verachtete Leibeigene hätte mit seinem Verhalten gegen mich auch den ritterlichsten Edelmann beschämen können. Nicht daß er auf dieser abenteuerlichen Flucht durch ein von dem Taumel der Empörung ergriffenes Land hundertmal sein Leben für mich aufs Spiel setzte, machte ihn in meinen Augen zum vollendeten Kavalier, denn das Leben bedeutet für den Russen der unteren Stände nicht allzu viel. Aber daß er der seltsamen Situation, in der ich mich ihm gegenüber befand, mit dem feinsten Zartgefühl alles Peinliche und Beschämende zu nehmen wußte, daß es ihm nie in den Sinn kam, meine Hilflosigkeit zu mißbrauchen, daß er es ohne den leisesten Wink immer herausfühlte, wenn mein weibliches Empfinden einer besonderen Rücksichtnahme bedurfte — das waren ritterliche Tugenden, denen ich immer aufs neue meine stille Bewunderung zollen mußte. Wie reich an Widerwärtigkeiten, Anstrengungen und Aufregungen auch immer die dreizehn Tage gewesen sein mögen, die ich unter dem Schutze dieses Wackeren zugebracht, ich kann mich ihrer doch nicht anders als mit einem Gefühl der Freude erinnern, der Freude

darüber, daß es mir vergönnt war, einen guten, warmherzigen und selbstlosen Menschen gerade in dem Augenblick zu finden, wo ich nahe daran gewesen war, den Glauben an die Menschen ganz zu verlieren.

Wir würden natürlich eine viel kürzere Zeit gebraucht haben, wenn wir auf dem geraden Wege hätten nach Kasan gehen können. Aber es gab zu dieser Zeit wohl nirgends im ganzen russischen Reiche so viele Räuber- und Mordbrennerbanden als an den Ufern der Wolga, und Iwan lebte in beständiger Furcht, daß wir einer von ihnen in die Hände fallen könnten. Nicht wegen der Kostbarkeiten, die sie uns hätten rauben können, denn wir waren in Lumpen gekleidet und besaßen nichts als das kümmerliche Zehrgeld, das gerade in den ersten Tagen sehr beträchtlich zusammengeschmolzen war. Aber ich wäre ihnen trotz meiner entstellenden Vermummung wahrscheinlich als eine ziemlich begehrenswerte Beute erschienen. Und was mir die tierischen Gelüste einer solchen — meist aus entlaufenen Verbrechern bestehenden — Bande an Schimpf und Schmach bereitet hätten, wäre wohl in der Tat hundertmal schlimmer gewesen als der Tod.

So erklärte sich's, daß wir zahllose Umwege machten und auf unserer Wanderung nur sehr langsam vorwärts kamen. Mit einer einzigen Ausnahme verbrachten wir sämtliche Nächte unter freiem Himmel, denn wegen der verräterischen Feinheit meiner Gesichtszüge durfte ich mich auf Iwans dringende Bitten nicht in den Dörfern und Ansiedelungen blicken lassen. Wenn wir in die Nähe einer solchen Ortschaft kamen, brachte er mich in einem jener Verstecke unter, für deren Auffindung er einen nahezu wunderbaren Spürsinn besaß, und ging allein in die Niederlassung hinein, um Lebensmittel zu erbitten

und die Gefahren auszukundschaften, die uns von umherschweifenden Banden drohen konnten. Trotz dieser Vorsicht entgingen wir wiederholt nur durch Zufälle dem Zusammentreffen mit Wegelagerern, und in der Nähe der Tatischtschewskajafestung endlich schien unser Verhängnis uns ereilen zu wollen.

Iwan hatte in Erfahrung gebracht, daß in diesem kleinen Fort eine nicht unbeträchtliche militärische Besatzung liege, die wohl nur deshalb bisher in Untätigkeit verharrt war, weil sie auf das Eintreffen von Verstärkungen wartete. Und ich hatte ihn daraufhin dringend gebeten, uns den Weg nach der Festung einschlagen zu lassen, weil ich zu fürchten begann, daß wir das noch immer weit entfernte Kasan niemals erreichen würden. Zögernd und ungern hatte er zugestimmt, denn die Gegend, die wir während der beiden letzten Tage durchwandert hatten, war erfüllt von aufregenden Gerüchten über das nahe bevorstehende Erscheinen des angeblichen Kaisers, der die Belagerung von Orenburg aufgegeben haben sollte, um sich, nachdem er die Truppen des General Carr geschlagen, mit gewaltiger Heeresmacht gegen Kasan und nach seiner Einnahme gegen die alte Hauptstadt*) zu wenden.

Da aber derartige abenteuerliche Gerüchte beständig im Umlauf waren, wähnte ich, daß sie auch diesmal keinen Glauben verdienten und bestand trotz der Warnungen meines Begleiters auf meinem Verlangen. Wir mochten noch um etwa drei Wegstunden von der Tatischtschewskajafestung entfernt sein, als ich das Unglück hatte, einen Fehltritt zu tun und mir eine Sehne am Fuße zu dehnen.

*) Moskau.

Der Schmerz war so heftig, daß ich nach einigen vergeblichen Versuchen erklären mußte, keinen Schritt weitergehen zu können. Iwan hatte zwar mit gewohnter Aufopferung versucht, mir aus einem abgerissenen Stück seines Hemdes einen Verband zu machen; aber seine Bemühungen konnten nicht verhindern, daß der Fuß erbarmungswürdig anschwoll, und daß wir in begreiflicher Niedergeschlagenheit alle Hoffnungen auf ein Gelingen unserer Flucht kläglich zusammenbrechen sahen. Der häßliche Zwischenfall hätte sich in der Tat an keiner unglücklicheren Stelle ereignen können, als da, wo wir uns eben befanden. Wir hatten, um nach der Festung zu gelangen, die Region der Wälder verlassen und uns in die Steppe hinauswagen müssen, die mit ihren endlosen Grasflächen nirgends einen sicheren Schlupfwinkel bot. Dazu lagen die menschlichen Siedelungen hier so weit voneinander entfernt, daß wir schon seit Stunden keines Dorfes und keiner Hütte mehr ansichtig geworden waren. Weil wir aber in unserer verzweifelten Lage jetzt durchaus auf den Beistand barmherziger Seelen angewiesen waren, wenn wir nicht einfach verhungern und verschmachten wollten, so blieb nichts anderes übrig, als daß Iwan sich aufmachte, um nach solchen barmherzigen Seelen zu suchen. Es wurde dem braven Burschen sehr schwer, mich auf eine ungewisse Zeit meinem Schicksal zu überlassen, und die hellen Tränen liefen ihm über die Wangen, als er sich von mir verabschiedete, indem er mir wieder und wieder mit den heiligsten Eiden gelobte, noch vor Einbruch der Nacht zurück zu sein. Um ihn nicht ganz zu entmutigen, gab ich mir den Anschein gläubiger Zuversicht. In Wahrheit aber war mir recht beklommen ums Herz, und als die Gestalt meines treuen Gefährten in der Ferne verschwand, überkam mich

das Gefühl meiner Verlassenheit mit solcher Gewalt, daß ich das Gesicht ins Gras drückte und mir unter heißen Tränen wünschte, durch einen raschen Tod von meinen Leiden erlöst zu werden.

In qualvoller Langsamkeit schlichen die Viertelstunden dahin, und die Schmerzen in meinem Fuße wurden so heftig, daß ich sie kaum noch ertragen zu können meinte. Da plötzlich war mir's, als vernähme ich ein seltsames, stampfendes Geräusch, das aus weiter Ferne zu kommen schien. Ich richtete mich auf, um zu lauschen und auszuspähen. Erst sah ich nur eine kleine Staubwolke; bald aber erkannte ich zu meinem Schrecken, daß eine große Reiterschar heransprengte, und zwar gerade auf die Stelle zu, wo ich mich befand. Angstvoll ließ ich meine Blicke umherirren, um doch vielleicht irgendein Versteck ausfindig zu machen. Aber es gab weit umher weder einen Strauch noch einen Erdhaufen, hinter dem ich mich hätte verbergen können. Und da die Reiter mit Windeseile näher kamen, blieb mir, wenn ich nicht von den Hufen ihrer Pferde zertreten werden wollte, nichts anderes übrig, als mich trotz meiner Schmerzen auf die Füße zu stellen und sie mit erhobenen Armen auf mich aufmerksam zu machen.

Ich sah, daß es Kosaken waren, aber nicht von der Art jener gräßlichen Horde, die auf Sinizewo so furchtbare Henkerarbeit verrichtet hatte. Sie waren in gleichmäßige Uniformen gekleidet und schienen eine regelrechte militärische Truppe zu bilden, so daß ich mich für einen Moment der beglückenden Hoffnung hingab, Soldaten der Kaiserin vor mir zu haben. Zwei, die sich bei meinem Anblick aus dem Haufen gelöst hatten, um nahe zu mir heranzureiten, trugen in der Tat die vorschriftsmäßigen

Offiziersabzeichen, und namentlich der jüngere von ihnen hatte ein sehr sympathisches, vertrauenerweckendes Gesicht.

Er fragte mich, woher ich käme und weshalb ich mich ihnen hier in den Weg gestellt habe. Ich vermied es, den ersten Teil seiner Frage zu beantworten, wies auf meinen verbundenen Fuß und sagte, mich der Ausdrucksweise einer Frau aus dem Volke bedienend, daß ich wegen einer Verletzung nicht von der Stelle könnte. Der vermeintliche Offizier schob mit einer dreisten Handbewegung mein Kopftuch zurück, um mir besser ins Gesicht sehen zu können, und sein Lächeln bewies, daß er mit dem Ergebnis der Musterung nicht unzufrieden war.

„Einen so hübschen kleinen Vogel darf man nicht umkommen lassen," sagte er gutgelaunt. „Vorwärts! Auf meinem Pferde ist Platz genug für uns beide."

Mit starken Armen zog er mich zu sich empor. Und ich gestehe, daß ich mich nicht sonderlich sträubte. Der Mann sah nicht aus wie ein Räuber, und in einer Lage, gleich der meinigen, greift man bereitwillig nach allem, was wie eine Hoffnung auf Rettung aussieht. Wir befanden uns jetzt inmitten des Reiterhaufens, den ich auf wenigstens tausend Mann schätzte, und der seinen Weg mit derselben Geschwindigkeit fortsetzte, mit der ich ihn hatte heranbrausen sehen. Es war ein Ritt, bei dem mir buchstäblich Hören und Sehen verging, und dessen Tempo keine Möglichkeit einer Unterhaltung zuließ. Mein junger Ritter hielt mich mit stählernen Muskeln umklammert, und ich konnte nicht verhindern, daß er sich von Zeit zu Zeit vorwärts neigte, um meine Wange zu küssen. Es war eine Liebkosung, die mir wenig Vergnügen bereitete, und man kann sich denken, mit welcher Inbrunst ich das Ende der tollen Jagd herbeiwünschte. Aber die kleinen Kosaken-

pferde schienen ebensowenig zu ermüden wie ihre sehnigen Reiter, und ich mußte wohl oder übel standhalten, obwohl mir das Herz zum Zerspringen klopfte, und obwohl ich eine Empfindung hatte, als ob alle meine Glieder aus ihren Gelenken gerüttelt würden.

Nach einer endlosen Zeit — ich weiß nicht, war es eine halbe oder eine ganze Stunde gewesen — sah ich mit mehr Erstaunen als Freude vor uns in der weiten Ebene ein dunkles Menschengewimmel auftauchen, das ich beim Näherkommen immer deutlicher als ein gewaltiges Heerlager erkannte. Ich unterschied Kanonen und Wagen, in Kreisen angepflöckte Pferde und inmitten des Lagers eine Anzahl weiß schimmernder Zelte. Aber konnten das die Truppen sein, denen zu begegnen ich mich so sehr gesehnt hatte? Ich wagte nicht mehr, daran zu glauben, denn dies wirre, an das Kribbeln eines Ameisenhaufens gemahnende Durcheinander von Menschen in den verschiedenartigsten Kleidungen und Bewaffnungen hatte sehr wenig Aehnlichkeit mit den militärischen Schauspielen, an deren Anblick ich gewöhnt war.

Unsere Annäherung schien einen förmlichen Aufruhr in dieser wimmelnden Masse hervorgerufen zu haben. Alles rannte und lief scheinbar regellos hierhin und dorthin, bis sich aus dem Durcheinander allgemach eine Anzahl kompakter Haufen bildete, deren jeder wohl ein gesondertes Regiment darstellen mochte. Musik erklang, Reiter in Offiziersuniformen sprengten mit lauten Zurufen an den Reihen entlang. Und nun ertönte auch aus unserer Schar ein scharfes, kurzes Kommandowort, das den bisher ohne jede Ordnung dahinstürmenden Schwarm plötzlich zum Stehen brachte.

„Gib acht, mein Schäfchen!“ raunte mir mein galanter Ritter zu. „Du wirst nicht jeden Tag Gelegenheit haben, einen Zaren zu sehen.“

Eine breite Gasse hatte sich unmittelbar neben uns in dem Reiterhaufen geöffnet, und durch sie kam in kurzem Trabe ein einzelner Mann daher, der inmitten der großen Truppe für mich bisher nicht sichtbar geworden war. Ohne daß jemand es mir hätte zu sagen brauchen, wußte ich: dies war Jemelian Pugatschew, der falsche Peter III.! Denn so wenig er dem unglücklichen, ermordeten Holsteiner glich, so ganz entsprach seine Erscheinung dem Bilde, das sich das Volk von dem Träger der höchsten irdischen Gewalt und Würde macht. Von großer, schlanker Gestalt, saß er mit wahrhaft königlichem Anstand auf seinem edlen, hochbeinigen Rosse. Sein gebräuntes, dunkelbärtiges Gesicht mit den unter starken Brauen tief eingebetteten blitzenden Augen hatte etwas Hoheitsvolles und Gebieterisches, und seine glänzende, reich geschmückte Kleidung, offenbar nach dem Muster der prächtigen Uniform gearbeitet, die ich Kyrill Rasumowski so oft in seiner Würde als Kosakenhetman hatte tragen sehen, steigerte den Eindruck seiner Erscheinung vollends ins Majestätische und Erhabene.

An der Spitze des Kosakentrupps, der seine Leibgarde zu bilden schien, hielt der falsche Zar, umbraust von tausendstimmigen, jubelnden Zurufen, seinen Einzug in das Lager. Sein Gesicht blieb unerschüttert ernst, und er dankte kaum für die Huldigungen seiner Anhänger, die ihrem buntscheckigen Aussehen nach in der Tat aus aller Herren Länder zusammengelaufen sein mußten. Noch einmal, als er vor dem für ihn hergerichteten Zelte aus dem Sattel sprang, hatte ich Gelegenheit, ihn aus nächster

Nähe zu betrachten, und ich glaubte auf dem ſtolzen und kühnen Geſicht jetzt einen Zug von düſterer Schwermut wahrzunehmen, der in ſeltſamem Widerſpruch ſtand zu dem jauchzenden Triumphgeſchrei, das ihn umtobte. Vielleicht ahnte er ſchon an jenem Tage, daß das Ende ſeiner trügeriſchen Herrlichkeit nicht mehr fern war. Vielleicht ſagte ihm eine innere Stimme, daß aus dem Haufen derer, die ſich jetzt vor ihm in den Staub warfen und ſich dazu drängten, den Saum ſeines Gewandes zu küſſen, die Verräter erſtehen würden, die ihn für ſchnödes Gold ſeinen Feinden auslieferten. Und vielleicht ſtand vor ſeinem Geiſte ſchon das Schreckbild des Blutgerüſtes, auf dem ſich die letzte Szene der großen Tragikomödie abſpielen ſollte.

Mein Kavalier ſchien einen ziemlich hohen Rang in der Rebellenarmee zu bekleiden, denn er benahm ſich ſehr gebieteriſch und befahl, vor einem der kleinen Zelte inmitten des Lagers Halt machend, den drei Männern, die ſich darin häuslich eingerichtet hatten, in barſchem Ton, ihm das Feld zu räumen. Ohne jeden Widerſpruch wurde dieſem Befehl Folge geleiſtet. Mein Ritter ſchwang ſich aus dem Sattel, hob mich herunter und trug mich, als wäre das die ſelbſtverſtändlichſte Sache von der Welt, auf ſeinen Armen in das Zelt, um mich dort ſo behutſam auf den Boden niedergleiten zu laſſen, wie wenn ich ein krankes Kind geweſen wäre. Dabei aber funkelten ſeine hübſchen Augen mich ſo begehrlich an, und die kecken Schmeichelworte, die er mir ins Ohr raunte, waren von einer ſo unzweideutigen Art, daß ich mich über das Bedenkliche der Situation keiner Täuſchung hingeben konnte. Er fragte mich, ob ich große Schmerzen litte und machte Miene, ſich durch den Augenſchein von der Natur meiner Verletzung zu überzeugen. Erſtaunt blickte er auf, als ich

es ihm verwehrte; denn er mochte bei einer gewöhnlichen Bäuerin auf solchen Widerstand nicht gerechnet haben. Wieder hatte ich den Eindruck, daß sein Gesicht das eines gutherzigen Menschen sei, und plötzlich faßte ich den Entschluß, mich ihm auf jede Gefahr hin anzuvertrauen.

Mit einer bittenden Gebärde meine Hände zu ihm erhebend, beschwor ich ihn, mich anzuhören und wie ein Mann von Ehre und Ritterlichkeit an mir zu handeln. Er stellte sofort seine Zudringlichkeiten ein und lauschte mit allen Anzeichen höchster Verwunderung meiner Beichte. Ich erzählte ihm von dem Ueberfall auf Sinizewo, von meiner abenteuerlichen Flucht und von meiner durch den Unfall vereitelten Absicht, die Tatischtschewskajafestung zu erreichen. Dabei hatte ich jedoch vergessen, ihm meinen Namen zu nennen, und ich tat es erst, als er mich danach fragte.

„Gräfin Korowin?“ wiederholte er in sichtlicher Erregung. „Iwan Dimitrowitsch Korowins Gemahlin? Sie hießen also mit Ihrem Mädchennamen Darja Denissow?“

Natürlich bejahte ich, nicht wenig überrascht von seiner genauen Kenntnis meiner persönlichen Verhältnisse. Aber meine Ueberraschung wurde noch größer, als der Parteigänger des Rebellen Pugatschew sich mir zu erkennen gab. Er hieß Feodor Wassiljewitsch Poburow und war noch vor einem halben Jahre Offizier bei der Garde zu Pferde in Petersburg gewesen. Durch die engsten gesellschaftlichen Beziehungen mit den Hofkreisen verknüpft und häufig zur persönlichen Dienstleistung bei der Kaiserin befohlen, war er auf das genaueste über alles unterrichtet, was sich seit dem Regierungsantritt Katharinas an bemerkenswerten Ereignissen in ihrem Leben zugetragen. Und ich

durfte mit einiger Verwunderung aus seinem Munde erfahren, daß ich in Petersburg nicht nur noch unvergessen war, sondern daß man sich in gewissen Zirkeln sogar sehr oft und sehr lebhaft mit meiner unbedeutenden Person beschäftigte. Nicht zu meinem Nachteil, wie ich aus Poburows Erzählungen entnehmen konnte. Denn man mußte ihm in der Tat sehr freundliche Dinge über mich berichtet haben, wenn anders die Verehrung, deren er mich immer wieder versicherte, für mehr als eine bloße Galanterie gelten sollte.

In eine Intrige verwickelt, über die er sich nicht näher aussprach, die aber, wie ich später erfuhr, eine Verschwörung gegen Gregor Orlow gewesen war, hatte sich Poburow eines Tages die kaiserliche Ungnade in so hohem Maße zugezogen, daß er, um der Verschickung nach Sibirien oder einem noch schlimmeren Schicksal zu entgehen, sein Heil in schleunigster Flucht hatte suchen müssen. Ohne Zuflucht und ohne Mittel, überdies von einem glühenden Haß gegen den allmächtigen Günstling und seinen Anhang erfüllt, war der heißblütige junge Offizier zu dem verhängnisvollen Entschluß gekommen, sich den Scharen des falschen Peter anzuschließen, der eben damals seine ersten bedeutenden Erfolge davongetragen hatte. Unter zahllosen Gefahren und Mühseligkeiten hatte er den weiten Weg bis in den fernen Südosten zurückgelegt und war von dem Rebellenführer mit offenen Armen empfangen worden. Der Rang, den er in Pugatschews Armee bekleidete, war der eines Chefs der Artillerie, obwohl er, wie er mir lächelnd gestand, sich niemals mit dem Dienst bei dieser Waffe vertraut gemacht hatte. Natürlich glaubte er nicht an das Märchen von dem wiedererstandenen Kaiser und hielt den Prätendenten für das, was er

war, nämlich für einen verwegenen Betrüger. Aber er war von dem siegreichen Ausgang der Rebellion überzeugt, bereute seine hochverräterische Handlungsweise nicht im geringsten und träumte von triumphierenden Einzügen des Pugatschewschen Heeres in Moskau und Petersburg. Es war nach seiner Ansicht ein Fehler gewesen, daß der Prätendent so viel kostbare Zeit mit der aussichtslosen Belagerung von Orenburg verloren hatte, aber er zweifelte nicht, daß dieser Fehler jetzt wieder gutgemacht werden würde. Waren doch in der Tat die Truppen des General Carr vollständig geschlagen und auf dem bisherigen Wege des Rebellenheeres alle befestigten Plätze mit einziger Ausnahme Orenburgs eingenommen worden. Der General Bibikow, den die Kaiserin später gegen die Anführer entsandt hatte, wäre ihnen vielleicht gefährlicher geworden als sein wenig geschickter und tapferer Vorgänger, aber er war in dem Dorfe Bugulma an einem hitzigen Fieber gestorben, noch ehe er einen nennenswerten Erfolg hatte davontragen können. Und von Peter Panin, einem Bruder des Ministers, der jetzt gegen Pugatschew auf dem Marsche sein sollte, fürchtete Poburow, der ihn sehr gut kannte, nicht das geringste.

„In Moskau," sagte er, „warten viele Tausende mit Sehnsucht auf das Losungswort, das sie zu gemeinsamem Losschlagen anfeuert. In dem Augenblick, wo wir die alte Hauptstadt erreichen, haben wir auch das ganze Volk auf unserer Seite. Und dann mag die Kaiserin in Gottes Namen alle fünf Orlows gegen uns aussenden. Ich setze meinen Kopf zum Pfande, daß wir sie im Handumdrehen aufgehängt haben würden wie Räucherfische."

Ich konnte nicht beurteilen, inwieweit seine Zuversicht durch die Umstände gerechtfertigt war, und ich gestehe, daß

mir im Augenblick die Aussichten Pugatschews auch viel weniger wichtig erschienen als mein eigenes Schicksal. Ich fragte Poburow, was nun seiner Meinung nach aus mir werden solle, und als er die Hoffnung aussprach, daß auch ich mich der Partei des angeblichen Zaren anschließen würde, erklärte ich mit vollster Entschiedenheit, davon könne auch dann nimmermehr die Rede sein, wenn ich noch die volle Freiheit meiner Entschließungen hätte und nicht die Gattin des Grafen Korowin wäre. Er wurde nachdenklich, und nach einer Weile sagte er:

„Verzeihen Sie mir! Ich hätte voraussehen müssen, daß Sie mir keine andere Antwort geben können. Was aber soll nun mit Ihnen geschehen? Sie würden hier vollkommen sicher sein, so lange Sie unter meinem persönlichen Schutze stehen. Aber aller Voraussicht nach gehen wir mörderischen Gefechten entgegen, und ich bin vor einer Kugel nicht sicherer als irgendein anderer."

„So verschaffen Sie mir eine Möglichkeit, in die Festung zu gelangen. Ich würde mich Ihnen dafür zu tiefstem Danke verpflichtet fühlen."

„Und wenn wir diese Festung erobern, wie es sicher nach Verlauf etlicher Tage geschehen wird? Werden Sie dann nicht viel größeren Gefahren ausgesetzt sein als in unserer Mitte?"

„Vielleicht! Aber ich würde mich dann doch an dem Platze befinden, der mir zukommt. Und ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich nicht zum zweiten Male lebend in die Hände der Aufrührer fallen würde."

„Das ist die Sprache, die einer Darja Denissow zukommt," sagte er respektvoll. „Ich werde Mittel finden, Sie morgen vor Tagesanbruch unbehelligt bis an die Wälle der Festung gelangen zu lassen. — Aber Ihre Ver-

letzung? — Wird Sie es Ihnen nicht unmöglich machen, den Weg zum Fort zurückzugehen?“

„Nein — vorausgesetzt, daß Sie mir ein Pferd zur Verfügung stellen.“

„So erlauben Sie mir wenigstens, Ihnen jetzt einen der Wundärzte zu schicken, deren wir einige sehr tüchtige bei uns haben.“

Das war ein Anerbieten, dem ich nicht widersprach, denn die Schmerzen in meinem Fuße machten es mir zuweilen recht schwer, meine Standhaftigkeit zu behaupten. Poburow verließ mich, und bald erschien der von ihm geschickte Chirurgus, ein großer, dicker Mensch, der zwar etwas stärker nach Branntwein duftete, als es mir angenehm war, dessen Geschicklichkeit aber meine Erwartungen erheblich übertraf. Nachdem er meinen Fuß eine Weile geknetet hatte, ohne mir allzu große Schmerzen zu bereiten, legte er einen Verband an, der mir erhebliche Linderung verschaffte und mir sogar erlaubte, ein paar Schritte zu gehen. Er war eben fertig geworden, als Poburow zurückkehrte, um mir in eigener Person einige Stücke gebratenen Fleisches, ein Brot und eine Flasche Wein zu bringen. Während ich die lange entbehrten Leckerbissen mit gutem Appetit verzehrte, bereitete er mir aus Decken ein recht bequemes Lager, und nachdem wir noch eine gute Weile von allerlei Petersburger Hofgeschichten geplaudert hatten, wie wenn wir nicht in einem Lagerzelt, sondern an einem behaglichen französischen Kamin säßen, wünschte er mir mit ritterlichem Handkuß, wohl zu ruhen und ließ mich allein. Wegen meiner Sicherheit, beteuerte er, dürfe ich ganz unbesorgt sein, da er eine Schildwache vor das Zelt gestellt habe. Und in der Tat

störte bis gegen den Morgen hin nichts meinen erquickenden, traumlosen Schlummer.

Beim ersten Tagesgrauen aber wurde ich geweckt. Es war Poburow, der in der Kleidung eines gewöhnlichen Muschik*) vor mir stand und mich fragte, ob ich mich stark genug fühle, den Ritt nach der Festung anzutreten. Ich durfte der Wahrheit gemäß bejahen, denn der Schlaf hatte mich wunderbar erfrischt, und die Schmerzen in meinem Fuße waren um vieles erträglicher als gestern. Draußen standen zwei struppig und jämmerlich aussehende Pferdchen, die anstelle des Sattels nur eine mit Stricken festgebundene Decke trugen und auf deren eines ich von dem ehemaligen Gardeoffizier gehoben wurde, während er selber sich auf das andere schwang. Auf meine Frage, ob es wirklich seine Absicht sei, mich zu begleiten und ob er nicht die damit verbundenen Gefahren fürchte, erwiderte er galant, daß er sich glücklich schätze, einer von ihm seit langem hochverehrten Dame diesen geringfügigen Dienst leisten zu können. Er war ein guter und fröhlicher Mensch, den ich im stillen um seines Schicksals willen herzlich bedauerte und dem ich jederzeit aufrichtige Dankbarkeit bewahrt habe. Er fiel in einer der letzten Schlachten, die Peter Panin gegen die Pugatschewschen Horden ausfocht, und es war immerhin noch als ein Glück anzusehen, daß ihm statt eines schmachvollen Endes von Henkershand ein ehrlicher Soldatentod beschieden war.

Er geleitete mich, nachdem wir unangefochten das Lager verlassen hatten, bis dicht unter die Wälle des Forts und ritt dann, um keinen Verdacht zu erregen, in gemächlicher Langsamkeit zurück, während ich meinen Weg fortsetzte, bis ich von einem Posten angerufen und ins

*) Bauern.

Verhör genommen wurde. Eine Viertelstunde später stand ich vor dem kommandierenden Offizier, der sich bei der Erzählung meines Schicksals gar nicht genug tun konnte in Ausrufungen des Erstaunens, um mich dann, von der Wahrheit meines Berichtes überzeugt, der Obhut einiger in der Festung anwesender Offiziersfrauen zu übergeben.

Für den Augenblick wenigstens war ich in Sicherheit. Und mit einiger Betrübnis dachte ich nur an den armen Iwan, der sich ohne Zweifel in banger Sorge um mein Schicksal befand. Es schmerzte mich, daß ich mich ohne ein Wort des Abschieds und des Dankes von ihm getrennt hatte. Und es schmerzt mich noch heute, denn ich habe den wackeren Burschen nicht wiedergesehen und habe niemals erfahren können, was aus ihm geworden.

---

27. Kapitel.

Man weiß, daß die Schlacht bei der Tatischtschewskajafestung dem Rebellen Pugatschew die erste empfindliche Niederlage brachte. Allerdings hatte sie einen für die Aufrührer so ungünstigen Verlauf vielleicht nur deshalb genommen, weil es den aus der Richtung von Kasan heranrückenden Truppen gelungen war, den Feind zu überrumpeln, noch ehe er sich zu wirksamer Verteidigung hatte bereit machen können. Und von einer Vernichtung des Rebellenheeres konnte um so weniger die Rede sein, als die Regierungstruppen wegen ihrer geringen Anzahl von jeder Verfolgung des errungenen Vorteils abstehen

und sich bis zum Eintreffen weiterer Regimenter auf die Festung zurückziehen mußten.

Man mag sich leicht vorstellen, welche Empfindungen mich bewegten, als ich erfuhr, daß der mir unbekannte Offizier, der an der Spitze seiner siegreichen Soldaten in das Fort einzog, den Namen Potemkin führte. Ich hatte zugleich mit den anderen Damen Gelegenheit, ihn zu begrüßen. Aber ich suchte freilich in seinem Gesicht vergebens nach irgendeiner Aehnlichkeit mit jenem Potemkin, dessen Bild trotz unserer langen Trennung noch immer mit unverwischbarer Deutlichkeit vor meiner Seele stand. In Wahrheit gab es zwischen Gregor und diesem Paul Potemkin auch nur sehr entfernte verwandtschaftliche Beziehungen, deren sich Gregor, wie er mir später erzählte, überhaupt erst dann erinnert hatte, als sich sein Vetter eines Tages mit der Bitte um Fürsprache behufs schnellerer Beförderung an ihn gewendet. Jedenfalls aber war Paul Potemkin ein angenehmer und liebenswürdiger Mensch, der sich ein Vergnügen daraus machte, mich besser und ausführlicher, als es bisher von anderer Seite geschehen war, über die jüngsten Vorgänge am kaiserlichen Hofe zu unterrichten. Und da erfuhr ich dann allerdings etliche Neuigkeiten, die wohl danach angetan waren, mich mit dem größten Staunen zu erfüllen. Die wichtigste von ihnen war die Tatsache, daß der schöne Orlow seine Rolle als allmächtiger Günstling ausgespielt hatte. Die Umstände, die seinen Sturz begleitet hatten, klangen romanhaft genug. Und die Art, wie sie sich ihres Freundes entledigt hatte, war äußerst bezeichnend für den Charakter Katharinas.

Wenige Monate nach seiner glorreichen Rückkehr aus Moskau hatte die Kaiserin den unwiderstehlichen Gregor

abermals mit einer Mission von höchster Wichtigkeit betraut. Diesmal mit einer Mission von wesentlich angenehmerer und ungefährlicherer Art, als es seine Entsendung an einen im vollsten Aufruhr befindlichen Pestherd gewesen war. Die glänzenden Erfolge der russischen Waffen im Kriege gegen die Türken ließen dem Grafen Panin und den Staatsmännern der befreundeten Nationen gerade den gegenwärtigen Augenblick als besonders günstig für die Anknüpfung von Friedensverhandlungen erscheinen, und die Kaiserin glaubte sich keines besseren Unterhändlers bedienen zu können als des schönen, imponierenden Orlow, der nach ihrer Ueberzeugung schon durch die Macht seiner Persönlichkeit erreichen würde, was kein gewöhnlicher Diplomat durchzusetzen vermocht hätte.

Mit reichen Geldmitteln ausgestattet und mit dem Gefolge eines regierenden Fürsten war Gregor nach Focsani abgereist, wo der Friedenskongreß zusammengetreten war. Aber es scheint, daß seine Moskauer Triumphe und das vermeintliche Wiederauflodern von Katharinas Liebe ihm allzusehr zu Kopfe gestiegen waren. Denn er tat in Focsani genau das Gegenteil von dem, was Panin und die Kaiserin von ihm erwartet hatten und was er nach seinen Instruktionen hätte tun müssen. Statt der Sache des Friedens zu dienen, der für Rußland bei der Beschaffenheit der inneren Zustände eine dringende Notwendigkeit war, machte er durch sein anmaßendes und herausforderndes Auftreten jede Möglichkeit einer Verständigung zunichte und verschärfte die Situation, statt sie zu bessern. Um die dringenden Vorstellungen, die ihm aus Petersburg zukamen, kümmerte er sich nicht im mindesten und verlangte im Gegenteil, die Kaiserin solle ihm den

Oberbefehl übertragen, damit er die Feindseligkeiten sofort wiederaufnehmen und seine Lieblingsidee, Konstantinopel zu erobern, ausführen könne. Als seinen Wünschen nicht Folge gegeben wurde, spielte er den Beleidigten, brach die Verhandlungen kurz ab und begab sich nach Jassy, wo er in glänzenden Festlichkeiten die ihm zur Verfügung gestellten Staatsgelder mit vollen Händen vergeudete und sich gleich einem orientalischen Despoten mit Diamanten schmückte, die mehr als eine Million Rubel wert waren.

Trotz dieses unsinnigen Verhaltens hätte Katharina schwerlich daran gedacht, ihn zurückzurufen. Denn alle Welt sah, daß sie über seine Abwesenheit nichts weniger als betrübt war. Gleich nach seiner Abreise hatte sie angefangen, einen hübschen jungen Mann, den der Zufall ihr in den Weg geführt, auf jene besondere Art auszuzeichnen, deren Zweck und Bedeutung jedermann am Hofe aus vielfacher Erfahrung kannte. Es handelte sich diesmal um einen achtundzwanzigjährigen Offizier der berittenen Garde, namens Wassiltschikow, den Sprößling einer guten alten Familie, die sich sogar rühmen durfte, Rußland im Jahre 1575 eine Zarin gegeben zu haben. Der junge Mensch hatte zwar bis dahin noch keine Möglichkeit gehabt, sich persönlich irgendwie auszuzeichnen, aber er war, wie gesagt, von sehr angenehmer äußerer Erscheinung. Und wenn es sich um die Wahl eines Herzensfreundes handelte, hatten die körperlichen Vorzüge und die Merkmale der Mannhaftigkeit bei Katharina noch immer den Ausschlag gegeben. Wassiltschikow hatte das Glück gehabt, die Truppen zu befehligen, die die Kaiserin bei ihrer Uebersiedelung von Zarskoje-Selo nach Peterhof eskortierten; er war neben dem Wagen Ihrer Majestät geritten und hatte dabei eine so gute Figur gemacht, daß

ihn Katharina nach der Ankunft im Schlosse durch die Ueberreichung einer kostbaren goldenen Dose beglückte, „weil er seine Soldaten in so musterhafter Ordnung zu halten verstände.“ Eine Woche hindurch wurde er unter allen möglichen Vorwänden immer wieder an den Hof befohlen, und da diese Zeit hinreichend gewesen sein mag, um die immer liebeskranke Vierzigerin von der Eignung des jungen Offiziers für den Posten eines Generaladjutanten zu überzeugen, sah man den Glücklichen am siebenten Tage die neben den Gemächern Ihrer Majestät gelegenen Zimmer beziehen, die bis zu seiner Abreise der schöne Gregor bewohnt hatte. Davon, daß aus dem bescheidenen und unbedeutenden Gardeoffizier nimmermehr ein zweiter Orlow werden würde, war freilich jedermann überzeugt, und mit nicht geringer Spannung wartete man darauf, wie der alte Liebhaber seinen Ersatz durch einen so wenig ebenbürtigen Nachfolger aufnehmen würde. Dafür, daß ihm die große Wandlung nicht lange verborgen blieb, wußten geschäftige Zwischenträger selbstverständlich alsbald zu sorgen. Und es geschah, was sie vorausgesehen hatten: Gregor Orlow, den Kaiser Josef II. aus Gefälligkeit für seine hohe Verbündete soeben zum Range eines Reichsfürsten erhoben hatte, ließ in Jassy alles stehen und liegen, um sich in rasender Eile auf den Weg nach Petersburg zu machen.

Diesmal aber war Katharina unwiderruflich entschlossen, ein Ende zu machen und es gar nicht erst zu einer Auseinandersetzung mit dem verabschiedeten Günstling kommen zu lassen, unter dessen Tyrannenlaunen sie, wie sie sich jetzt auszudrücken beliebte, zehn Jahre lang auf unerhörte und unerträgliche Weise gelitten hatte. Dreißig oder vierzig Werst vor Petersburg er-

reichte den Zurückkehrenden der kaiserliche Befehl, Halt zu machen und sich gleich allen anderen Reisenden, die aus den noch verseuchten südlichen Teilen des Reiches kamen, einer längeren Quarantäne zu unterziehen. Der Befehl mag ihm freilich sonderbar genug erschienen sein, wenn er daran dachte, wie wenig Bedenken man nach der Niederwerfung des Moskauer Pestaufruhrs gegen seinen sofortigen Einzug in Petersburg und in das Schlafgemach Ihrer Majestät gehabt hatte. Da man aber Miene machte, einer etwaigen Weigerung mit Gewalt zu begegnen, blieb ihm nichts anderes übrig, als sich zu fügen. Und schon am zweiten Tage seines unfreiwilligen Aufenthalts empfing er einen in den herzlichsten Formen gehaltenen eigenhändigen Brief der Kaiserin, der ihn nach dem Wunsche der Absenderin mit seinem unabänderlichen Schicksal versöhnen sollte.

Katharina verhehlte dem abgedankten Liebhaber nicht, daß ihr seine Rückkehr nach Petersburg sowohl jetzt wie in Zukunft durchaus unerwünscht sei, daß sie ihm aber ihre Gnade und ihre Freundschaft unvermindert bewahren werde. Zum Beweise dieser huldvollen Gesinnung stellte sie ihm das reizende, von Rinaldi erbaute kaiserliche Schloß in Gatschina zur Verfügung, einen Aufenthalt, wie sich ihn lieblicher und angenehmer wahrlich auch der Verwöhnteste nicht hätte wünschen können. Und der schöne Orlow sträubte sich nicht, in diese Verbannung zu gehen. Paul Potemkin wußte mir nicht zu sagen, was den sonst so Unerschrockenen und Rücksichtslosen zu dieser Nachgiebigkeit bewogen; denn über den Inhalt der zahlreichen Briefe, die, wie man wußte, zwischen ihm und der Kaiserin gewechselt worden, war er natürlich nicht unterrichtet. Aber er versicherte aus eigener Wahrnehmung, daß Katharina

wochenlang in beständiger Angst vor einer unvermuteten Ankunft Orlows in Petersburg und vor einem großen Skandal gelebt habe. Sie hatte in kurzen Zwischenräumen alle ihre intimen Vertrauten nach Gatschina entsandt, um mit dem Verbannten über ein Arrangement für die Zukunft zu unterhandeln. Ueber das Ergebnis dieser Verhandlungen aber hatten die Eingeweihten strengstes Stillschweigen bewahrt, und zu der Zeit, da Paul Potemkin von Petersburg abgereist war, hatte sich die Angelegenheit gewissermaßen noch in der Schwebe befunden.

Nach seinem Vetter Gregor wagte ich den Obersten nur beiläufig zu fragen, und so erfuhr ich denn auch weiter nichts, als daß der Generalleutnant Potemkin in diesem Augenblick unter den Mauern von Silistria kämpfte und daß er den bisher errungenen kriegerischen Lorbeeren dort ohne Zweifel ein neues Blatt hinzufügen würde.

Als er mich in sorgenvoller Ungewißheit über die weitere Gestaltung meines eigenen Schicksals sah, riet mir Paul Potemkin in unverkennbar wohlmeinender Absicht, mich unverzüglich nach Petersburg zu begeben und der Kaiserin über meine abenteuerlichen Erlebnisse Bericht zu erstatten. Obwohl er augenscheinlich nicht wußte, daß ich von Ihrer Majestät in Ungnade entlassen worden war, sagte ich mir doch, daß es für mich kaum einen anderen Weg als den von ihm vorgeschlagenen gab. Ich war vollkommen mittellos und hatte nach der Einäscherung meines Moskauer Hauses keine Stätte mehr, die mir Zuflucht gewähren konnte. Wie auch immer die Kaiserin gegen mich gesonnen sein mochte, davon, daß sie mich in dieser unverschuldeten Not nicht im Stiche lassen würde, hielt ich mich doch überzeugt. Und in der Zuversicht, sie ihm bald

zurückzuerstatten, nahm ich denn auch mit aufrichtiger Dankbarkeit die Geldsumme an, die mir Paul Potemkin anbot, um mir die Reise zu ermöglichen. Wenn auch nach seiner Versicherung die durch das Erscheinen des Militärs eingeschüchterten Räuberbanden das Gouvernement Kasan geräumt hatten und der Weg nach Moskau von einem Reisewagen ohne übergroße Gefahr zu passieren war, so ließ er sich's in seinem Eifer, mir gefällig zu sein, doch nicht nehmen, mir für den ersten Teil meiner Reise eine Eskorte mitzugeben, die stark genug war, mir etwaige Wegelagerer vom Leibe zu halten. Ich verabschiedete mich von ihm wie von einem alten Freunde, und ich verhehle nicht, daß mir das Herz in freudiger Erwartung klopfte bei dem Gedanken, nach so langer Abwesenheit das trotz aller trüben Erinnerungen noch immer heißgeliebte Petersburg wiederzusehen.

Meine Reise war lang, und die Notwendigkeit, äußerst sparsam mit meinem Gelde umzugehen, machte sie für mich zuweilen recht unbequem. Aber meine Flucht durch das Gouvernement Simbirsk war eine gute Schule gewesen, um mich Anspruchslosigkeit und Genügsamkeit zu lehren. Und als ich nach Verlauf etlicher Wochen glücklich die Hauptstadt erreichte, waren meine Gesundheit und mein Aussehen besser als seit langer Zeit.

Schon während meiner zweitägigen Rast in Moskau hatte ich einen Brief an Kyrill Rasumowski geschrieben, in dem ich ihm meine bevorstehende Ankunft meldete und seine Gastfreundschaft in Anspruch nahm. Wußte ich doch, daß sie mir mit Freuden gewährt werden würde. In der Tat fand ich im Hause des Hetmans alles zu meinem Empfange bereit, und das Wiedersehen mit dem alten Freunde verlief nicht ohne Rührung auf beiden Seiten.

Obwohl ich geflissentlich vermieden hatte, ihn darum zu bitten, hatte ich doch vorausgesehen, daß Kyrill der Kaiserin von dem Inhalt meines Briefes Mitteilung machen würde. Und es überraschte mich darum nicht allzusehr, als er mir gleich nach der ersten Begrüßung eröffnete, Ihre Majestät wünsche mich zu empfangen, sobald ich mich von den Anstrengungen der Reise erholt hätte. Weil ich wie schon gesagt, einer solchen Erholung nicht bedurfte, ließ ich den Oberhofmarschall wissen, daß ich der Befehle der Kaiserin jederzeit gewärtig sei. Und schon für den folgenden Tag wurde ich zur Audienz in den Sommerpalast beschieden.

Der Empfang, den Katharina mir bereitete, war wärmer und freundlicher als ihr Verhalten bei unserer letzten Begegnung in Moskau. Sie sagte, daß sie seinerzeit mit aufrichtigem Bedauern von dem Brande meines Moskauer Hauses gehört habe, und sie beglückwünschte mich zu meiner wunderbaren Errettung aus den Gefahren der jüngsten Vergangenheit. Mit großer Ausführlichkeit mußte ich ihr über meine Erlebnisse berichten, und obwohl sie sich den Anschein gab, den Prätendenten Pugatschew für einen ganz ungefährlichen und beinahe komischen Betrüger zu nehmen, merkte ich doch recht gut, wie lebhaft der von dem verwegenen Kosaken angefachte Aufstand sie beunruhigte.

„Man hat mir berichtet," sagte sie, „daß dieser unwissende Dummkopf nichts als eine willenlose Puppe in den Händen seiner Umgebung sei, daß er bei seinen eigenen Leuten nicht das mindeste Ansehen genießt, und daß die zusammengelaufenen Landstreicher, Deserteure und Verbrecher, die seine sogenannte Armee ausmachen, ihn ohne weiteres im Stiche lassen werden, sobald er die erste

Niederlage erlitten hat. General Carr beging eine unbegreifliche und unverzeihliche Feigheit, als er unter dem Vorwande einer Krankheit seine Regimenter verließ, um nach Moskau zurückzukehren. Und es war ein großes Unglück, daß mein armer Freund Bibikow, der die Rebellen rasch genug zu Paaren getrieben haben würde, einer tückischen Krankheit erliegen mußte. Nun aber ist es wahrlich hohe Zeit, diesem Unwesen zu steuern, von dem im Auslande viel zu viel Aufhebens gemacht wird. Meine Generäle Panin und Golizyn haben den bestimmten Auftrag, die Rebellen zu vernichten und den unseligen Pugatschew gefangenzunehmen. Ich bin überzeugt, daß in einigen Wochen alles vorüber ist und daß diese Affäre ebenso wie alle früheren Auflehnungsversuche mit Hängen endigt."

Ich hütete mich, dieser Auffassung Ihrer Majestät zu widersprechen, zumal während der ganzen Dauer dieser ersten Unterredung mein Interesse viel weniger dem Rebellen Pugatschew als der Person der Kaiserin gehörte. Ich fand sie um ein Erhebliches mehr gealtert, als ich es erwartet hatte, und ich konnte von der Anmut, die mich einst zu anbetender Bewunderung hingerissen hatte, kaum noch kümmerliche Ueberreste entdecken. Sie war recht korpulent geworden, und es hatte gewiß seine guten Gründe, daß sie mit Schminke und Puder äußerst verschwenderisch umgegangen war. Die vielen Fältchen um die Augen und an den Mundwinkeln hatte sie damit freilich nicht verdecken können. Und es war ihr eigentlich keine andere Schönheit geblieben als ihre Augen, die allerdings noch immer jugendlich lebhaft blickten. Ich mußte es angesichts solcher Veränderungen in ihrem eigenen Aeußeren wohl um so höher anschlagen, daß Katharina mir einige sehr liebenswürdige Worte über mein

vorteilhaftes Aussehen sagte, mit dem Hinzufügen, daß man mich recht wohl auf fünf Jahre unter meinem wirklichen Alter schätzen könnte.

Wohl eine Stunde lang war unser Gespräch ohne jede Unterbrechung dahingeflossen, als ein hübscher, junger Mann eintrat, in dem ich ohne allzuviel Scharfsinn den neuesten Liebhaber Ihrer Majestät erraten konnte. Denn er trug die überladen prunkvolle Uniform eines Generaladjutanten und auf seiner Brust blitzten die Diamanten, die ich als Fassung eines Miniaturbildnisses Katharinas ebenso wie hier schon auf Gregor Orlows Rock gesehen hatte. Später erfuhr ich, daß es in der Tat die nämlichen gewesen waren. Katharina hatte durch ihren Vertrauten Betzki den nach Gatschina verbannten ehemaligen Günstling zur Rückgabe ihres ihm als höchster Gunstbeweis verliehenen Porträts auffordern lassen; er aber hatte ihr nur den diamantenen Rahmen geschickt, mit der Erklärung, daß er sich das Bild durch keine Gewalt der Erde entreißen lassen würde, so lange er noch imstande sei, seinen Besitz zu verteidigen.

Der gegenwärtige Träger des bedeutsamen Abzeichens entsprach durchaus der Schilderung, die Paul Potemkin von ihm entworfen hatte. Er war hoch und schlank gewachsen, breitschultrig und von regelmäßigen, angenehmen Gesichtszügen. Aber es wäre einfach lächerlich gewesen, ihn mit Orlow oder mit Potemkin zu vergleichen. Er hatte weder die sieghafte Schönheit des einen, noch die dämonische Männlichkeit des andern. Und ich war erstaunt, daß Katharina an seiner geziert bescheidenen Art auch nur vorübergehend hatte Gefallen finden können. Vielleicht war es ja gerade der Gegensatz zwischen der tyrannischen Herrennatur Gregor Orlows und der beinahe

weibischen Schmiegsamkeit dieses jungen Leutnants gewesen, der sie zu dem Versuch gereizt hatte. Aber ich zweifelte nicht, daß sie des neuen Günstlings sehr bald überdrüssig sein würde. Eine Frau, die einmal die Süßigkeit der Unterwerfung unter den starken Willen eines ganzen Mannes gekostet hat, kann nimmermehr volle Befriedigung in dem girrenden Schmachten eines demütigen Pagen finden. Und in der Tat schien die Behandlung, die sie ihrem Liebhaber in meiner Gegenwart zuteil werden ließ, bereits dafür zu sprechen, daß ihr Liebesfeuer nicht mehr in allzu hohen Flammen loderte. Sie sprach zu ihm sehr von oben herab und in einem kurz angebundenen Befehlston, den sie gegen Gregor Orlow nimmermehr anzuschlagen gewagt hätte. Dann wandte sie sich wieder gegen mich, und wiederholt, wenn er sich mit schüchternen Fragen in unsere Unterhaltung einzumischen suchte, würdigte sie ihn überhaupt keiner Antwort. Die Szene hatte für mich etwas geradezu Peinliches, und ich war froh, als mir die Kaiserin dadurch, daß sie sich erhob, die Erlaubnis gab, mich zurückzuziehen. Bevor ich das Gemach verließ, hatte sie indessen noch die Freundlichkeit zu sagen, daß sie mich am heutigen Abend zum Kartenspiel erwarte — eine Aufforderung, die ich mir jedenfalls als ein Zeichen ihrer wiedergewonnenen Gnade deuten sollte.

Am Nachmittag hatte ich die unerwartete Ehre, daß Graf Panin mir in Kyrill Rasumowskis Hause seine Aufwartung machte. Er schien noch immer der alte, es sei denn, daß er, wie mich bedünken wollte, noch um einiges bequemer und gemächlicher geworden war als früher. Obwohl es drei Uhr vorüber war, als er erschien, gestand er mir doch lachend, daß er nur mir zuliebe zu einer so ungewöhnlich frühen Stunde aus den Federn gekrochen

sei und bat mich, es um des Himmels willen niemandem zu verraten, da man ihm sonst überhaupt nicht mehr Zeit lassen würde, auszuschlafen.

Auch er wollte möglichst Ausführliches von Pugatschew hören, und ihm gegenüber durfte ich mich natürlich viel unumwundener aussprechen als gegen die Kaiserin. Ich sagte ihm, daß es nach meinem Dafürhalten eines sehr energischen und sehr zielbewußten Vorgehens bedürfen würde, um diesen Aufstand niederzuwerfen und eine Vereinigung aller unzufriedenen Elemente zu verhindern, die vielleicht unbesieglich sein würde. Er erklärte, von der Richtigkeit meiner Ansicht überzeugt zu sein und sprach sich über den General Carr noch abfälliger und geringschätziger aus, als die Kaiserin es getan hatte.

„Das Unglück ist, daß wir anfänglich durch falsche Berichte über die Bedeutung dieses Pugatschew getäuscht worden waren," sagte er. „Wir hätten ihm sonst wohl von vornherein bessere Männer gegenübergestellt. Aber ich habe zu meinem Bruder das volle Vertrauen, daß er seiner Aufgabe gewachsen ist. Er wird den Beweis erbringen, daß es nicht unbedingt eines Orlow bedarf, um das russische Reich zu retten."

Der Sturz des allmächtigen Günstlings war ihm offenbar sehr erwünscht gewesen, und er verweilte mit sichtlichem Behagen bei diesem Gegenstande. Von ihm hörte ich, daß Orlow sich keineswegs so willfährig gezeigt habe, wie ich es nach allen Darstellungen von anderer Seite bisher hatte annehmen müssen.

„Er hat zwar bis jetzt keinen Versuch gemacht, gegen den Willen der Kaiserin nach Petersburg zu kommen, aber er hat eine Haltung beobachtet, die Ihre Majestät nicht aus der Sorge herauskommen läßt, daß er eines Tages

skandalöse Szenen provozieren könnte. Alle Arrangements, die sie ihm vorschlagen ließ, hat er rundweg abgelehnt mit der Erklärung, daß er sich nach wie vor als den getreuesten Diener der Kaiserin betrachte, und daß er freiwillig nicht ein einziges der Aemter aufgeben werde, mit denen er von ihrer Gnade betraut worden sei. Er gibt sich beharrlich den Anschein, seine Abdankung lediglich für eine vorübergehende Laune Ihrer Majestät zu nehmen. Und als sie ihm mit einer Internierung in dem Schlößchen von Ropscha drohen ließ, hatte er die Kühnheit, zu erwidern, ihm für seine Person sei es vollkommen gleichgültig, ob er die Versöhnung mit seiner erhabenen Gebieterin in Ropscha oder an einem beliebigen anderen Orte feiern würde."

„Das sieht ihm ähnlich. Und hat die Kaiserin nicht versucht, ihn durch eine größere Geldentschädigung gefügig zu machen? Der schöne Orlow pflegte früher gegen Lockungen dieser Art durchaus nicht unempfindlich zu sein."

Panin zuckte die Achseln.

„Was soll sie einem Manne bieten, der ein unantastbares Jahreseinkommen von mindestens zweimalhundertfünfzigtausend Rubel und Besitztümer im Werte von mehr als acht Millionen sein eigen nennt? Orlow hat seine Zeit wahrlich nicht verloren. Sogar den Fürstentitel hat er noch unmittelbar vor seinem Sturz ergattert. Und er wird immer eine der angesehensten Persönlichkeiten in Rußland bleiben, auch wenn ihm das Schlafgemach Ihrer Majestät dauernd verschlossen ist."

„Das Schlafgemach einer fetten Vierzigerin!" ergänzte ich in der Stille meines Herzens. Und ich glaubte einen ähnlichen unehrerbietigen Gedanken auch hinter dem ironischen Augenzwinkern Panins zu entdecken. Jeden-

falls lächelten wir beide, und der Graf, indem er sich vertraulich gegen mich neigte, fuhr mit gedämpfter Stimme fort:

„Unter uns gesagt, liebste Darja Feodorowna: Orlow hat sich nie in seinem Leben als besserer Diplomat gezeigt wie in diesem Augenblick. Hätte er geraſt und getobt wie bei früheren Gelegenheiten, wenn er die Kaiserin auf einem ihrer Seitensprünge ertappte, so würde sie sich jetzt, wo sie unwiderruflich entschlossen ist, von ihm loszukommen, ohne Zweifel auf ihre Majestät besonnen und ihm auch gegen seinen Willen einen Abgang bereitet haben, der nichts weniger als ehrenvoll gewesen wäre. Dieser passive Widerstand aber, der sich in das Gewand scheinbarer Unterwerfung kleidet, entwindet der hohen Frau nach und nach alle ihre Waffen. Schon heute ist sie vollkommen bereit, die ersehnte Freiheit als ein Gnadengeschenk aus seiner Hand entgegenzunehmen. Und wenn er morgen oder in vier Wochen nach Petersburg zurückkehrt — daß er eines Tages kommt, halte ich nämlich für ganz sicher — wird er in der Lage sein, ganz nach Belieben seine Bedingungen zu diktieren."

„Und Wassiltschikow?"

Der Minister machte eine Handbewegung, die nicht mißzuverstehen war.

„Ein bedeutungsloses Zwischenspiel," sagte er. „Dieser junge Mann wird ebenso geräuschlos von der Bühne abtreten, wie er auf ihr erschienen ist. Und ich glaube, er harrt schon heute sehnsüchtig des Stichwortes, das ihm den Abgang gestattet."

„Meinen Sie? Wenn die Kaiserin doch, wie es scheint, darauf verzichtet hat, ihrem alten Freunde einen ebenbürtigen Nachfolger zu geben, warum sollte sie sich

dann nicht mit diesem hübschen, kräftigen Leutnant begnügen, der mir immer noch liebenswürdiger scheint als die große Mehrzahl der jungen Hofkavaliere."

„Den anwesenden natürlich ausgenommen," scherzte Panin. „Aber wer sagt Ihnen auch, meine teure Gräfin, daß Ihre Majestät auf den ebenbürtigen Nachfolger verzichtet hat? Wenn ich mich noch ein wenig auf die Gepflogenheiten meiner kaiserlichen Herrin verstehe, befindet sich dieser Nachfolger sogar bereits auf dem Wege nach Petersburg."

„Ah, das ist eine sehr interessante Neuigkeit. Aber es wäre natürlich indiskret, nach seinem Namen zu fragen."

„Unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit dürfte ich ihn Ihnen vielleicht anvertrauen. Er lautet Gregor Potemkin."

Ich hatte in einer harten Schule gelernt, mich zu beherrschen; aber ein feinerer Frauenkenner, als es der gute Panin trotz seiner unzähligen Liebschaften war, würde mir's in diesem Augenblick vielleicht doch angemerkt haben, wie schwer mich das Wort getroffen. Ich mußte in der Tat eine kleine Zeitspanne verstreichen lassen, ehe ich mich meiner selbst wieder sicher genug fühlte, um in erheuchelter Unbefangenheit zu erwidern:

„Sie setzen mich in Erstaunen. Ich glaubte, Gregor Potemkin sei schon vor vielen Jahren endgültig von der Liste der Anwärter auf den Favoritenposten gestrichen worden. Und man hat mir außerdem erzählt, daß er sich auf dem Kriegsschauplatz unentbehrlich gemacht habe."

„Was nicht verhindern würde, daß Ihre Majestät ihn hier für noch unentbehrlicher hielte. Der rasche Aufstieg unseres jüngsten Generalleutnants beweist zur Ge-

nüge, mit welcher Teilnahme die Kaiserin seine Laufbahn verfolgt hat. Und sie ist von jeher der Ansicht gewesen, daß es auch für die Verwendung auf einem gewissen anderen Kampfplatz keine bessere Empfehlung gibt als in Schlachten bewährtes Heldentum. Jedenfalls kann ich Ihnen verraten, daß vor kurzem ein Kurier mit einem eigenhändigen Briefe der Kaiserin an den Generalleutnant Potemkin nach Silistria abgegangen ist, und daß dieser Brief seinen Empfänger nach Petersburg beruft. Alles übrige ist, wie ich bereitwillig zugestehen will, bloße Vermutung. Aber ich bin von solchen Vermutungen bisher noch selten getäuscht worden."

In tiefster Seele erregt, benutzte ich die erste Möglichkeit, um unter dem Vorwande, daß ich mich für die Abendgesellschaft der Kaiserin ankleiden müsse, unser Gespräch zu beenden. Erst der wilde Aufruhr, den die Aeußerungen Panins in meinem Innern wachgerufen, hatte mich erkennen lassen, wie tief und unausrottbar die Liebe zu dem Jugendfreunde noch immer in meinem Herzen wurzelte. Wie hart ich auch mich selber wegen dieser Schwäche tadeln mochte, war ich doch ganz außer stande, einen anderen Gedanken zu fassen als den einen: Gregor Potemkin ist auf dem Wege nach Petersburg, und du wirst ihm vielleicht als dem Geliebten Katharinas begegnen müssen, wenn du an diesem Hofe bleibst.

Nie hatte ich einen schwereren Kampf bestanden, als den, der sich jetzt zwischen meinem Abscheu vor dieser Vorstellung und meiner Sehnsucht, den teuren Mann wiederzusehen, in mir erhob. Aber ich war doch nicht mehr das schwache, nur von den Befehlen seines Herzens gelenkte Mädchen, das um der bloßen Nähe des Geliebten willen freudig jede Entsagung und jede Erniedrigung auf sich

genommen hätte. Ihn gleichsam unter meinen Augen in den Armen einer anderen zu wissen, dünkte mich unerträglicher als die Gewißheit, für den ganzen Rest meines Lebens durch Länder und Meere von ihm getrennt zu bleiben. Und schon als ich mich auf den Weg nach dem Sommerpalast machte, war mein Entschluß gefaßt.

Die Kartenpartie der Kaiserin, bei der ich mich glücklicherweise auf das Zuschauen beschränken durfte, glich bis auf den nebensächlichen Umstand, daß die Personen der Partner gewechselt hatten, noch ganz den Unterhaltungen am großfürstlichen Hofe. Die Kaiserin war mit Leib und Seele beim Spiel, und sie hatte für diese Stunde alle Majestät so vollständig von sich abgetan, daß ihre Mitspieler sich die größten Freiheiten herausnehmen durften. Die Teilnehmer an ihrer Whistpartie waren Kyrill Rasumowski, der Feldmarschall Graf Tschernitschew und Graf Bruce. Im Gegensatz zu der Kaiserin Elisabeth und zu Peter III., die immer und um jeden Preis hatten gewinnen wollen, nahm sie es jedesmal sehr übel, wenn sie zu bemerken glaubte, daß jemand aus Galanterie schlecht spielte, um sie in Vorteil zu bringen, und übte für ihre Person nicht die geringsten Rücksichten. Dafür ließ sie sich's dann auch ruhig gefallen, wenn ihr von dem Partner, mit dem sie gegen die beiden andern spielte, ernsthafte Vorwürfe wegen einer begangenen Unaufmerksamkeit gemacht wurden, und suchte sich, wenn sie den Vorwurf für unverdient hielt, mit großem Eifer zu verteidigen. Jemand, der die beteiligten Persönlichkeiten nicht gekannt hätte, würde als Zuschauer sicherlich niemals auf den Gedanken gekommen sein, daß hier eine Kaiserin mit dreien ihrer Höflinge am Kartentische saß. Und diese Ungezwungenheit hat Katharina bis auf den heutigen Tag

ihren Spielabenden zu erhalten gewußt. Ich habe es erlebt, wie einer von den Kavalieren aus der alten Schule nach hartnäckigem Verluſt ſeine Karten auf den Tiſch warf, daß ſie nach allen Richtungen umherflogen, und wie ein anderer mit der wütenden Erklärung aufſprang:

„Glauben Sie vielleicht, daß ich mir hier all mein Geld abnehmen laſſen will? Ihnen mag das ſehr wenig ausmachen, mir aber deſto mehr.“

Und niemals hatte die Kaiſerin auf ſolche groben Verſtöße gegen alle höfiſche Sitte eine andere Erwiderung als ein liebenswürdiges Scherzwort oder ein freundliches Lächeln.

Während man ſonſt bis zehn Uhr ſpielte, wurde die Partie heute ſchon eine halbe Stunde früher abgebrochen. Aber Ihre Majeſtät zog ſich noch nicht zurück. In derſelben huldvollen Art, in der ſie mich ſchon vorher wiederholt angeſprochen hatte, wandte ſie ſich abermals gegen mich und forderte mich auf, neben dem kleinen Sofa, auf dem ſie ſich niedergelaſſen, Platz zu nehmen. Für die Umgebung war das ein Zeichen, daß ſie unbelauſcht mit mir zu ſprechen wünſche, und alles hielt ſich demgemäß in angemeſſener Entfernung.

„Sagen Sie mir doch, meine Liebe,“ eröffnete die Kaiſerin die Unterhaltung, „wie Sie ſich nun eigentlich Ihre nächſte Zukunft gedacht haben. Ich hörte von dem Grafen Raſumowski, daß Sie ohne Geldmittel ſeien. Iſt das richtig?“

„Graf Raſumowski hat Eurer Majeſtät die volle Wahrheit berichtet. Ich verließ die Brandſtätte meines Moskauer Hauſes als eine arme Frau und den Schauplatz der Greuel von Siniżewo als eine Bettlerin. Ohne das von dem Oberſten Paul Potemkin großmütig gewährte

Darlehen hätte ich nicht einmal die Reise nach Petersburg machen können."

„Sie werden mir erlauben, die Erstattung dieses Darlehens als meine Angelegenheit zu betrachten. Aber damit ist Ihnen natürlich nicht geholfen. Es muß etwas für Sie geschehen. Und damit ich weiß, was ich für Sie tun kann, möchte ich eben erfahren, welche Pläne Sie für die Zukunft haben."

„Man macht keine Pläne, Majestät, wenn man von vornherein weiß, daß einem die Mittel zu ihrer Ausführung fehlen würden. In solcher Lage muß man sich vielmehr mit dem Bau von Luftschlössern begnügen."

„Und diese Luftschlösser? — Welche Umgebung haben Sie sich für sie erträumt? Und welchen Herzenskönig haben Sie darin auf den Thron gesetzt?"

„Den einzigen, an den eine verheiratete Frau denken darf, Majestät! Alle meine Luftschlösser stehen da, wo ich meinen Gatten vermute."

Während bis dahin bei aller Freundlichkeit etwas eigentümlich Lauerndes in ihrem Benehmen gewesen war, wurde Katharina nach dieser Antwort plötzlich sehr lebhaft und von einer Heiterkeit, die ganz das Gepräge vollkommenster Offenheit hatte.

„Sie sehnen sich nach der Wiedervereinigung mit Ihrem Gemahl? Das ist allerdings begreiflich genug bei Ihrer Jugend und nach einer so langen Fastenzeit. Natürlich wissen Sie auch, wo Graf Korowin sich befindet?"

„Es ist lange her, daß ich die letzte Nachricht von ihm erhielt. Sie kam aus den italienischen Gewässern vom Admiralsschiff des Grafen Alexis Orlow."

„Ganz richtig. Dort würden Sie ihn auch jetzt noch finden, wenn Sie im Ernst den Wunsch hätten, sich zu ihm

zu begeben. Wahrscheinlich aber würden Ihnen doch im letzten Augenblick allerlei Bedenken kommen, wenn es sich darum handelte, eine so lange Seereise zu unternehmen."

„Gewiß nicht. Ich würde mich vielmehr glücklich schätzen, wenn ich sie schon morgen antreten dürfte."

Ich weiß nicht, ob die Kaiserin etwas von der Schauspielerei ahnte, die hinter meinen Erwiderungen steckte. Denn daß sich in meinem Herzen nicht die leiseste Sehnsucht nach meinem Gatten regte — wem, der diesen Aufzeichnungen bis hierher gefolgt ist, brauchte ich es zu versichern! Aber ich wollte nicht in Petersburg bleiben. Keine Entfernung, die ich zwischen Gregor Potemkin und mich legen konnte, schien mir zu groß. Keine Reise dünkte mich zu weit und zu beschwerlich, wenn ich sicher sein durfte, daß sie mir den grausamen Zwang ersparte, ihm als dem Geliebten Katharinas begegnen zu müssen. Das war der Entschluß gewesen, den ich nach meiner Unterredung mit dem Grafen Panin gefaßt hatte, und an dem ich festhalten wollte, wie rebellisch mein törichtes Herz sich auch noch immer gegen ihn auflehnen mochte. Ich weiß, wie gesagt, nicht, ob die Kaiserin an meine nachträglich erwachte Liebe zu dem Grafen Korowin und an meine unbezwingliche Sehnsucht nach ihm glaubte; dafür aber, daß sie mein Vorhaben mit der lebhaftesten Freude begrüßte, war ihr Verhalten Beweis genug.

Sie winkte den Grafen Tschernitschew zu sich heran und fragte ihn, wie man mich am schnellsten und sichersten nach Livorno bringen könnte. Der Feldmarschall sah mich zweifelnd an, als wollte er sich vergewissern, ob er diese Erkundigung Ihrer Majestät ernsthaft oder für einen Scherz zu nehmen habe. Da er aber die Spannung in meinen Zügen lesen mochte, erwiderte er, die beiden

Schiffe, durch die das Geschwader im Mittelländischen Meere verstärkt werden solle, würden nach den getroffenen Bestimmungen bereits an einem der nächsten Tage den Hafen von Kronstadt verlassen, und wenn sie auch nicht gerade für Vergnügungsfahrten eingerichtet seien, so würden sich doch auf einem von ihnen leicht genug die für eine Dame unentbehrlichen Bequemlichkeiten schaffen lassen.

„Nun, meine Liebe?“ wandte sich die Kaiserin wieder an mich. „Sie hören, eine wie günstige Gelegenheit sich Ihnen eben jetzt darbieten würde. Wünschen Sie, daß ich die nötigen Befehle erteile?“

„Ich würde Eurer Majestät dafür von ganzem Herzen dankbar sein.“

Das entscheidende Wort war gesprochen. Und diesmal war ich selbst es gewesen, die sich aus der Nähe des geliebten Mannes verbannt hatte, obwohl es mich doch mit jeder Fiber meines Herzens danach verlangte. ihn wiederzusehen.

---

28. Kapitel.

Ohne bemerkenswerte Zwischenfälle, ohne Gefahren und Stürme war meine endlose Seefahrt verlaufen. Außer mir und meiner Kammerjungfer gab es nur männliche Personen an Bord der Fregatte. Und das war für mich sicherlich von Vorteil, denn vom Kommandanten bis zum letzten Matrosen bemühte sich jeder, mir gefällig und dienstbar zu sein. Die Schiffsoffiziere machten mir sogar, jeder auf seine besondere Weise, den Hof, und ich würde einigen Grund haben, diese Reise unter die ver-

gnüglicheren Erinnerungen meines Lebens zu zählen, wenn ich nicht an meinen eigenen Gedanken eine gar zu üble Gesellschaft gehabt hätte. Denn schon in dem Augenblick, da die Küste des Festlandes meinen Blicken entschwunden war, hatte sich in meinem Herzen leise die Reue über den — wie mich jetzt bedünken wollte — allzu schnell gefaßten Entschluß zu regen begonnen. Und sie wurde immer mächtiger und quälender, je mehr wir uns dem Ziel der Fahrt näherten. Warum, so fragte ich mich jetzt, hatte ich es nicht der Vorsehung anheimgegeben, mein Schicksal nach ihrer Weisheit zu gestalten? Warum war ich einem Zusammentreffen aus dem Wege gegangen, das vielleicht nach dem Willen des Himmels dazu bestimmt gewesen war, mich glücklich zu machen? Dort, wohin ich mich jetzt begab, hatte ich ja sicherlich alles andere eher zu erwarten als das Glück. Mir graute bei dem Gedanken an die Zärtlichkeiten meines Gatten, und tausend widerwärtige Erinnerungen wurden in meiner Seele lebendig, wenn ich mir vorstellte, daß ich wieder in Alexis Orlows Nähe leben sollte. Es gab Stunden, in denen mich eine so trostlose Stimmung, eine so düstere Lebensmüdigkeit überkam, daß ich mich am liebsten ins Meer hinabgestürzt hätte. Und man begreift, daß ich in solcher Gemütsverfassung nur wenig Sinn für die mehr oder weniger ungeschickten Huldigungen meiner Umgebung hatte, die mich zu einer glücklicheren Zeit, wenn nicht erfreut, so doch wenigstens belustigt haben würden.

Nach einer wegen der durchweg günstigen Windverhältnisse außergewöhnlich schnellen Fahrt erreichten wir den Hafen von Livorno, in dem Orlows Geschwader schon seit geraumer Zeit untätig vor Anker lag. Ich sah meinen Gatten wieder und wurde von seinem Busenfreunde Alexis

empfangen, wie wenn es niemals einen Groll, aber auch niemals ein zärtliches Verhältnis zwischen uns gegeben hätte. Hatte schon die erste Begegnung mit Orlow einige meiner Besorgnisse zerstreut, so wurde mir alsbald eine weitere Ueberraschung zuteil, die mir ebenso willkommen war, als sie eine andere Frau an meiner Stelle wahrscheinlich unglücklich gemacht hätte. Mein Herr Gemahl, der eine auf Orlows oder vielmehr auf Staatskosten fürstlich eingerichtete Wohnung in Livorno innehatte, lag nämlich, wie ich entdeckte, rettungslos in den Banden einer schönen Italienerin, der zwar an seinen Geschenken mehr gelegen schien als an seiner Liebe, in die er selber aber bis zum Wahnsinn vernarrt war. Ich begriff, daß meine unerwartete und unerbetene Ankunft ihm unter solchen Umständen nichts weniger als erwünscht gewesen sein konnte. Aber ich war so zufrieden, durch diese Liebschaft des Grafen Korowin meiner ehelichen Pflichten enthoben zu sein, daß ich mich beeilte, ihn von allen durch meine Anwesenheit geweckten Befürchtungen zu befreien. In einer Aussprache, die sich sehr ruhig und freundschaftlich vollzog, erklärte ich ihm, daß ich gegen eine Fortsetzung seiner Beziehungen zu der schönen Fiametta nichts einzuwenden hätte, sofern er es äußerlich an dem schuldigen Respekt gegen mich nicht fehlen lassen würde, und sofern ich nicht gezwungen sein sollte, unter demselben Dache mit seiner Geliebten zu leben. Korowin war mir für diese Nachsicht aufrichtig dankbar, und ich hatte in der Tat keine Veranlassung, mich über sein Verhalten gegen mich zu beklagen. In der Freude seines Herzens ging er sogar so weit, mir anzudeuten, daß er auch seinerseits bereit sein würde, ein Auge oder alle beide zuzudrücken, falls ich etwa im Verkehr mit meinem alten Freunde Orlow ge-

wisse süße Erinnerungen aufzufrischen gedächte. Aber nichts in der Welt lag mir so fern wie der Wunsch, von dieser großmütig eingeräumten Freiheit Gebrauch zu machen.

Leichter als je in meinem Leben wurde es mir gerade jetzt, auf alle Liebesabenteuer zu verzichten. Denn zum erstenmal lernte ich hier in Livorno die Freuden einer wahren, innigen, rasch bis zur Höhe wirklicher Leidenschaft gesteigerten Freundschaft kennen.

Die diese in solcher Stärke bisher ungekannten Empfindungen in mir geweckt hatte, war eine Frau, derengleichen ich allerdings nie zuvor kennen gelernt. Wenige Tage vor meiner Ankunft erst war sie aus Pisa in Livorno eingetroffen, und ich hörte von ihr als von der schönen Gräfin Elisabeth Silinska sprechen, noch ehe ich sie von Angesicht gesehen. Sie bewohnte ein sehr luxuriöses Haus, das, wie man mir erzählte, von dem englischen Bankier und Konsul John Dick für sie gemietet und eingerichtet worden war. Ich fragte, ob dieser reiche Engländer ihr Geliebter sei; aber mit einem bedeutsamen Lächeln, das ich natürlich nicht verstand, schüttelte man den Kopf, bis ich endlich aus den offenherzigen Mitteilungen meines Gatten einige Klarheit über die Person der angeblichen Gräfin Silinska erlangte.

„Sie führt den Namen, unter dem sie hier auftritt, mit ebensowenig Berechtigung," sagte er, „als irgendeinen von denen, die sie sich früher beigelegt hat. Aber es wäre bedenklich, sie bei dem zu nennen, der ihr wirklich zukommt. Denn in demselben Augenblick, wo sie der Welt das Geheimnis ihrer Geburt enthüllte, würde sie die mächtigste Frau der Erde zu ihrer Todfeindin haben. Und du, meine liebe Darja, solltest diese Frau zur Genüge kennen, um zu wissen, was ihre Feindschaft bedeutet."

„Von wem sprichst du?“ fragte ich. „Doch nicht von unserer Kaiserin?“

„Ja — von ihr. Glaubst du, daß sie gleichgültig bleiben würde, wenn sie erführe, daß mit dem Zaren Iwan Antonowitsch noch nicht der letzte berechtigte Anwärter auf den russischen Kaiserthron aus dem Leben geschieden ist? Wenn man ihr sagte, daß hier in Italien eine legitime Tochter der Kaiserin Elisabeth lebt, und daß dieses Mädchen ein zweifellos echtes Testament ihrer Mutter aufweisen kann, darin sie zu ihrer Erbin und Nachfolgerin eingesetzt wird?“

„Ah, das sind Ammenmärchen!“ rief ich ungläubig. „Da Elisabeth niemals verheiratet war, kann sie auch keine legitime Tochter hinterlassen haben.“

„Und Alexis Rasumowski? Haben es nicht nach ihrem Tode in Petersburg die Spatzen von den Dächern gepfiffen, daß er Elisabeths rechtmäßig angetrauter Gemahl gewesen? Und hat man nicht schon damals von einem aus dieser Ehe entsprossenen, aber aus politischen Gründen beiseite geschafften Kinde geflüstert?“

„Ich erinnere mich allerdings eines solchen Geschwätzes. Und dieses Kind — —?“

„Kannst du morgen unter dem Namen einer Komtesse Silinska kennen lernen, falls du ein Verlangen hast, sie zu sehen. Sie ist die schönste und interessanteste Frau, die man sich vorstellen kann — ein Geschöpf, dem alle Welt in Bewunderung und Anbetung zu Füßen liegt. Ich bin überzeugt, daß sie es allein durch ihre Schönheit und durch ihren Liebreiz fertig brächte, ein ganzes Reich oder eine halbe Welt gegen Katharina aufzuwiegeln, wenn sie eines Tages den ernstlichen Wunsch hegte, sich an ihrer Stelle auf den Thron zu setzen.“

Ich war erstaunt, denn seit jener Zeit, da er mir seine ersten feurigen Liebeserklärungen gemacht, hatte ich meinen Gatten nicht mehr mit gleicher Begeisterung von einem weiblichen Wesen sprechen hören. Von der romantischen Geschichte aber, die er mir da von der Herkunft der sogenannten Gräfin erzählt hatte, glaubte ich kein Wort. Daß eine Abenteurerin derartige Märchen ersann, um sich interessant zu machen, war ja schließlich etwas so Unerhörtes nicht, und ich kannte die Männer zur Genüge, um zu wissen, wie leicht sie sich durch den allerdümmsten Schwindel betören lassen, wenn ein Paar verführerische Augen und ein schöner Frauenkörper als Beweismittel ins Feld geführt werden können. Daß es mich gewaltig reizte, die geheimnisvolle Komtesse mit eigenen Augen zu sehen, konnte ich allerdings nicht verhehlen. Und Korowin erklärte sich ohne weiteres bereit, mich bei ihr einzuführen.

„Hoffentlich hat sie nicht das Unglück, deine Eifersucht zu erregen," fügte er mit einem der seiner Erziehung angemessenen taktlosen Scherze hinzu, „denn ich kann keine Bürgschaft dafür übernehmen, daß du nicht vielleicht deinen Freund Alexis Orlow als schmachtenden Seladon zu ihren Füßen findest."

Es erübrigt sich, zu sagen, daß ich diese Bemerkung überhörte, und daß es nicht ihre etwaigen Beziehungen zu Orlow waren, die mich interessierten, als ich wirklich am nächsten Tage das reizende Haus der geheimnisvollen Unbekannten betrat. Der Empfangssaal der Villa war voll von Besuchern, die Dame des Hauses aber war noch nicht sichtbar. Sie hatte sich bei ihren Gästen mit der Notwendigkeit einer wichtigen Besprechung entschuldigen lassen, mit dem Hinzufügen, daß sie in längstens einer Viertelstunde das Vergnügen haben werde, die Herrschaf-

ten zu begrüßen. So hatte ich Zeit genug, mir die Erschienenen, die mir als der einzigen anwesenden Dame der Reihe nach vorgestellt wurden, in Muße anzusehen. Und ich gestehe, daß es eine recht interessante Gesellschaft war, die sich da zusammengefunden hatte. Da war zunächst der englische Konsul und Bankier John Dick, der den Schatzmeister der Gräfin machte, und ein anderer Engländer namens Jenkins, ein in Rom ansässiger Bankier, der, wie es schien, ebenfalls in geschäftlichen Beziehungen zu der Dame stand. Ein sehr distinguiert aber ziemlich verlebt aussehender Mann in mittleren Jahren war mir als Fürst Radziwill präsentiert worden, und ich hatte mich sogleich der phantastischen Geschichten erinnert, die man mir während meines letzten Petersburger Aufenthalts von diesem bei der Kaiserin im übelsten Ansehen stehenden polnischen Edelmanne erzählt hatte. Er hatte für den reichsten Mann des Königreichs und zugleich für den erbittertsten Gegner Katharinas gegolten. Einen großen Teil seines unermeßlichen Vermögens sollte er allerdings verloren haben, nicht zum wenigsten infolge einer gründlichen Plünderung seines Schlosses durch russische Soldaten. Aber unter den Schätzen die er gerettet, sollten sich unter vielen anderen Kostbarkeiten auch zwölf lebensgroße Apostelstatuen aus massivem Golde befunden haben. Und das Gerücht erzählte, daß er diese goldenen Bildsäulen schon seit Jahren auf seinen ruhelosen Irrfahrten durch ganz Europa mit sich führte, um sie nach und nach einschmelzen zu lassen und mit dem wertvollen Material die Kosten seines verschwenderischen Lebens zu bestreiten.

Als echter Grandseigneur schien er sich mit einem richtigen Hofstaat umgeben zu haben; denn zwei junge polnische Edelleute, die Herren Domanski und Czarnomski,

waren mir als Kavaliere seine Gefolges vorgestellt worden. Sie gefielen mir erheblich besser als der Fürst, der sich bei näherer Bekanntschaft als ebenso beschränkt wie anmaßend erwies. Namentlich der elegante, feurig blickende Domanski mit seiner geschmeidigen, schlanken Gestalt und seinem edel geschnittenen blassen Gesicht war ganz der verführerische Herzenbrecher, wie die Phantasie junger Mädchen ihn zu erträumen pflegt. Und ich wurde bei seinem Anblick lebhaft an den Grafen Poniatowski erinnert, wie ich ihn zur Zeit seines Liebesverhältnisses mit der Großfürstin Katharina gekannt hatte. Heute freilich, wo er als Stanislaus August, von Katharinas Gnaden König von Polen, viel mehr auf Dornen als auf Rosen gebettet war, mochte er nur noch sehr wenig dem Bilde gleichen, das mein Gedächtnis von ihm bewahrte. Außer den genannten Personen waren noch einige höhere russische Offiziere von Alexis Orlows Geschwader und mehrere Italiener aus den angesehensten Adelsfamilien zugegen. Wenn also diese Gräfin Silinska, wie ich es für ausgemacht ansah, eine Abenteurerin war, so mußte sie es jedenfalls verstanden haben, ihre Rolle mit großem Geschick zu spielen.

Die bedungene Viertelstunde war längst vorüber, als sie sich endlich ihren Besuchern zeigte. In Begleitung eines kostbar gekleideten und vornehm aussehenden Herrn trat sie in den Salon, und noch ehe sie auch nur ein einziges Wort gesprochen, hatte sie durch ihr Aussehen und ihr Lächeln mein ganzes Herz gewonnen. Sie war von mehr zierlicher als imponierender Erscheinung, und ich schätzte sie auf höchstens dreiundzwanzig Jahre. Ihre Schönheit war von jener bezaubernden Lieblichkeit, gegen die es keinen Widerstand gibt, und sie wurde noch süßer und rührender dadurch, daß ihre Zartheit fast schon etwas Lei-

bendes und Kränkliches hatte. Auch ohne sie mit begehrlichen Männeraugen anzusehen, begriff ich ohne weiteres, daß dies holde Geschöpf von niemandem für eine Betrügerin gehalten werden konnte. Für mich aber kam noch etwas anderes hinzu, um meinen Zweifel an der Wahrheit der phantastischen Erzählung von ihrer fürstlichen Herkunft zu erschüttern. Dies andere war ihre augenfällige Aehnlichkeit mit der verstorbenen Kaiserin Elisabeth, eine Aehnlichkeit, die ich ohne Zweifel auch dann sofort entdeckt haben würde, wenn ich nichts von jener Erzählung gewußt hätte.

In einem der Petersburger Paläste hängt noch heute ein Jugendbildnis der damaligen Prinzessin Elisabeth Petrowna, das ebensowohl hätte ein Porträt des unglücklichen Mädchens sein können, dem ich in Livorno als einer Komtesse Silinska begegnete und dem man als einer falschen Prinzessin Tarakanow wenige Monate später in Petersburg den Prozeß machte. Und nicht allein die wunderbare Uebereinstimung mit diesem Bilde war es, die einen so mächtigen, ja überwältigenden Eindruck auf mich hervorbrachte. Sie wäre ja vielleicht auch mit einer Laune des Zufalls zu erklären gewesen. Was aber nimmermehr bloßer Zufall sein konnte, das waren die frappierenden Aehnlichkeiten, die ich zwischen diesem jungen Geschöpf und der lebendigen Elisabeth herausfand, so wie ich sie oftmals gesehen und mit aufmerksamstem Interesse beobachtet hatte.

Das war dieselbe Regelmäßigkeit der Züge, waren dieselben fast überirdisch glänzenden Augen, die man für tiefschwarz halten mußte, bis man plötzlich mit Erstaunen entdeckte, daß sie die wundervolle Farbe eines tiefblauen

Gewässers hatten. Das war derselbe winzige, entzückend geformte Mund, der beim Sprechen zwei Reihen schneeweißer Zähnchen sehen ließ, waren dieselben edel geschwungenen Brauen und dieselbe auffallend schöne Linie des Haaransatzes an der Stirn. Soweit eine alternde Frau überhaupt einem noch in des Lebens Maienblüte stehenden Weibe gleichen kann, so weit glich ohne Zweifel die vor meinem Geiste stehende Erscheinung der verewigten Kaiserin der dieser Gräfin.

Wohl mir, daß ich nicht dazu berufen war, über sie zu richten. Denn schon um dieser Aehnlichkeit willen würde mein Gewissen mir nie erlaubt haben, sie für eine Betrügerin zu erklären. —

Der Mann, mit dem sie so Wichtiges hatte besprechen müssen, daß sie ihre illustren Gäste darüber vernachlässigt hatte, war kein Geringerer als Sir William Hamilton, der englische Gesandte am Königshofe von Neapel, ein Edelmann, der als Diplomat in ebenso hohem Ansehen stand wie als gelehrter Altertumsforscher.*) Es würde mich interessiert haben, seine nähere Bekanntschaft zu machen; aber er verabschiedete sich sogleich, da er, wie er sagte, noch heute die Rückreise nach Neapel antreten müsse. Auch er hatte sich, gleich allen anderen Anwesenden, vor der Gräfin verneigt wie vor einer Prinzessin von Geblüt. Und wenn ich nun bei der Vorstellung trotz des Unterschiedes der Jahre, der mir einer einfachen Komtesse Silinska gegenüber den Vorrang eingeräumt hätte, dasselbe tat, so

*) Sir William Hamilton, geb. 1730 als Sohn des Admirals Archibald Hamilton, gestorben 1803 in London, ging 1764 als englischer Gesandter nach Neapel und trug hier viel zur Ausgrabung von Herculanum und Pompeji bei. Im Jahre 1791 vermählte er sich in zweiter Ehe mit der wegen ihrer außerordentlichen Schönheit ebenso berühmten wie wegen ihrer Lebensführung und ihrer politischen Intrigen berüchtigten Kurtisane Amy Lyon (alias Emma Harte), deren Lebensschicksale unter Benutzung ihrer eigenen Aufzeichnungen Alexander Dumas Vater in seinem hochinteressanten Memoiren-Roman „Lady Hamilton" erzählt hat; deutsche Ausgabe von Dr. Hermann Eller.

kostete es mich wahrlich sehr wenig Mühe, meinem Stolz diese Huldigung vor dem Altar der Schönheit abzuringen.

Starke, schon durch den ersten Anblick wachgerufene Sympathien sind beinahe immer gegenseitig. Noch ehe wir mehr als die landläufigen Höflichkeitsphrasen ausgetauscht hatten, wußten Elisabeth und ich, daß wir dazu bestimmt waren, einander zu lieben. Unter dem Vorwande, mir ihre Fächersammlung zu zeigen, hielt die Komtesse mich noch zurück, als alle anderen Gäste sich bereits empfohlen hatten, und wenn auch bei dieser ersten Begegnung von ihrer Herkunft so wenig die Rede war wie von anderen intimen Dingen, so trennten wir uns doch nach einem beinahe zweistündigen Geplauder mit einer herzlichen Umarmung und mit dem festen Versprechen, uns täglich wiederzusehen. Als mich mein Gatte mit einem Interesse, das mir eigentlich hätte verdächtig sein sollen, nach dem Eindruck fragte, den ich von der Silinska empfangen, verhehlte ich ihm mein Entzücken nicht. Er zeigte sich davon sehr befriedigt und bestärkte mich in meinem Vorsatz, einen Verkehr zu pflegen, wie ich ihn interessanter hier sicherlich nicht finden könne. Aber als ich das Gespräch noch einmal auf die Abstammung der angeblichen Gräfin brachte, ging er leicht darüber hinweg und meinte, wir brauchten uns darum ja schließlich nicht zu kümmern, so lange die Dame keinen Versuch mache, sich auf die Rechte ihrer Geburt zu berufen und die Rolle einer Prätendentin zu spielen.

„Sollen wir uns vielleicht russischer und kaiserlicher gebärden als Alexis Orlow?“ fragte er scherzend. „Wenn er sich nicht bedenkt, der schönen Silinska den Hof zu machen, werden wohl auch wir freundschaftlich mit ihr verkehren dürfen.“

Ach, warum dachte ich nicht an die Affäre Mirowitsch, als er den Namen Orlows nannte! Warum nicht an das Verbrechen von Ropscha! Es wäre mir erspart geblieben, mit blutigen Tränen die unglückseligste Stunde meines Lebens zu beweinen, wenn sich mein weibliches Empfinden nicht trotz all seiner Schandtaten immer wieder gegen den Glauben an die abgrundtiefe Schlechtigkeit eines Mannes gesträubt hätte, der mich einst in seinen Armen gehalten. Elisabeth wurde meine Freundin, und ein ungeahntes, kaum noch erhofftes Glück blühte mir aus dieser schwärmerischen, hingebenden, schrankenlosen Freundschaft auf. Hatte sie während unserer ersten Zusammenkünfte nur in gelegentlichen Andeutungen von ihrer Vergangenheit gesprochen, so vertraute sie mir in einer weihevollen Stunde gegenseitiger Herzensergießungen alles an, was sie vor der zudringlichen Neugier der anderen ängstlich verbarg. Ich erfuhr die Geschichte ihres Lebens, und es war in dieser abenteuerlichen, phantastischen Geschichte nicht ein einziges Wort, auf dessen Wahrhaftigkeit ich nicht geschworen hätte und noch heute schwören möchte.

„Ich weiß nicht," so erzählte sie, „welchem Volke ich angehöre, und ich kenne den Namen meines Geburtsortes ebenso wenig wie den meines Vaters und den meiner Mutter. Meine frühesten Erinnerungen knüpfen sich an die holsteinische Stadt Kiel, wo ich von einer Französin namens Peret mit großer Strenge und in frömmster Beobachtung des griechisch-katholischen Ritus erzogen wurde. Als ich ungefähr neun Jahre alt war, erschienen eines Tages drei Männer und eine Frau, die mich mit sich nahmen und in deren Gesellschaft ich eine endlose Reise zurücklegen mußte. Ich kann von ihnen nur sagen, daß sie Russen waren und daß ich mich mit den Männern gar

nicht, mit der Frau aber, die Katharina hieß und ein sehr schlechtes Französisch sprach, nur notdürftig verständigen konnte. Sie sagte mir, daß man mich zu meinen Eltern nach Moskau bringen würde, und ich weiß bestimmt, daß wir uns eine kurze Zeit in Petersburg aufgehalten haben. Ob wir auch in Moskau waren, vermag ich nicht zu sagen, jedenfalls aber endete unsere Reise nicht dort, sondern in der türkischen Stadt Bagdad, wo meine Begleiter mich verließen, nachdem sie mich in das Haus eines reichen Kaufmannes, Hamet mit Namen, geführt hatten. Man behandelte mich hier sehr gut, und ich blieb in diesem Hause bis zu meinem sechzehnten Jahre. Dann machte ich die Bekanntschaft eines persischen Prinzen, der auf einer Wallfahrt nach Bagdad gekommen war und die Gastfreundschaft Hamets genoß. Er hieß Hali, und da er jung, schön und ritterlich war, wurde es ihm bei meiner Unerfahrenheit nicht schwer, mich zur Einwilligung in eine Art von Entführung zu überreden. Er brachte mich nach Ispahan und umgab mich dort mit allen Annehmlichkeiten des orientalischen Luxus. Aber er achtete meine Unschuld, und unser Liebesverhältnis ist immer ein platonisches geblieben. Von ihm zuerst hörte ich, daß ich eine Tochter der russischen Kaiserin Elisabeth sei, und er behandelte mich auch immer wie eine Prinzessin. Im Jahre 1769 kündigte mir mein Freund an, daß wir nach Europa reisen würden. Aber in Astrachan veranlaßte er mich, männliche Kleidung anzulegen, die ich erst dann wieder mit den meinem Geschlecht zukommenden Gewändern vertauschen durfte, als wir das russische Gebiet hinter uns hatten. Wieder hatte ich bei dieser Gelegenheit die Stadt Petersburg gesehen, aber nur für einen einzigen Tag. Wir begaben uns nach London, und ich war sehr er-

schrocken, als der Prinz mir nach Verlauf weniger Wochen eröffnete, daß er durch dringende Angelegenheiten in seine Heimat zurückgerufen werde und mich nicht mit sich nehmen könne. Er ließ mir jedoch eine große Geldsumme und eine Menge kostbarer Steine, von denen ich noch jetzt einen Teil besitze, obwohl ich die meisten und wertvollsten leider nach und nach habe verkaufen müssen. Da mir London wenig gefiel und ich auch die Sprache nicht verstand, ging ich, als mein Freund abgereist war, nach Paris und bediente mich hier im besten Glauben desselben Namens, unter dem er mich in London eingeführt hatte, nämlich des Namens einer Prinzessin Aly Emeteh Vlodomir. Man hielt mich für eine Tscherkessin, und ich widersprach nicht, da ich etwas Bestimmtes über meine Herkunft ja selber nicht wußte. Meine Geldmittel, die ich in jugendlicher Unkenntnis des Lebens für unerschöpflich hielt, erlaubten mir für etliche Monate eine sehr großartige Lebensführung. Ich hielt mir einen Intendanten und zahlreiche Dienerschaft, so daß man mich wohl für unermeßlich reich ansah, und daß sich die vornehmsten Leute, Grafen, Marquis und selbst Prinzen, an mich herandrängten, um mir den Hof zu machen. Aber mein Intendant war ein Betrüger. Er bestahl mich auf die schamloseste Weise, und als er eines Tages verschwunden war, mußte ich die schreckliche Entdeckung machen, daß ich beinahe nichts mehr besaß. Weil ich gleichzeitig erfuhr, daß der Elende auch noch große Schulden auf meinen Namen gemacht hatte, blieb mir, wenn ich einer Verhaftung entgehen wollte, nichts anderes übrig als die Flucht. Sie gelang, und ich rettete mich mit den geringen Resten meiner Habe nach der deutschen Stadt Frankfurt, wo ich ein sehr stilles und eingezogenes Leben zu führen beab-

sichtigte. Aber das Schicksal hatte es anders beschlossen. Gleich nach meiner Ankunft machte ich durch einen Zufall die Bekanntschaft des Herzogs von Limburg, der sich leidenschaftlich in mich verliebte und mir, da ich andere Zumutungen mit Entrüstung zurückwies, seine Hand antrug. Da ich ihn zu lieben glaubte und von der Aufrichtigkeit seiner Zuneigung überzeugt war, nahm ich seine Werbung an und ließ mich bewegen, mit ihm auf sein in der Nähe von Mannheim gelegenes Schloß Oberstein zu gehen, bis die Hindernisse beseitigt wären, die dem Vollzug unserer Heirat noch entgegenstanden. Weil ihm mein orientalischer Name mißfiel, legte mir der Herzog aus eigener Machtvollkommenheit den Namen und Titel einer Prinzessin Tarakanow bei, nachdem ich ihm erzählt hatte, daß ich auf meiner Reise nach Bagdad von meiner russischen Begleiterin zuweilen so genannt worden sei. Der Zeitpunkt unserer Eheschließung schien sich bis ins Unendliche verzögern zu wollen, und es kam bald zu allerlei Mißverständnissen und Streitigkeiten zwischen mir und dem Herzog. Ich erfuhr, daß er keineswegs der unermeßlich reiche Mann war, für den er sich mir gegenüber ausgegeben hatte, und wenn auch diese Entdeckung an und für sich mir wohl kaum Anlaß gegeben hätte, mich von ihm zu trennen, so flößte mir doch die Erkenntnis, daß mein Verlobter sich die Mittel zu seinem verschwenderischen Leben durch die abscheulichsten Erpressungen an seinen unglücklichen Untertanen verschaffte, einen wachsenden Widerwillen gegen ihn ein. Bei einem Ausfluge nach Mannheim hatte ich den Fürsten Radziwill kennen gelernt, und ich fand ihn um so vieles vornehmer und liebenswürdiger als den Herzog, daß ich mir seine Huldigungen gern gefallen ließ und mich nach einem heftigen

Streit mit Limburg ganz und gar unter seinen ritterlichen Schutz stellte. — Um diese Zeit war es, wo ich eines Tages auf dem Tischchen neben meinem Bett ein versiegeltes Paket vorfand, das nach seiner Aufschrift nur für mich bestimmt sein konnte, und das einige in russischer Sprache geschriebene, für mich also nicht verständliche Briefe und Urkunden enthielt. Ich habe niemals mit Sicherheit feststellen können, durch wen und auf welche Weise dieses Paket in mein Schlafzimmer gekommen ist. Wahrscheinlich aber war der Mensch, der es dort einzuschmuggeln wußte, dieselbe geheimnisvolle Persönlichkeit, von der ich mich schon seit einigen Wochen verfolgt und beobachtet gefühlt hatte, und die nach jenem Abend spurlos verschwunden war. Ich übergab die Papiere, von denen eines mit einem großen kaiserlichen Siegel versehen war, dem Fürsten Radziwill, damit er mir ihren Inhalt ins Französische übersetze. Und ich war nicht wenig überrascht, als er mir in großer Erregung mitteilte, es handle sich hier um die unzweideutigen Beweise für meine Abstammung aus einer legitimen Ehe zwischen der Kaiserin Elisabeth von Rußland und dem Grafen Alexis Rasumowski. Die durch das Siegel beglaubigte Urkunde war ein von der Kaiserin verfaßtes Testament, darin sie mich in aller Form zur Erbin ihrer Krone und ihres Vermögens einsetzte — mit dem Hinzufügen, daß ihr Neffe Peter von Holstein für mich die Regentschaft zu führen habe, falls ich bei ihrem Ableben das regierungsfähige Alter noch nicht erreicht haben sollte. Ich weiß nicht, ob ich Anlaß habe, mich über diese Feststellung zu freuen; denn durch sie ist so viel Aufregung und Unruhe in mein Leben gekommen, daß ich manchmal von Herzen wünschen möchte, jene Papiere wären niemals in meinen

Besitz gelangt. Ich hatte ja auch die Absicht, sie vor aller Welt geheim zu halten, aber ich konnte den Fürsten nicht von seinem Entschlusse abbringen, mir zu meinem Recht zu verhelfen, und ich mußte wohl oder übel alles geschehen lassen, was er zu diesem Zweck in meinem Namen versuchte. Er veranlaßte mich, mit ihm und seinem Gefolge nach Ragusa zu gehen, von wo aus er durch eine Mittelsperson Verhandlungen mit der Türkei anknüpfen wollte. Denn er war überzeugt, daß ich mich nur mit Waffengewalt würde in den Besitz der mir zustehenden Krone setzen können. Schweren Herzens ließ ich ihn gewähren, denn ich schwöre Ihnen, teuerste Darja, daß meine ehrgeizigen Wünsche durchaus nicht auf den russischen Kaiserthron gerichtet sind, und daß ich im innersten Herzen ein unüberwindliches Grauen hege vor diesem kalten, melancholischen und barbarischen Lande, das ich nach meinen Reiseeindrücken als das trostloseste von allen mir bekannten Ländern im Gedächtnis trage. Erleichtert atmete ich auf, als mir Radziwill vor etlichen Wochen sehr niedergeschlagen mitteilte, die Türkei habe in Kütschük Kainardschi mit der Kaiserin Katharina Frieden geschlossen und seine auf eine türkische Bundesgenossenschaft gerichteten Pläne seien damit endgültig gescheitert. Nun, so hoffe ich von ganzem Herzen, wird man mir vergönnen, mein Leben in Frieden weiterzuführen, gleichviel, ob ich berechtigte Ansprüche auf einen Kaiserthron erheben könnte oder nicht."

„Sie machen sich also keine Hoffnung mehr, diesen Thron jemals einzunehmen?"

Mit Entschiedenheit schüttelte Elisabeth den Kopf, und ein Lächeln von bestrickend liebenswürdiger Schelmerei glitt über ihr Gesicht.

„Sehe ich aus, als ob ich zur Despotin geschaffen wäre?“ fragte sie. „Meine Herrschsucht geht nicht weiter als bis zu dem Verlangen, die unumschränkte Gebieterin eines Mannes zu sein, den ich liebe.“

„Ich bin glücklich, das aus Ihrem Munde zu vernehmen, denn ich fürchte, der Versuch, Ihren Ansprüchen Geltung zu verschaffen, könnte bei der Uebermacht Ihrer Gegnerin nur einen für Sie verhängnisvollen Ausgang nehmen.“

„Ich wollte, Sie könnten auch meinen Freunden diese Ueberzeugung beibringen,“ erwiderte sie seufzend. „Es ist manchmal so schwer, ihren Tatendrang einzudämmen und sie von übereilten Schritten zurückzuhalten. Und Sie glauben nicht, wie groß die Zahl dieser Freunde ist. Ueberall, wohin ich komme, sehe ich mich von Leuten umgeben, die mir versichern, daß sie bereit sind, alles für mich zu opfern. Als unser Aufenthalt in Ragusa zwecklos geworden war, drängte mich der Fürst, nach Rom zu gehen, wo er sehr einflußreiche Verbindungen hat. Von der Schönheit der Landschaft gefesselt, verweilte ich auf dem Wege dahin einige Tage in Neapel. Man empfing und behandelte mich dort ganz wie eine kaiserliche Prinzessin, und der englische Gesandte Sir William Hamilton brachte mir so feurige Huldigungen dar, wie ich sie von einem Engländer, der noch dazu mehr Gelehrter als Diplomat ist, nimmermehr erwartet hätte. Dafür, daß er es aufrichtig meinte, hat er mir in jüngster Zeit die überzeugendsten Beweise geliefert.“

Ich wußte, worin diese Beweise bestanden, denn mein Gatte, der über die Angelegenheiten der Gräfin Silinska oder Prinzessin Tarakanow, wie sie auch hier in Livorno noch vielfach genannt wurde, erstaunlich genau unterrichtet

war, hatte es mir erzählt. Nach seiner Versicherung waren die Herren Dick und Jenkins nur die Mittelspersonen, durch die Hamilton seine schöne Freundin mit den großen Geldsummen versah, deren sie für ihre zweifellos sehr kostspielige Lebensführung bedurfte. In allen wirtschaftlichen Angelegenheiten war sie noch immer unerfahren wie ein Kind. Sie wurde von ihrer Dienerschaft auf die unverschämteste Weise bestohlen, und sie verteilte Almosen wie eine Kaiserin. Die verfügbaren Mittel des Fürsten Radziwill waren den unbegrenzten Ansprüchen seines schönen Schützlings offenbar schon längst nicht mehr gewachsen, und er selbst soll es gewesen sein, der sie veranlaßt hatte, sich mit der Bitte um ein Darlehen an Sir Hamilton zu wenden. Als ich mit dem Rechte der Freundschaft wagte, Elisabeth darauf aufmerksam zu machen, daß sie sich mit solchen gleichzeitigen Beziehungen zu mehreren Männern dem giftigen Gerede der Lästerungen preisgäbe, sah sie mich in naiver Verwunderung an, um mir dann mit Worten, die fast die Feierlichkeit eines Eidschwurs hatten, zu versichern, daß sie außer dem Herzog von Limburg, in dem sie ihren künftigen Gatten gesehen, bisher noch keinem Manne ein Recht über ihre Person eingeräumt habe.

„Ich erhebe keinen Anspruch auf einen Tugendpreis," sagte sie freimütig, „aber ich werde mich immer nur dem schenken, den ich liebe. Und ich habe weder den Fürsten noch Sir Hamilton darüber im unklaren gelassen, daß sie von mir nie etwas anderes als Freundschaft fordern dürfen. Wenn sie mir trotzdem ihr Geld förmlich aufgedrängt haben, weshalb hätte ich mich weigern sollen, es anzunehmen? Gerade sie sind es ja, die von mir verlangen, daß ich fürstlichen Aufwand treibe und wie eine

Prinzessin lebe. Ist es darum nicht recht und billig, daß sie auch die Kosten dieses Aufwandes bestreiten?"

Es war schwer, darauf etwas zu erwidern, das sie überzeugt hätte. Sie hatte eben von Jugend auf so ganz außerhalb aller hergebrachten Moralbegriffe gelebt, daß es wohl unmöglich gewesen wäre, ihr jetzt noch ein volles Verständnis dieser Begriffe beizubringen, und sie hatte eine so unwiderstehlich unschuldige Art, solche Dinge zu behandeln, daß es mir unmöglich gewesen wäre, sie zu verdammen, auch wenn ich den Beruf zur Sittenrichterin in mir gefühlt hätte. Sie war so schön, so liebenswürdig und so voll heiterer Lebensfreude, daß man bei ihrem Anblick nur den einzigen Wunsch haben konnte, sie glücklich zu sehen. Und weil meine Seele ganz erfüllt war von diesem inbrünstigen Wunsche, fühlte ich jedesmal etwas wie einen Stich ins Herz, wenn ich sah, mit welchem Eifer Alexis Orlow sich um ihre Gunst bemühte, und wieviel schwächer offenbar von Tag zu Tag der Widerstand wurde, den sie seinem Begehren entgegensetzte. Er kam täglich zu ihr, und er veranstaltete in seinem eigenen Hause ihr zu Ehren die üppigsten Feste. Als ein schöner Mann, der er ohne Zweifel noch immer war, und als lorbeergekrönter Kriegsheld mußte er notwendig Eindruck auf sie machen, und sie war eine viel zu aufrichtige Natur, um ihr Wohlgefallen zu verbergen. Radziwill schien seltsamerweise nicht im mindesten eifersüchtig, und Sir Hamilton hatte sich nach jenem Besuche, bei dem ich ihm flüchtig begegnet war, nicht wieder in Livorno blicken lassen. Einen andern aber gab es, dem die Qualen der Eifersucht offensichtlich desto grausamer zusetzten — den jungen Polen Stanislaus Domanski. Man brauchte nicht einmal die Augen einer Frau zu haben, um zu gewahren, daß er

Elisabeth mit der ganzen Glut eines leidenschaftlichen Herzens liebte und daß sie für ihn die Verkörperung alles irdischen Glückes bedeutete. Ich weiß nicht, ob er sich jemals mit der Hoffnung getragen hatte, sie zu besitzen, und seiner edlen, hochsinnigen Natur würde ich sehr wohl die Fähigkeit zugetraut haben, sie neidlos einem andern zu gönnen, den er für ihrer würdig gehalten hätte. Daß er aber in Alexis Orlow diesen Würdigeren nicht erblickte, dünkte mich fürwahr begreiflich genug, und voll des aufrichtigsten Mitleids beobachtete ich die namenlose Seelenpein, die ihn beim Anblick der immer vertrauter werdenden Beziehungen zwischen den beiden verzehrte und ihm immer mehr das Aussehen eines Schwerkranken gab.

Seit meiner Ankunft in Livorno mochten ungefähr vier Wochen verstrichen sein, als Graf Korowin mir eines Morgens mitteilte, Alexis Orlow habe ein Fest vorbereitet, wie es origineller und glänzender noch nicht dagewesen sei. Den Gipfelpunkt sollte ein großes Manöver der im Hafen liegenden russischen Schiffe bilden, das getreue Abbild der Seeschlacht bei Tschesme, mit einem von allen Fahrzeugen gleichzeitig abgebrannten prachtvollen Feuerwerk. Die Prinzessin Tarakanow — man hatte neuerdings angefangen, sie nur noch bei diesem klangvolleren Namen zu nennen — und ich seien die einzigen Damen, denen Orlow die Auszeichnung zugedacht habe, das Schauspiel vom Bord des Admiralsschiffes aus zu genießen.

Als ich einige Stunden später zu Elisabeth kam, fand ich sie in heiterster Stimmung.

„Ihr berühmter Landsmann will mir zu Ehren ein großes Seefest veranstalten," erzählte sie mit der Fröhlichkeit eines Kindes, das sich auf ein versprochenes Vergnügen freut. „Und er hat sich sogar die Mühe nicht

verdrießen lassen, mir eigenhändig einen Einladungsbrief in deutscher Sprache zu schreiben. Mit all seinen Fehlern ist es der drolligste Brief, den ich je in meinem Leben gelesen habe."

„Sie sind also entschlossen, die Einladung anzunehmen?"

„Gewiß! Ich schwärme für alles militärische Gepränge. Und dann ist das Ganze doch auch nur meinetwegen arrangiert worden. Ich werde mir für die Dauer einiger Stunden einbilden, daß ich wirklich eine Kaiserin sei, vor deren Augen man die Kriegsflotte paradieren läßt. Dann habe ich das Vergnügen meines hohen Ranges, ohne seine Lasten."

Sie lachte übermütig. Mich aber konnte ihre Ausgelassenheit nicht anstecken, denn mir waren inzwischen einige recht ernste Bedenken gekommen. Und ich faßte mir ein Herz, ihnen Ausdruck zu geben.

„Haben Sie gar nicht daran gedacht," fragte ich, „daß Orlow mit der Veranstaltung dieses Festes etwas Besonderes beabsichtigen könnte?"

„Etwas Besonderes? Ja, was denn?"

„Eine Dame, der er so außerordentliche Huldigungen darbringt, muß seinem Herzen wohl sehr nahe stehen. Und wie ich ihn zu kennen glaube, ist er nicht der Mann, der sich lange an schmachtender Anbetung genügen läßt. Vielleicht hofft er, seinem Ziel schon sehr nahe zu sein, wenn Sie erst einmal eingewilligt haben, an Bord seines Schiffes zu kommen."

Die Prinzessin zeigte sich nicht im mindesten beunruhigt.

„Bin ich verantwortlich für seine törichten Hoff-

nungen?" sagte sie schelmisch. „Ich habe ihm gewiß keinen Anlaß gegeben, sich in solchen Erwartungen zu wiegen."

„Sie erwidern seine Liebe also nicht?"

„Ich habe ihn sehr gern; ich bewundere ihn und bin mit Vergnügen in seiner Gesellschaft. Aber ich liebe ihn nicht."

„Vielleicht heute noch nicht. Aber würden Sie auch für sich einstehen können, wenn er sich Ihnen in all seiner Feldherrnherrlichkeit präsentiert?"

„O ja — auch dann. Für mich gibt es keine andere Liebe, als die auf den ersten Blick. Ein Mann, der mir nicht schon in der Stunde gefährlich wird, wo ich seine Bekanntschaft mache, kann mir überhaupt niemals gefährlich werden. Wenn es Sie beruhigt, liebste Darja, gebe ich Ihnen hiermit das feierliche Versprechen, daß ich das Admiralsschiff des Herrn Orlow ebenso unverliebt und ebenso makellos verlassen werde, als ich es betreten habe."

Selten hatte mich die Befreiung von einer Sorge so froh gemacht, als ich es in diesem Augenblick war. Und auch der letzte Schatten einer Bedenklichkeit schwand dahin, als Elisabeth nach einem kleinen Schweigen fortfuhr:

„Uebrigens liegt die Entscheidung darüber, ob ich auf das Schiff gehen werde oder nicht, ganz und gar bei Ihnen. Denn ich werde die Einladung nur annehmen, wenn Sie mir versprechen, mich zu begleiten. Unter Ihrem Schutze bin ich doch wohl sicher genug."

Nun fing auch ich an, mich auf das Fest zu freuen, das bereits am übernächsten Tage stattfinden sollte. Da die Prinzessin in sehr verzeihlicher weiblicher Eitelkeit als Mittelpunkt des allgemeinen Interesses so hübsch wie möglich sein wollte, brachten wir viele Stunden damit zu, ihre Toilette und ihren Schmuck auf das sorgfältigste aus-

zuwählen. Und ich war rechtschaffen müde, als ich am Vorabend des großen Tages in meine Wohnung zurückkehrte. Eben war ich im Begriff, mich in mein Schlafzimmer zu begeben, als man mir den Polen Domanski meldete. Sein Erscheinen zu so später Stunde mußte wohl eine sehr triftige Ursache haben, und ich zögerte darum nicht, ihn zu empfangen. Er war noch bleicher als sonst, und eine leidenschaftliche Erregung machte seinen Blick unstet und flackernd. Mit einer Exaltation, die mich erschreckte, rief er:

„Ich komme als ein Verzweifelnder zu Ihnen, Gräfin! Sie sind meine letzte Hoffnung, und Sie dürfen mir Ihre Hilfe nicht versagen. Sie allein haben Macht genug über die Prinzessin, um sie von dem Besuch dieses unseligen Festes abzuhalten, das nur dazu bestimmt ist, sie ins Verderben zu locken."

Ich begriff, daß es die rasendste Eifersucht war, die ihn erfüllte und ihn jede Rücksicht vergessen ließ. Aber ich hatte ja aus Elisabeths Munde gehört, daß diese Eifersucht grundlos war, und ich empfand für den verliebten jungen Menschen darum in diesem Augenblick nicht jenes tiefe Mitleid, das mir sein Benehmen ohne die Erklärung der Prinzessin wahrscheinlich eingeflößt haben würde.

„Warum ins Verderben?" fragte ich. „Was sollte ihr denn am hellen, lichten Tage inmitten hunderter von Menschen geschehen?"

„Inmitten hunderter von Feinden," ergänzte er finster. „Ich will Sie nicht kränken, Gräfin, denn er ist Ihr Landsmann, Ihr Nationalheld und vielleicht Ihr Freund. Aber ich kann kein Vertrauen zu diesem Orlow gewinnen. Ich halte ihn für einen Heuchler und einen Schurken."

„Wenn er es wäre, der Prinzessin Tarakanow gegenüber wird er sich wohl hüten, seine schlechten Charaktereigenschaften an den Tag zu legen. Weil ihm an ihrer freundlichen Gesinnung gelegen ist, will er ihr mit diesem Fest ein Vergnügen bereiten, das ist alles. Es scheint mir ein wenig lächerlich, irgendwelche schwarzen Absichten dahinter zu vermuten."

„Weshalb läßt er die Prinzessin das Schauspiel dieser nachgeahmten Seeschlacht nicht vom Lande aus genießen? Weshalb lockt er sie auf sein Schiff?"

„Weil man es von dort aus am besten beobachten kann. Liegt das nicht auf der Hand?"

„Man kann auch eine andere Erklärung dafür finden. Es ist meine heiligste Ueberzeugung, daß alle, die es mit Elisabeth gut meinen, ihr Aeußerstes tun sollten, sie am Betreten dieses Schiffes zu hindern."

„Wenn das Ihre Ueberzeugung ist, warum versuchen Sie nicht, die Prinzessin davon abzuhalten?"

„Weil ich keinen Einfluß auf sie habe. Weil sie mich als einen eifersüchtigen Narren ausgelacht hat. Unter allen Menschen gibt es nur einen einzigen, der sie von ihrem Vorhaben abbringen könnte — und das sind Sie, Gräfin! Noch einmal beschwöre ich Sie inständig, es zu tun."

Seine Hartnäckigkeit verdroß mich, denn auch ich fing nachgerade an, ein wenig Narrheit in seiner maßlosen Eifersucht zu sehen. Außerdem freute ich mich auf das Fest vielleicht kaum weniger als die Prinzessin. Und ich war, wenn es sich um den Verzicht auf ein erhofftes Vergnügen handelte, am Ende auch nur ein schwaches, törichtes Weib. Genug, ich setzte eine strenge Miene auf, erklärte dem Polen, daß ich seine Befürchtungen für Hirn-

gespinste hielte, und daß ich darum nicht den mindesten Grund sähe, seinem Verlangen zu willfahren. Er nahm diese Weigerung für mein letztes Wort, warf mir einen Blick zu, dessen tiefe Traurigkeit ich nie vergessen werde, und verließ mich fast ohne Abschied.

Daß er mich später für eine eingeweihte Helfershelferin der schurkischen Verräter gehalten und seiner Verachtung gegen mich unverhohlen Ausdruck gegeben hat — ich konnte ihm nach dem Verlauf dieser nächtlichen Unterredung wahrlich keinen Vorwurf daraus machen.

— — — — — — — — — —

Man weiß, was an dem Tage jenes fluchwürdigen Festes geschah. Und ich muß kurz darüber hinweg gehen, weil ich noch heute, nach so viel Jahren, die grausamste Wunde meines Herzens bluten mache, wenn ich mich daran erinnere. In einem reich geschmückten Boote wurden wir, die Prinzessin mit ihrem kleinen Gefolge, unter dem sich auch Domanski und Czarnomski befanden, und ich, zu dem Admiralsschiff hinübergerudert. Elisabeth, die hinreißend aussah, empfing von allen Fahrzeugen, an denen wir vorüberkamen, so begeisterte Huldigungen, als wäre sie wirklich eine gekrönte Kaiserin, und ihr zartes Antlitz strahlte in der Freude über diesen Triumph. Keinem von uns fiel es auf, daß das Admiralsschiff während der letzten Nacht seinen bisherigen Platz verlassen hatte und viel weiter seewärts vor Anker gegangen war. Als unser Boot anlegte, ließ man eine Treppe herab, auf der Elisabeth als die erste leichtfüßig zum Verdeck emporstieg. Ich wollte ihr folgen, aber mein Gatte, der sich in unserer Gesellschaft befand, hielt mich zurück.

„Den fremden Gästen der Vortritt!“ flüsterte er mir zu. Und obwohl ich ein wenig erstaunt war, ließ ich es

doch geschehen, daß die Gesellschafterin der Prinzessin und die beiden polnischen Edelleute vor mir die Schiffstreppe erstiegen. In dem Augenblick aber, da nun auch ich meinen Fuß auf die unterste Stufe setzen wollte, wurde sie zu meiner Ueberraschung emporgezogen; mein Gatte drückte mich auf den Sitz zurück, und der Bootsmann stieß uns mit einer Stange vom Schiffe ab. Von hastigen Ruderschlägen getrieben, schoß unser Boot wieder dem Lande zu. Halb erstarrt vor Bestürzung und Schrecken, sah ich eine lebhafte Bewegung unter den auf dem Verdeck des Admiralsschiffes zusammengedrängten Menschen und hörte zugleich das Rasseln der aufgewundenen Ankerkette. Ich wollte schreien, aber Korowin legte mir die Hand auf den Mund. Ich wollte mich ins Meer stürzen, aber seine riesenstarken Arme umklammerten mich wie eiserne Fesseln, und in ohnmächtiger Untätigkeit mußte ich zusehen, wie sich die Fregatte langsam aus dem Hafen entfernte, die unglückliche Elisabeth ihrer haßglühenden Feindin und einem unentrinnbaren Verderben zuführend. — —

Seit Monaten schon war alles ein abgekartetes Spiel gewesen — eine beispiellos schändliche Intrige, an deren Gelingen Alexis Orlow und mein ihm sklavisch ergebener Gemahl in Gemeinschaft mit dem edlen Sir William Hamilton zielbewußt und unermüdlich gearbeitet hatten. Der englische Diplomat war es gewesen, der Orlow zuerst auf die gefährliche Prätendentin aufmerksam gemacht hatte. Alexis hatte sich beeilt, an die Kaiserin Katharina zu berichten, und sie hatte ihm in unverkennbarer Furcht vor einer neuen Erschütterung ihres Thrones geschrieben, daß er alles daransetzen solle, sich der Betrügerin zu bemächtigen, gleichviel ob durch List oder durch Gewalt. Um sich gegen die leidenschaftlichen Anklagen zu verteidigen,

die ich ihm ins Gesicht schleuderte, erzählte mir Graf Korowin, daß die in jenem Briefe kundgegebenen Wünsche der Kaiserin sich sogar bis zu dem Verlangen verstiegen hätten, Orlow solle die Stadt Livorno bombardieren, wenn man ihm die Herausgabe der sogenannten Prinzessin verweigere — die Hafenstadt eines Landes, mit dem man im tiefsten Frieden lebte! Zu diesem abenteuerlichen Mittel zu greifen, hatte sich der Admiral allerdings weislich gehütet, aber was er getan hatte, war tausendmal abscheulicher und brutaler gewesen als die Beschießung einer wehrlosen Stadt, für die er sich immerhin hätte auf den Befehl seiner Monarchin berufen können, während keine Gewalt der Erde einen Mann von Ehre zwingen kann, zum feilen, lügnerischen Schurken zu werden. Er hatte alle Listen und Ränke seines verschlagenen Geistes aufgewendet, um das Vertrauen der Ahnungslosen zu gewinnen. Die Geldmittel, die sie von Hamilton zu empfangen glaubte, waren in Wirklichkeit aus seiner Tasche geflossen, und der Erbärmliche war nicht davor zurückgeschreckt, den feurigen Liebhaber zu spielen, um jedem Argwohn vorzubeugen, der sich im Herzen der unglücklichen Frau gegen den Heerführer Katharinas hätte regen können. Die Entführung auf dem Admiralsschiff hatte endlich die Bekrönung des mit so viel Geduld und Tücke aufgeführten Gebäudes gebildet. Orlow hatte sich gar nicht an Bord des Fahrzeuges befunden, als Elisabeth es betrat, sondern er hatte es seinem Untergebenen, dem Vizeadmiral Greigh, überlassen, die Prinzessin darüber aufzuklären, daß sie in eine Falle gegangen sei, und sie als eine Gefangene nach Rußland zu bringen. Das Getümmel, das ich vom Boote aus auf dem Verdeck des Schiffes wahrgenommen, war dadurch entstanden, daß der tapfere

Domanski dem Offizier, der die Prinzessin für verhaftet erklärte, mit dem blanken Degen hatte zu Leibe gehen wollen. Von der Uebermacht schnell entwaffnet, war der junge Pole alsbald in Fesseln gelegt worden. Man hatte ihn in dem untersten Schiffsraum eingesperrt, und es war ihm nicht vergönnt worden, die geliebte Frau wiederzusehen. —

Man brachte die Prinzessin Elisabeth Tarakanow nach Kronstadt und von da in die Peter-Paulsfestung zu Petersburg. Ueber die Einzelheiten ihres Prozesses ist zuverlässige Kunde niemals über die Mauern dieser Festung hinausgedrungen. Aber man weiß zur Genüge, wie solche Prozesse in Rußland geführt werden, wenn es der allerhöchste Wille ist, daß sie mit einer Verurteilung und Beseitigung des Angeschuldigten endigen. Und darüber, daß Katharina den brennenden Wunsch hegte, diese Prätendentin für immer unschädlich gemacht zu sehen, kann kein Zweifel bestehen. Kein Wunder also, daß die Art ihrer Gefangenschaft und ihrer „Verhöre" den Todeskeim, den die zart gebaute Elisabeth schon vor ihrer Verhaftung in der Brust getragen haben mochte, zu rascher Entfaltung brachte. Sie erkrankte an der Schwindsucht und welkte schnell dahin. Aus dem Munde des Geistlichen, den man ihr zuführte, als sie nicht mehr imstande war, sich von ihrem armseligen Lager zu erheben, weiß ich, daß sie ihrer Auflösung mit der edlen Gefaßtheit einer Märtyrerin entgegensah. Als er den Versuch machte, sie zu trösten, schüttelte sie mit einem wehmütigen Lächeln den Kopf und sagte leise:

„Sprechen Sie die Sterbegebete, mein Vater! Das ist alles, was es hier noch für Sie zu tun gibt."

„Und sie hatte recht," fügte der Greis hinzu, wäh-

rend die Erinnerung an die schöne Dulderin seine Augen feuchtete. „Mir blieb nichts mehr als die Pflicht, sie auf den Himmel vorzubereiten, dessen allwissender und allgütiger Beherrscher dieser armen Verirrten sicherlich ein milderer Richter gewesen ist, als es die erbarmungslosen Menschen waren."

Sie starb am 4. Dezember des Jahres 1775, und schon am folgenden Tage wurden ihre irdischen Ueberreste im Festungshofe der Erde übergeben. Die später aufgetauchte Erzählung, daß man sie bei einer Ueberschwemmung der Festung in ihrer unterirdischen Zelle habe ertrinken lassen, ist nichts als ein Märchen, denn jenes Hochwasser der Newa, an das ich mich noch recht gut erinnere, trat erst im Jahre 1777 ein, also zu einer Zeit, da meine arme, geliebte Freundin schon seit zwei Jahren von den Irrfahrten und Abenteuern ihres kurzen Erdendaseins ausruhte.

---

29. Kapitel.

Mit der Verhaftung der Prinzessin Tarakanow und mit dem Anteil, den ich mir an ihrem Schicksal beimessen muß, endet der tätige Teil meines Lebens. Was ihm gefolgt ist, und was ihm noch weiter folgen mag, bedeutet für mich nur noch einen Zustand des untätigen Zuschauens und des stillen Leidens, durch einige rasch verrauschte Stunden höchsten Glückes unterbrochen, wie ein Bündel heller Sonnenstrahlen wohl einmal für wenig Augenblicke den Wolkenhimmel eines trüben Spätherbsttages durchbricht. Ich lebe seit dem Jahre 1776,

demselben Jahre, in dem Graf Korowin durch den Degenstich eines eifersüchtigen Ehemannes seinen Tod fand, wieder am Hofe der Kaiserin Katharina, wie die Welt glaubt, im vollsten Sonnenschein ihrer Gnade. Als ich nach Petersburg zurückkehrte, gab es im kaiserlichen Palaste keinen allmächtigen Orlow und keinen Favoriten Wassiltschikow mehr. An ihre Stelle war mit der Selbstverständlichkeit des zielbewußten Eroberers, der Schritt für Schritt seinen Weg verfolgt hat, der Mann getreten, den die Nachwelt, wenn sie gerecht ist, als den größten seines Zeitalters feiern muß. Ich fand Gregor Potemkin als den Geliebten Katharinas und als den ungekrönten Kaiser von Rußland. Und ich fand ihn auf dieser stolzen Höhe, ohne etwas anderes zu fühlen als Genugtuung und Bewunderung. Ich sah ja, daß dies der Platz war, der ihm gebührte und den zu erstreben seine heilige Pflicht gewesen war. Das Leben hatte mich endlich gelehrt, zu begreifen, wie gewaltig sich eines Mannes Vorstellung vom höchsten Erdenglück von den Glücksvorstellungen des Weibes unterscheidet. Seit seinen Knabenjahren hatte Potemkin nicht aufgehört, mich zu lieben, und nie hat sich in seinem Herzen eine wärmere Empfindung für die Frau geregt, die ihn mit Ehren und Würden, mit unermeßlichen Reichtümern und mit ausschweifenden Zärtlichkeiten überschüttete. Aber er hatte seiner Liebe ebensowenig gestattet, ihm ein Hindernis zu werden auf seinem Wege, als er sich durch seine Gleichgültigkeit gegen die Reize der kaiserlichen Buhlerin hindern ließ, ihr zu gewähren, was er als ein unerläßliches Mittel für die Erreichung seiner hohen Ziele erkannt hatte. Ihm war es in demselben Maße Bedürfnis, zu herrschen, wie es dem Weibe Bedürfnis ist, zu lieben und geliebt zu werden.

Seit dem Anbeginn der Menschheit ist es das Schicksal der beiden Geschlechter, unter diesem Widerspruch zu leiden, und bis in alle Ewigkeit wird es das Los ungezählter Frauenherzen sein, an diesem Widerspruch zu verbluten. Auf der Höhe meines Lebens, in den Tagen meiner noch ungebrochenen Jugendkraft, war es mir als eine unausdenkbare Vorstellung erschienen, den heißgeliebten Mann hoffnungslos an seine ehrgeizigen Pläne und damit zugleich an ein anderes Weib zu verlieren. Jetzt, da ich als eine müde, in Kämpfen und Leiden abgenützte Frau an die Stätte meiner Jugendträume und meiner Jugendtorheiten zurückkehrte, lehnte sich in mir nichts mehr dagegen auf. Und doch war meine Liebe nicht geringer und nicht schwachmütiger geworden. Die himmelan lodernden Gluten der Leidenschaft mochten erloschen sein; aber mit ihnen zugleich waren auch die häßlichen Schlacken selbstsüchtigen Glückbegehrens verschwunden, die das Feuer der Leidenschaft so unwert machen, als etwas Hohes und Heiliges gepriesen zu werden. Ich liebte Potemkin mit einer stillen, wunschlosen, fast möchte ich sagen: mütterlichen Liebe, wie ich mir ja auch in der Tat neben seiner kraftstrotzenden Jugend viel, viel älter vorkam, als es durch den geringen Unterschied der Jahre vielleicht gerechtfertigt war.

Er hatte niemanden bekämpfen und niemanden verdrängen müssen, um seinen Platz an der Seite der Kaiserin einzunehmen. Der liebenswürdige Wassiltschikow war, wie Panin es vorausgesagt hatte, mit der größten Bereitwilligkeit von einer Bühne abgetreten, auf der er sich wohl niemals recht wohl gefühlt hatte. Von seiner kaiserlichen Gönnerin reich beschenkt, heiratete er ein hübsches junges Mädchen und soll als Vater zahlreicher Kinder ein überaus

glückliches Familienleben geführt haben. Gregor Orlow aber hatte sich inzwischen mit seinem Schicksal abgefunden. Wohl war er eines Tages aus seiner Verbannung nach Petersburg zurückgekehrt, ohne die Erlaubnis Katharinas zu diesem Schritt einzuholen, und wohl hatte es vorübergehend fast den Anschein gehabt, als würde es ihm noch einmal gelingen, sich die verlorene Stellung wiederzuerobern. Aber die Ankunft Potemkins hatte der zaghaften Unsicherheit Katharinas dem ehemaligen Günstling gegenüber für immer ein Ende gemacht, und Orlow war klug genug gewesen, die Sachlage richtig zu erkennen. Um nicht als Besiegter und Gestürzter zu einem Gegenstand geringschätzigen Mitleids für diejenigen zu werden, die bisher in sklavischer Demut vor ihm im Staube gelegen hatten, unternahm er eine große Reise durch Europa, von der zuweilen die abenteuerlichsten Nachrichten nach Petersburg gelangten. Mit Diamanten überladen, von einem großen Gefolge umgeben, setzte er die europäischen Hauptstädte durch die Seltsamkeit seiner verschwenderischen Gelüste in Erstaunen, verlor mit lächelnder Gleichgültigkeit Unsummen im Spiel, machte durch die gewagtesten Liebesabenteuer von sich reden und hinterließ überall im Auslande den Eindruck eines Menschen, dessen geistige Fähigkeiten schlecht zu seinen glänzenden körperlichen Vorzügen stimmten. Des Umherschweifens müde, das einem Manne von seiner Vergangenheit kaum noch neue Sensationen bringen konnte, kehrte er nach Rußland zurück, von Katharina auf das freundlichste empfangen, und durch seinen Rang wie durch seinen Reichtum sofort zum Mittelpunkt einer Gesellschaft gemacht, die jetzt nur noch den freigebigen, gastlichen und lebenslustigen Fürsten, nicht mehr den gestürzten Günstling in ihm zu sehen schien.

Nicht nur zu der Kaiserin, sondern auch zu Potemkin wußte er äußerlich die besten Beziehungen zu unterhalten, und seine Rache an dem neuen Machthaber bestand lediglich darin, daß er neben dem kaiserlichen Hofe eine Art von eigener Hofhaltung etablierte. Wohl ließ er sich von seiner ehemaligen Freundin auch jetzt noch hier und da durch fürstliche Geschenke auszeichnen, aber er empfing sie nicht mehr mit der ehrerbietigen Dankbarkeit eines Untertans, sondern wie liebenswürdige Aufmerksamkeiten, die einem Gleichgestellten erwiesen werden. Als ihm Katharina einmal zu den Schlössern, die er bereits besaß, noch ein weiteres Palais schenkte, beeilte er sich, sie zu einem märchenhaften Feste einzuladen und überreichte ihr, als es zu Ende ging, einen Diamanten, den er mit nahezu fünfmalhunderttausend Rubeln bezahlt hatte — mit einer Summe also, die den Wert des geschenkten Palais sehr erheblich überstieg.

Daran, daß der ausschweifende Roué, zu dem Gregor Orlow allgemach geworden war, mit seinen dreiundvierzig Jahren noch einmal von einer großen und echten Liebesleidenschaft ergriffen werden könnte, hatte sicherlich niemand gedacht. Mit einem ironischen Lächeln vernahm man die Kunde, daß er plötzlich alle seine Beziehungen zu mehr oder weniger leichtfertigen Damen abgebrochen habe, weil das neunzehnjährige Fräulein Zinowiew Alleinherrscherin in seinem Herzen geworden sei. Natürlich hielt alle Welt das Verhältnis für ein vorübergehendes, um so mehr, als es wegen der zwischen beiden bestehenden, ziemlich nahen Verwandtschaft gegen die Gebote der Religion verstieß. Aber man hatte sich diesmal gründlich getäuscht. Zum nicht geringen Mißvergnügen Katharinas erklärte Orlow jedem, der es hören wollte,

seine Liebe zu der Zinowiew sei die erste wirkliche Leidenschaft seines Lebens, und eines Tages erzählte man in ganz Petersburg, daß er sich mit dem schönen jungen Mädchen in aller Form habe trauen lassen. Natürlich hatte er sehr wohl gewußt, daß nicht nur das kirchliche, sondern auch das weltliche Gesetz eine solche Ehe verbot; aber wie er sich noch nie um Gesetz und Recht gekümmert hatte, wenn es galt, einen seiner Wünsche zu befriedigen, so hatte er wohl auch diesmal geglaubt, sich leichten Herzens über ein so geringfügiges Bedenken hinwegsetzen zu dürfen.

Nun zum erstenmal mußte er erfahren, daß er nicht mehr der allmächtige Orlow war, gegen den kein Würdenträger der Kirche und keine weltliche Obrigkeit sich zu erheben wagte. Wohl hätte ein Machtwort der Kaiserin die gesetzwidrige Ehe für giltig erklären können. Aber er dachte nicht daran, dies Machtwort als eine Gnade zu erbitten, und Katharina sah sich nicht veranlaßt, es aus eigenem Antrieb zu sprechen. Die Angelegenheit kam vor den Senat, und durch einstimmigen Beschluß wurde die Eheschließung für nichtig erklärt. Die Jungvermählten mußten sich mitten in den Flitterwochen trennen, und die Sache drohte bei der leidenschaftlichen Natur Orlows irgendeine tragische Wendung zu nehmen, als die Kaiserin, die den ehemaligen Galan nun wohl zur Genüge für die lästerliche Verleugnung der einstigen Liebesseligkeiten gestraft glaubte, endlich huldvoll eingriff, den Beschluß des Senats mit einem Federstrich aufhob und die Wiedervereinten aufs neue in Gnaden aufnahm.

Nie sah man ein vollkommeneres Beispiel für die Macht der Liebe, einen eingefleischten Sünder zu bekehren, als es den Augen der erstaunten Welt nunmehr geboten

wurde. Der Verschwender und Wüstling Orlow war mit einem Schlage zum musterhaften Ehemann und ordentlichen, sparsamen Wirtschafter geworden. Seine junge Frau betete ihn an, und er trug sie auf den Händen. Es schien, daß ein stürmisches, wildbewegtes Leben im milden Sonnenschein des reinsten Glückes still und friedlich zu Ende gehen solle. Höhere Mächte aber hatten es anders beschlossen. Nach kaum dreijähriger Ehe zeigten sich bei der jungen Frau die Anfänge eines ernsten Leidens, und auf den Rat der Aerzte mußte sie Petersburg verlassen, um in einem milderen Klima Heilung zu suchen. Gregor Orlow führte sein heißgeliebtes Weib in die Schweiz und ließ aus allen Weltgegenden die berühmtesten Aerzte dorthin kommen, damit sie ihm durch ihre Kunst das teure Leben erhielten. Aber alles menschliche Bemühen blieb vergeblich. Die junge Fürstin verschied am 16. Juni des Jahres 1782 in Lausanne, und als Gregor Orlow wieder in Petersburg erschien, fiel es selbst seinen besten Freunden schwer, in dem völlig gebrochenen, zeitweilig vollkommen geistesabwesenden Manne den unverwüstlichen Lebenskünstler von ehedem wiederzuerkennen. Er litt an schreckhaften Einbildungen und rief oft mitten in der Nacht seine Dienerschaft zusammen, weil er sich von geisterhaften Erscheinungen, unter denen besonders die Gestalt des ermordeten Peter immer wiederkehrte, verfolgt und bedroht glaubte. Sein Tod, der kaum sechs Monate nach seiner Heimkehr erfolgte, soll ein gräßlicher Kampf gewesen sein, und ich weiß nicht, ob ich denen widersprechen soll, die in diesem kläglichen Ausgang eines bis zu schwindelnden Höhen emporgestiegenen Lebenslaufes die strafende Hand der göttlichen Gerechtigkeit erkennen wollten. — —

Von wem noch könnte ich auf diesen Blättern erzählen? Seit meiner Rückkehr aus Petersburg gab es auf dieser Erde für mich nur noch einen einzigen Menschen, dessen Geschicke ich mit der Anteilnahme des Herzens verfolgte. Und in dem Leben dieses Einen gibt es nichts, das nicht aller Welt bekannt wäre. All sein Tun und Lassen, seine staatsmännischen und kriegerischen Großtaten, wie die intimsten Einzelheiten seines Privatlebens — sie liegen offen wie ein aufgeschlagenes Buch vor jedermanns Augen da, und der Griffel der Geschichte wird sie dem Gedächnis kommender Geschlechter besser und vollständiger aufbewahren als meine schwache Feder es vermöchte. Ich sah seinem Aufstieg zu, ohne daß in einem seiner gewaltigen Erfolge etwas Ueberraschendes für mich gewesen wäre. Daß er in kurzen Zwischenräumen leitender Minister und Oberbefehlshaber der Armee, Generalgouverneur der südlichen Provinzen und Großadmiral vom Schwarzen Meer wurde, was hätte mich daran in Erstaunen setzen sollen! Seine Größe hätte dieser Auszeichnungen ebensowohl entraten können, denn sie war von einer Art, die sich nicht nach Titeln und Würden messen läßt. Als er der Kaiserin die Krim gewonnen hatte, erhielt er den Beinamen „Tawritscheskij"*); aber ob die Nachwelt die Erinnerung an ihn mit diesem oder mit seinem Familiennamen verknüpfen mag, immer wird sie seiner als eines der gewaltigsten von Rußlands Söhnen gedenken müssen. Daß er nebenher auch der Geliebte einer Kaiserin gewesen ist, bedeutet einen Ruhmestitel für diese Kaiserin, nicht für ihn. Er hatte ihrer bedurft, um sich in den Besitz der Macht zu bringen; aber er bedurfte ihrer nicht mehr, als er die Zügel erst einmal in seinen eisernen

*) Der Taurier.

Händen hielt. Nicht seine Gebieterin, sondern seine Sklavin ist sie gewesen. Und mit der widerspruchslosen Unterwerfung unter seinen unbeugsamen Willen leistete sie sich selbst wie ihrem Reiche in der Tat den besten Dienst. Man mag ihre Verdienste preisen, so hoch man will — man mag ihr mit Recht nachsagen, daß sie das gesellschaftliche Leben mit dem Geiste einer neuen, aufgeklärten Zeit erfüllte, daß sie Schulen begründete, Findelhäuser errichtete und mancher Ungerechtigkeit durch verständige Gesetze steuerte, die vielleicht ihrem eigenen Kopfe, vielleicht auch dem Kopfe irgendeines von den französischen Philosophen entsprungen waren, mit denen sie in unaufhörlichem Briefwechsel stand. Was aber wollen alle diese kleinen, mehr frauenhaften als großartigen Reformen bedeuten neben dem ungeheuren Zuwachs an Macht und Ansehen, die Rußland einzig der Tatkraft, der eisernen Entschlossenheit, dem hochfliegenden Geiste und der staatsmännischen Klugheit ihres sogenannten Günstlings Potemkin zu danken hat! Von den Träumen, die einst der Knabe Gregor angesichts der goldenen Kuppeln des Kreml geträumt, ist keiner ein bloßer Traum geblieben. Herrlich und groß hat er sie alle zur vollen Wirklichkeit gemacht. Und darum wird sein Name unvergessen bleiben müssen, so lange noch irgendwo in der Welt der Name einer Katharina genannt wird. —

Wo aber in dieser unvollkommenen Welt ist das Strahlende, das Neid, Mißgunst und Unverstand nicht zu verdunkeln gesucht hätten! Wenig Wochen erst sind verflossen, seitdem er aus diesem Leben schied, und schon erheben sich aus den Reihen derer, die vor dem Lebendigen in feigem Sklavensinn auf den Knien lagen, die Stimmen, die seinen Ruhm in den Staub zu ziehen und seine Ehre

zu verunglimpfen suchen. Seine Klugheit heißt ihnen jetzt verschlagene Hinterlist, seine durch nichts zu erschütternde Energie heißt ihnen rücksichtslose Brutalität. Und daß er, den die Natur zum Herrscher bestimmt hatte, auch wie ein Herrscher leben wollte — daß er sich mit Glanz und Pracht umgab, weil er eben seiner Veranlagung nach nur in Glanz und Pracht atmen konnte, es gibt diesen kleinen Seelen jetzt einen Vorwand, von seiner Habgier und seiner Sucht nach schamloser Bereicherung zu reden. Wohl mir, daß auch ich mich dem Ende meines Weges nahe fühle und daß ich nicht gezwungen sein werde, noch lange in dieser undankbaren Welt zu leben! Woher auch sollte ich Kraft genug nehmen, die Einsamkeit und die Dunkelheit des Abends zu ertragen, nachdem die Liebe eines Potemkin meinen späten Mittag vergoldet hat!

Ja, seine Liebe. Was ich als ein heiliges Geheimnis bewahren mußte, so lange der Freund meiner Seele im Lichte wandelte, jetzt darf ich es getrost diesen Blättern anvertrauen, von denen ich ohnehin nicht weiß, ob jemals eines Nachlebenden Auge auf ihnen ruhen wird.

Wie zwei gute Freunde, deren vollkommene innere Harmonie durch nichts gestört werden kann, waren Gregor und ich nebeneinander hergegangen, so lange Katharinas Sinnendurst ihn wie mit saugenden Fangarmen umstrickte. Jahrelang hatte ihre mißtrauische Eifersucht jeden meiner Schritte, jedes meiner Worte, jeden meiner Blicke belauert. Aber es kostete mich keine Ueberwindung, ihren Argwohn durch mein Verhalten zu entwaffnen. Meine Liebe war von jener Art, die eine Katharina nimmermehr zu begreifen vermocht hätte. Das heiße Be-

gehren des Blutes war stumm geworden; nicht den Geliebten zu besitzen, sondern ihn glücklich zu sehen, war das Ziel meiner Wünsche. So mußte die Kaiserin wohl endlich zu der Ueberzeugung gelangen, daß ich ihr als Rivalin nicht mehr gefährlich sei. Und sie lohnte mir's, wenn auch nicht mit dem rückhaltlosen Vertrauen unserer Jugendjahre, so doch mit gnädiger Huld, für die ich ihr dankbar bleiben will, da sie mir die Möglichkeit eines ruhigen und sorgenlosen Lebens gewährte.

Dann aber kam der Tag, an dem ihre unersättliche Weiblichkeit nach neuen Reizungen schrie. Auch die männliche Herrlichkeit eines Potemkin konnte ihr nicht mehr genügen. Und er, der im innersten Herzen froh war, dieses lästigen Zwanges, des einzigen, den er je geduldet, endlich ledig zu werden, er räumte neidlos einem andern den Platz in ihrem Schlafgemach. Ihm galt es gleich, wie die Nachfolger heißen mochten, die sich dem Heißhunger Katharinas ausliefern mußten. Ja, er war großmütig genug, ihr selber diejenigen zuzuführen, die er auf Grund seiner Erfahrungen für die geeignetsten halten mußte. Von allem Anbeginn hatte er ja nicht das Weib begehrt, sondern einzig die Macht, die dieses Weib zu vergeben hatte. Und daß keiner, der als Günstling an seine Stelle trat, ihm diese Macht wieder entwinden würde, dessen war er im stolzen Vertrauen auf seine Kraft sicher genug, um lächelnd zuzusehen, wie die neuen Herzensfreunde der Kaiserin mit glitzerndem Tand behängt, mit Gold überschüttet und mit ebenso klangvollen als bedeutungslosen Titeln geschmückt wurden. Ihm war es genug, nicht nur der mächtigste, sondern auch der freieste Mann im weiten Zarenreiche zu sein. Und dieselbe Stunde, die ihm seine unumschränkte Freiheit gegeben, war für mich die Ge-

burtsstunde eines Glückes, wie selbst meine ausschweifendsten Phantasien es nimmermehr erträumt hatten.

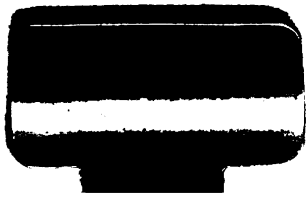
Was waren mir jetzt noch alle Leiden und Bitternisse meines vergangenen Lebens! Was waren nach diesem Taumel höchster Seligkeit alle Schrecknisse, die eine unbekannte Zukunft mir noch aufbehalten haben mochte! Ich war wieder jung geworden, aber ich genoß unendlich viel tiefer und inbrünstiger als die ihres Glückes nur halb bewußte Jugend zu genießen vermag. Ein Wunder hatte mich auf die Sonnenhöhe meines Daseins gehoben, als ich längst die Tiefen jenseits des Gipfels erreicht zu haben glaubte.

Nach diesem blieb mir auf Erden nichts mehr zu wünschen übrig. — — —

Mein Freund, mein Geliebter, der Abgott meiner Seele ist mir voraufgegangen. Er starb am 5. Oktober dieses gegenwärtigen Jahres 1791 auf einer Reise von Jassy nach Nikolajew, die er, schon ernstlich erkrankt, trotz der dringenden Warnungen seines Arztes angetreten hatte. Mitten auf der Landstraße mußte er in einem Erstickungsanfall seinen Wagen verlassen und am Grabenrand, wo man ihm ein Lager bereitet, tat er seinen letzten Atemzug. — Aus einem Leben ohne ihn habe ich nichts mehr zu erzählen. — — —

Ende.

YB 55946

U. C. BERKELEY LIBRARIES

C045991646